

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Der geniale Mensch

Lombroso, Cesare

Hamburg, 1890

Dritter Theil. Das Genie bei den Irren

Dritter Theil.

Das Genie bei den Irren.

Erstes Kapitel.

Beispiele von Schöngeistern, Humoristen und Dichtern unter den Irren. — Die Journale der Irrenanstalten. — Uebersicht. — Leidenschaft. — Atavistisches.

Der Zusammenhang von Genie und Irrsein, den wir nachgewiesen zu haben glauben, wird durch die Ueberreizung der Intelligenz und die zeitweilige wahrhafte Genialität bestätigt, die man bei den Irren häufig beobachten kann.

„Es scheint,“ sagt CH. NODIER,¹ „dass die zerstreuten und sich kreuzenden Strahlen der kranken Intelligenz plötzlich wie die Sonnenstrahlen auf der Linse bündelförmig verschmelzen und den Reden des armen Irren so vielen Glanz verleihen, dass man mit Recht bezweifeln darf, er sei im Vollbesitz seiner Vernunft klarer und klüger gewesen und habe überzeugender sich ausgedrückt.

„Die Geisteskrankheit gräbt zwar tiefe Lücken, hemmt aber nicht immer sämtliche Geistesfähigkeiten. In den Dichtungen von total Dementen ist die Quantität (der Silben) oft sehr richtig wahrgenommen.

Der griechische Maler Domenico Theotocopuli, dessen Meisterwerke die spanischen Kirchen zieren, war wahnsinnig. In England sahen wir den Kampf von Löwen und wüthenden Hengsten auf einer Diele mittelst der Spitze eines glühenden

¹ *Les Bas bleus*, 1846, pag. 217.

Eisens von einem Geisteskranken gezeichnet und glaubten eine Skizze von Géricault auf Asphalt zu sehen.“¹

Im Wahnsinn macht ein unwissender Bauer lateinische Verse, ein anderer spricht plötzlich eine Sprache, die er nie erlernt hat, und weiss nach seiner Heilung kein Wort mehr davon, eine Frau singt geistliche und lateinische Lieder, die sie niemals gewusst hat, ein am Kopf verwundetes Kind spricht Sätze in deutscher Sprache und weiss kein einziges Wort von dieser Sprache, nachdem es wieder genesen ist.“²

WINSLOW kannte einen Edelmann, der in gesundem Zustande nicht eine einfache Addition fertig brachte, und der während der Anfälle von Manie zu einem ausgezeichneten Mathematiker wurde. Desgleichen eine Frau, die in der Irrenanstalt zur Dichterin wurde, nach der Entlassung aber wieder prosaisch ihre Wirthschaft besorgte.

Ein Verrückter beklagte sich über seine Internirung in Bicêtre in folgenden Versen:

Ah! le poète de Florence	Rêvé l'abîme de souffrance,
N'avait pas dans son chant sacré	De tes murs, Bicêtre exécré. ³

ESQUIROL erzählt, ein Maniakalischer habe während des akuten Stadiums ein Geschütz erfunden, das später Anerkennung gefunden hat.

MOREL behandelte einen Irren, der periodisch stumpfsinnig war, aber in den freien Zwischenzeiten ganz hübsche Lustspiele verfasste.

MARCÉ spricht von einem Kranken, Namens John Clare, der in Prosa Unsinn sprach, aber stilvollendete und gedankenreiche Elegien verfasste.⁴

LEURET sagt bezüglich der Manie: „Es ist mir mehrmals begegnet, dass ich die Fähigkeiten gewisser Personen überschätzte, wenn ich sie nach ihrem Verhalten während des

¹ THEOPHILE GAUTIER, *Voyage en Italie*, Paris 1880.

² TRÉLAT, *Recherches historiques sur la folie*, p. 81, Paris 1839.

³ MOREAU, *Psychologie morbide*, Paris 1859.

⁴ MARCÉ, *De la valeur des écrits des aliénés*. *Journ. de Médéc. mentale*, 1864.

maniakalischen Anfalles beurtheilte. Mancher Kranke hat mich durch seine Reden und Aeusserungen betroffen gemacht, während ich fand, dass derselbe Mensch nach seiner Genesung von ganz gewöhnlichem Schlage und weit unbedeutender war, als wofür ich ihn gehalten hatte.“¹

MARCÉ² theilt die Geschichte einer gebildeten, nicht eben sehr intelligenten jungen Frau mit, die während eines Anfalles von Manie, wobei Eifersuchtsideen in den Vordergrund traten, Briefe an ihren Ehemann schrieb, die hinsichtlich ihres bedröhten, leidenschaftlichen und energischen Ausdruckes sich dreist mit den feurigsten Stellen der Neuen Héloïse messen konnten. Wenn aber der Anfall vorüber war, so wurden die Briefe wieder einfach und bescheiden, und Niemand hätte zu glauben vermocht, sie seien aus derselben Feder wie jene geflossen.

Erhöhte geistige Thätigkeit, sagt DAGONET, beobachtet man sogar auch in Depressionszuständen, häufiger jedoch bei den Expansivformen. Als Belag dafür diene der Brief einer Melancholischen, den sie an ihren Ehemann, einen Dorfschulmeister, schrieb. Der Brief wimmelt von orthographischen Fehlern. Die Frau war ungebildet und in ihrem Normalzustande wusste sie sich nicht geläufig auszudrücken; während der Krankheit jedoch hatten sich ihre geistigen Fähigkeiten gehoben. Der Brief lautet:

„Warum hat der Herr des Weltalls mein Grab nicht aufgethan in der Blüthe meiner Jugend? Warum hat er mich damals nicht fern von dir gehalten, da du mich nicht liebtest und ich dein Unglück bin? — Warum wurde ich Mutter? — Um unglücklich, mehr als unglücklich zu werden und meine Kinder, die ich so sehr liebe, zu verlassen . . . Warum hassest du mich? . . . Stände ich mit den Füßen in glühendem Oel, so würde ich noch sagen: Ich liebe dich! — Warum liessest du mich nicht sterben? Du wärest nun glücklich und ich meine Leiden los . . . Meine lieben Kinder würden mit ihrem Spiel-

¹ LEURET, *Fragments psychologiques sur la folie*.

² *Annales médico-psychologiques*, tom. III, p. 93, 1864.

zeug kommen und sich auf mein Grab setzen; .. ich würde im dunkeln Grabe sie noch sagen hören: „Da ist unsere Mutter!“¹

Wäre diese Frau bei der Lektüre von CHATEAUBRIANDS Dichtungen gross geworden, so hätte sie sich nicht mit mehr Schonung und Gefühl ausdrücken können.

Ein junger Mensch (sagt TISSOT), dem sein Lehrer nichts beibringen konnte und der, wie man sagt, das Eigenschaftswort nicht mit dem Hauptworte zu verbinden vermochte, sprach während eines böartigen Fiebers fliessend Lateinisch und entwickelte Gedanken, die ihm bis dahin nie gekommen waren.²

Unter anderen Beispielen für den Zustand, den Lecamus „weise Narrheit“ nennt, führt er das von Frl. Antheman an, die während des Deliriums lachte und bester Laune war. Da ihre rechte Hand gelähmt war, so gebrauchte sie die linke mit unglaublicher Geschicklichkeit zum Malen und Sticken; nicht weniger staunenerregend als ihre Handarbeiten waren die geistigen Leistungen. Sie deklamirte Verse von höchstmöglicher Lebendigkeit und Zartheit, die ersten, die sie überhaupt gemacht hatte.

„Ich werde versuchen,“ sagt GÉRARD DE NERVAL in seinem Buche *Le Rêve et la Vie*, „die Eindrücke einer langen Krankheit zu schildern, die sich lediglich in den Geheimnissen meines Geistes zutrug. Ich weiss eigentlich nicht, weshalb ich den Ausdruck Krankheit gebrauche, denn nie in meinem Leben habe ich mich wohler gefühlt. Mitunter glaubte ich, meine Kraft und Thätigkeit seien verdoppelt, es schien mir, als wisse ich alles, als verstehe ich alles; die Phantasie trug mir unendliche Genüsse zu. Wenn man das wiederbekommt, was die Leute den Verstand nennen, sollte man da bedauern ihn verloren zu haben?“

Welcher Irrenarzt hätte nicht ähnliche Ausprüche aus dem Munde unglücklicher Irren vernommen, die nach Wieder-

¹ *Annal. médico-psycholog.*, 1850, p. 48. — PARCHAPPE, *Symptomatologie de la folie*.

² TISSOT, *Des nerfs et de leurs maladies*, p. 133.

erlangung ihrer Vernunft den vorübergegangenen Zustand, diese *vita nova*, die GÉRARD als das Ueberströmen des Traumes in das wirkliche Leben definirt, vermisst hätten.“

„Einer erhöhten geistigen Rührigkeit,“ sagt PARCHAPPE, „begegnet man beim Irrsein häufig; im akuten Stadium ist sie sogar das augenfälligste Symptom. Die wissenschaftlichen Jahrbücher enthalten eine Menge authentischer Fälle, welche dazu beitrugen, das Vorurtheil von übernatürlicher Erhöhung der Geisteskräfte zu bestärken, dieselben erklären gewissermaassen, wie die Liebe zum Wunderbaren bei leichtgläubigen Beobachtern durch Uebertreibung und Entstellung ähnlicher Thatsachen den unglaublichsten Erzählungen, von denen die Geschichte der religiösen Sekten, vor allem aber die Geschichte der Besessenheit im Mittelalter wimmelt, Glauben verschaffen konnte.“

Auch VAN SWIETEN (*Commentarii* 1121) hat eine Frau gesehen, die während des manischen Anfalles in Versen sprach, die sie mit grösster Gewandtheit machte, obgleich sie in ihrem früheren gesunden Zustande nicht die mindeste poetische Anlage gezeigt hatte.

LORRY gedenkt einer vornehmen, mässig begabten Dame, die in Anfällen von Melancholie so intelligent sich zeigte, dass sie in wohlgesetzter Rede über die schwierigsten Fragen sich zu äussern vermochte.

Ein junges vierzehnjähriges Mädchen aus dem Volke war anlässlich einer Mission in Irrsinn verfallen und sprach so gewandt über religiöse Dinge, als ob sie Theologie studirt habe; sie sprach über Gott und Christenpflicht und verstand es, die ihr gemachten Einwürfe in scharfsinniger Weise zurückzuweisen. (J. FRANK, *Mania*.)

MOREL theilt mit, er habe Gelegenheit gehabt zu bemerken, dass bei einigen hypochondrischen, hysterischen und epileptischen Irren die Geistesthätigkeit während des Ausbruches der Anfälle sich ausserordentlich steigere. — „Ein junger hypochondrischer Geisteskranker in meiner Behandlung setzte alle Diejenigen, die ihn sahen, durch seinen Redefluss und durch seine glänzende Darstellungsgabe in Erstaunen. Zu ge-

wissen Zeiten gelang es ihm, in einer Nacht ein Musik- oder Theaterstück fertig zu stellen, das nicht ohne bedeutende Schönheit war. Für mich jedoch, der ich den Kranken kannte, war die Prognose dieses Zustandes keinen Augenblick zweifelhaft. Ich wusste, dass dieser junge Mensch nach drei bis vier Tagen der Aufregung in ein dumpfes Hinbrüten und in einen Stumpfsinn verfallen würde, in welchem ihm sogar das Bewusstsein über seine natürlichen Bedürfnisse fehlte. Dieser traurige Zustand endete schliesslich mit vollständigem Blödsinn.

„Auch bei einer Hysterischen mit vorwiegend religiösen Wahnvorstellungen habe ich dergleichen ausserordentliche Erscheinungen im Bereich des Erinnerungsvermögens beobachtet. Sie hatte häufig Predigten beigewohnt und noch mehr gelesen. Ich habe sie oft Wort für Wort wiederholen gehört, was sie gelesen und was man in ihrer Gegenwart gesprochen hatte. Mit dem Buche in der Hand konnten wir ihr folgen, wenn sie unter dem Einfluss der nervösen Ueberreizung ihres Gedächtnisses die Predigten sehr bekannter christlicher Redner vortrug. In ihrem gewöhnlichen Zustande war es ihr unmöglich, etwas Aehnliches zu thun. Wir wussten aber, wie bei der vorigen Beobachtung, was von einer derartigen Erscheinung zu halten war, von den zahlreichen Fällen abgesehen, mit denen man die Leichtgläubigkeit aller Zeiten ausgebeutet hat. Es war bei dieser Hysterischen das Wahrzeichen für den Ausbruch einer Exacerbation, auf welche der Stupor folgt.

Wir wollen einmal die ausserordentliche Spannung der Aufmerksamkeit bei einer hypochondrischen Irren betrachten, die ihre eigenthümlichen Empfindungen selbst mittheilt. Ich gebe den Auszug nach einem von dieser Kranken mir hinterlassenen Tagebuch, welches alles enthält, was diese Art von Kranken empfinden.

6. September 1852, 9 Uhr abends. — Diesen Abend beim Zubettgehen lebhafter Schmerz in der Kreuzgegend und in den Schenkeln. Schmerzhaftes Reissen im linken Ohr und Auge. Beim Einschlafen von Furcht übermannt. Ich falle in bodenlose Abgründe, wie mit einem eisernen Haken, der mir den Kopf und das Herz in die Höhe zieht.

7. September 1852, 7 Uhr abends. Schiessender Schmerz in den Augen. Heftiges Leiden der Augenlider. Druck in den Schläfen, besonders in der linken. Die Augen thränen beständig, der Kehlkopf zusammengepresst; ein furchtbarer, immerwährender Heiss hunger lässt mir keine Ruhe. Ich werde so zornig, dass mich die Anderen für verrückt halten. Könnte ich aufschreien, so würde mir das wohlthun, es kocht in mir und ich sehe gut dabei aus. In meinem Schädel fühle ich etwas wie eine kleine Säge. Beständig dieses Sägen und Raddrehen. Meine Knochen kommen mir vor wie trockenes Holz, das brennt wie Campecheholz.

8. September 1852. — Habe den ganzen Tag nichts thun können. Ein Gürtel umschnallt mir die Stirn. Ich lege mich tiefbekümmert. Furcht beherrscht mich, bisweilen ein Gefühl wie Hass, ein klein wenig (erlaubte) Eifersucht gegen Diejenigen, die sich frei bewegen und arbeiten können. Ich habe im Rücken wie kleine Darmsaiten, die nach allen Richtungen hinstreichen und Musik machen wie eine Harmonika. Das ist zum Sterben. Der stärkste Mann müsste vor Schreck todt umfallen, wenn ein Wesen in meinem Zustande ihm erschien. Und man lacht über mich. Die Aerzte wollen nichts hören von meinen Leiden. Es giebt Augenblicke, in denen ich alles, was ich jemals gesehen, auf einmal beisammen sehe. Ich fühle mich in die Lüfte oder auf die Dächer gehoben; ich fürchte mich vor mir selbst. Fast wie ein altes Rembrandt'sches Gemälde in Kupferstich.

Träume. — Verreckte Pferde ohne Kopf, beim Abdecker. Schrecken jeder Art. Dann sind es meine Familienangehörigen, die mir erscheinen; alles aber sehe verhässlicht, verkürzt, mir ist es wie eine Camera obscura und ich sehe alles verkleinert. Ich gebe zu, dass ich närrisch bin, aber gebt auch ihr wenigstens zu, dass ich recht krank bin u. s. w.“

Man weiss, schreibt PAULHAN,¹ dass gewisse Geistesfähigkeiten bei den Blödsinnigen bisweilen intakt bleiben. Sie können z. B. Karte oder Dame spielen, obgleich ihr Geist im

¹ *Revue philosophique*, 1888.

ganzen aus den Fugen ist. Bei den Idioten findet man ähnliche Dinge. GRIESINGER fand in Earlswood bei London einen jungen Mann, der ein merkwürdiges Modell von einem Kriegsschiffe ganz allein angefertigt hatte; er war übrigens sehr beschränkt, insbesondere hatte er keinen Begriff von Zahlen. „Man sieht häufig Individuen auf der tiefsten Stufe des Blödsinnes, die recht gute Zeichnungen oder Malereien ausführen; natürlich ist das bei ihnen nur ein mechanisches Geschick.“

ESQUIROL erzählt den Fall eines Generals, der an Manie litt. „Das Delirium dauert während des ganzen Sommers mit einigen Intervallen, wo es nachläßt; während der letzteren schreibt er Komödien, Vaudevilles, welche die Inkohärenz seiner Gedanken erkennen lassen; trotzdem sinnt er über die Verbesserung einer Waffe, von der er eine Zeichnung macht, wonach er ein Modell angefertigt zu sehen wünscht. Eines Tages begiebt er sich zu dem Waffenschmied, wird aber auf dem Heimwege von Unruhe und Delirium befallen. Acht Tage darauf kommt er wieder zum Waffenschmied, das Modell ist fertig und er bestellt 50,000 Stück danach anzufertigen. Dieser Auftrag allein klärt den Waffenschmied über die Krankheit des Generals auf. Die Waffe wurde übrigens später für gut befunden und eingeführt.“ Demnach war trotz der allgemeinen Gedankenzerstörung ein wichtiges System erhalten und nutzbar zu machen.

Der schon erwähnte Dr. ESQUIROS (nicht zu verwechseln mit ESQUIROL) führt folgende sehr merkwürdige Thatsachen an: „LEURET hat uns die Geschichte eines Irren in Bicêtre vorgelesen, der während seiner Krankheit ein bedeutendes Talent zum Schriftstellern erkennen liess, das ihm im gesunden Zustande durchaus abging. „Ich bin noch nicht ganz genesen,“ äusserte er selbst dem Arzte gegenüber, der ihn entlassen zu können vermeinte, „ich habe dazu noch zu viel Geist. Wenn ich mich wohl befinde, brauche ich acht Tage Zeit, um einen Brief zu schreiben. In meinem natürlichen Zustande bin ich dumm; warten Sie noch bis dahin.“ Derselbe Beobachter theilte uns ferner das Beispiel eines Kaufmannes mit, dessen Geschäfte

schief gegangen waren; während seiner Krankheit nun fand der Mann heraus, wie er sie wieder ins Gleiche bringe; mit jedesmaligem Aufhören eines Anfalles von Delirium traf die Vervollkommnung einer mechanischen Vorrichtung, oder die Entdeckung eines Mittels zusammen, wodurch er seinem Geschäft einen neuen Aufschwung gab. Nach Ablauf dieser vortheilhaften Geisteskrankheit hatte er seinen Verstand und sein Vermögen wiedererlangt.

In der Anstalt des Dr. Blanche auf dem Montmartre zeigte man uns an den Wänden Reste einer Kohlenzeichnung, die halbverwischt die Königin von Saba und irgend einen König vorstellte. Es war das Werk eines bekannten jungen Schriftstellers, bei dem die Krankheit, von der er übrigens genas, dieses neue Talent entwickelt hatte, das im gesunden Zustande nicht oder wenigstens sehr mässig vorhanden gewesen war.

„Man sagt, MARION DELORME habe in einem Irrenhause den Mann gefunden, der zuerst die Idee gehabt, die Dampfkraft für gewerbliche Zwecke zu verwenden, Salomon de Caus. — Die Talente, welche durch die Krankheit zur Erscheinung kommen, verschwinden grösstentheils mit der Krankheit wieder.“¹

In meiner Klinik in Pavia befand sich ein junger Bauernsohn, der im Alter von zwölf Jahren sehr originelle Melodien erfand und seinen Unglücksgefährten Spitznamen anhängte, die sie noch heute tragen. Mit ihm zusammen befand sich ein alter verwachsener, pellagrakranker Bauer, der auf die Frage, ob er sich glücklich fühle, die eines griechischen Philosophen würdige Antwort gab: „Alle Menschen sind glücklich, sogar die Reichen, wenn sie nur wollen.“

Viele meiner Leser werden sich eines gewissen B. erinnern, der nacheinander Musiker, Bedienter, Lastträger, Garbko, Spielwarenhändler, Soldat, Schreiber und dabei stets unglücklich gewesen ist. Er hinterliess uns eine selbstgefertigte

¹ ESQUIROS, *Paris au XIX. siècle. — Les maisons de fous*, tom. II. pag. 163.

Beschreibung seines Lebens, die, abgesehen von orthographischen Fehlern, gedruckt zu werden verdiente, und bat um seine Entlassung in Versen, die für einen ungebildeten Mann aus dem Volke originell und schön genannt werden dürfen.

Vor kurzem hörte ich einen geisteskranken Schwammhändler über die Grundidee vom Kreislauf des Lebens folgendermaassen sich ausdrücken: „Wir sterben nicht. Wenn die Seele abgenutzt ist, so schmilzt sie und verwandelt sich. Mein Vater sah an derselben Stelle, wo er sein todtcs Maulthier vergraben hatte, eine Menge Champignons treiben und die Kartoffeln, die früher immer nur sehr klein geblieben waren, um das Doppelte wachsen.“ Da sieht man also einen gewöhnlichen Kopf durch die Triebkraft des Irreseins zu Begriffen sich erheben, zu denen sich die grössten Denker kaum emporschwingen können.

G. B., der Neffe eines berühmten Schriftstellers, war irr. Als ich ihm, da er ausreiten wollte, nicht gern gestattete, ein etwas launisches Pferd zu besteigen, sagte er: „Keine Furcht, Doktor. *Similia similibus*.“

M. G., ein trübsinniger Kaufmann, antwortete Einem, der ihn Mr. le Comte genannt hatte: „Was für ein Comte (Graf), ich habe Comptes (Rechnungen) die Menge gemacht, aber in Geld, andere kenne ich nicht.“

Als ich die moralisch-irrsinnige Frau M. eines Morgens fragte: „Warum wollen Sie mir die Hand nicht reichen? Sind Sie böse?“ antwortete sie: „*Pallida virgo cupit, rubicunda recusat*.“ Auf die Frage ob sie die Anstalt bald zu verlassen hoffe, erwiderte sie, sie werde gehen, wenn die draussen ihren Verstand wiedergefunden hätten.

V., ein Dieb und irr, war während eines Spazierganges davongegangen. Da man ihn eingeholt hatte und ihm den Missbrauch des Vertrauens zum Vorwurf machte, meinte er, er habe nur die Gelenkigkeit seiner Beine probieren wollen.

B. B., eine über 70 Jahre alte, zahnlose Maniakalische, erging sich in Schmutzreden. Da man ihr das für ihr Alter unschickliche Benehmen vorhielt, sprach sie: Alter, Alter! Sehen Sie denn nicht, dass ich noch nicht einmal gezahnt habe?

N. B., den der Wahnsinn zum Dichter gemacht hatte,

schrieb ganz hübsche Verse, an denen nur die Füße etwas zu lang geriethen; sein Zimmergenosse G. R. meinte, er mache die Füße absichtlich so lang, damit die Verse festen Grund hätten und seinem Gedächtniss nicht entrinnen könnten.

1. Dichter. — Sehen wir uns nun einmal nach den wirklichen Dichtern der Irrenhäuser um. Wenige von ihnen besitzen eine vollständige litterarische Bildung; die meisten scheinen inspirirt, ich möchte fast sagen durch die Krankheit hingerissen zu sein. Ich könnte viele Beispiele dafür anführen, wenn der Plan und Raum dieses Werkes es erlaubten. Ich beschränke mich daher nur auf wenige, um den Widerspruch in den Charakteren zu zeigen, da es höchst merkwürdig ist, die Uebergänge von tiefer Traurigkeit zu ausgelassener und selbst obscöner Lustigkeit und von vornehmer Eleganz zu blödsinnigem Geschwätz zu beobachten.

PARANT¹ theilt ein Gedicht von einem Toulouser Irren mit. Der Verfasser richtet sein Opus in Form einer Epistel an einen der Hülfssärzte des Asyls, bei dessen Beförderung auf eine andere Stelle und bei seiner Abreise nach dem neuen Wohnort.

An Herrn Doktor C . . .

Epistel (13. Mai 1887).

Es fordert ein Arzt meine Muse heraus.
 Viel Ehre fürwahr! doch in diesem Haus,
 Wo alles so schwarz und den tristen Poet
 Kein göttlicher Hauch von oben anweht . . .
 Welch schweres Geschäft, hier Verse zu bilden!
 Ja, als ich noch weit' in des Südens Gefilden,
 In der schönen Gascogne, da weckte wohl mal
 Den verdüsterten Geist ein glühender Strahl.
 Im stolzen Bordeaux, mit dem feinen Ruhm,
 Da sang ich von Wein und von Narrenthum,
 Versteht sich von Narren mit Schellen.
 Nun haben die feindlichen Wellen
 Die Ruhe geraubt mir und mich verbannt
 Von der Gironde weinreichem Strand.
 Vorbei ist's mit Liedern und Madrigals,
 Mit tollen Weisen und attischem Salz.
 Die weinende Muse ist flügelahm,
 Wie ein Engel, dem man den Himmel nahm!

¹ *La raison et la folie*, Paris 1887.

Der Vogel im Käfig giebt keinen Hall,
 Nicht bin ich mehr die Nachtigall,
 Grasmücke nicht und auch nicht Finke —
 Du schmeichelst, Doktor, glaub' ich dünke
 Mich nicht Poet zu sein, nur Reimling; hier
 Die Verse selbst beweisen's dir.

Nur dir zu Gefallen ich reimen muss —
 Doch störrisch ist der gefangene Pegasus. —
 Willst du die Muse neu beleben,
 So mußt du ihm die Freiheit geben,
 Wie ich durch dich gesundet bin.
 Nicht Jugend fordr' ich, die ist hin!

„Entschieden zeigt sich in diesem kleinen Dichtwerk eine sehr lebendige Auffassung. Gleichwohl hat der Verfasser an den Tagen, wo er es schrieb, einen Selbstmord- und einen Mordversuch auf seine Mutter gemacht, ist wechselsweise erregt und niedergeschlagen gewesen, hat aber immer unter der Herrschaft derselben Wahnideen gestanden. Während der Depression bildet er sich ein, man beschuldige ihn gewisser Verbrechen, er werde vor die Geschworenen kommen, er sei von aller Welt verachtet, und an allem sei seine Frau schuld; er hallucinirt offenbar.“ (PARANT.)

M. G., selbst ein Dichter von Ruf und Bruder eines berühmten Dichters, wurde infolge unmässigen Trinkens von Manie befallen. Er misshandelte seine Frau, schrie und tobte gegen seine vermeintlichen Verfolger. Nachdem die ersten Anfälle vorüber waren, verfiel er in Grössenwahn, schrieb sehr schön klingende, aber zusammenhangslose Verse, eine Tragödie mit 60 Personen, wo Archimedes, Garibaldi, Victor Emanuel, Charles-Felix, Eva, David, Saul nebeneinander vorkommen sogar Unsichtbare, Sterne, Kometen halten darin Reden. Z. B. wird Archimedes folgendermaassen angeredet:

Dall' Erebo uscito, respondi, ove sei?
 O forse t'involi pei balzi cruenti?
 Se un giorno lanciasti, atleta agli dei
 Un angiol dai vanni di fuoco lucenti
 Ancor non è stanco dei cieli il tiranno . .
 Se più della luce la notte t'abbella,
 Si tinga di nero la vecchia tua stella.

Dem Erebus entfloh'n, wo bist du? sprich
 Verbirgst dich wohl auf blut'gen Klippen?
 Hast einst den Göttern zugeschleudert
 Den Engel mit dem feurigen Gefieder —
 Noch ist nicht müde der Tyrann der Himmel.
 Wenn mehr dir als das Licht die Nacht gefällt,
 So kleide sich in Schwarz dein alter Stern.

Darauf antwortet Archimedes:

Ich bin der Löwe, der da brüllt, und der die Mähne schüttelt.

Von der Prosa des Verfassers geben wir folgendes Beispiel, aus dem sein Grössenwahn hervorleuchtet:

„Der einzige anständige Mensch, den man gleichwohl für irr und hochmüthig genug hält, dass er von dem Menschengeschlecht als ein Gott anzubeten wäre — gegen den er in Wirklichkeit viel zu untergeordnet ist — bin ich, der Unterzeichnete S. M., nicht Papst, nicht König, nicht Präsident der Republik; im Gegentheil, der ich jede Regierung und Regierungsform, jede Partei und Parteigenossen hasse. Ich, S. M., Sohn meines Vaters, Bewohner von F., einer Stadt, die man mit Stumpf und Stiel ausrotten müsste, ohne selbst die Fliegen zu schonen.“

Er versuchte sich später in allen möglichen Formen von Poesien, in barbarischen Versmaassen oder besser gesagt in den unmöglichsten Versmaassen, die er A meter oder Olimeter nannte. Mitunter hielt er sich für Horaz.

Noch schlechter war seine neue Prosa. Er wollte eine neu-griechische Sprache schaffen, in welcher die Steine Lithiasen, die Freunde Philos, die Zeiten Chronos, die Hände Chires u. s. w. hiessen. Z. B. „Wir gehen auf Lithiasen, denn das ist es, was man den Kies nennt, der die Wege bedeckt.“ — „Die Bauchspeicheldrüse (Pancreas) ist das Blasenstück, oder Philtrum oder der Harnsack, der durch das Emporeticum, d. h. den männlichen Harnweg geht, der aus Gutta-Percha oder besser Gutta-Perder besteht, was ein- und dasselbe ist.“

Kurz darauf macht er gleichwohl einige Sonette, die sich den heitersten Reimen Bernis ebenbürtig zur Seite stellen

liessen. Danach hätte man ihn für einen wirklichen humoristischen Dichter halten können; — aber ein paar Tage später ist er wieder anders; seine Verse werden düster, ernst und streng und geben ein lebendiges Bild von der einsamen Trauer des Melancholischen.

„An mich selbst.

Und mit wem hast du es? — Mit Allen und Keinem,
mit dem Himmel, der sich dunkel färbt, mit dem Silbenmaass,
das die Seufzer nicht wieder giebt, die mein Herz zernagen. —
Am Hass, am Leiden Aller habe ich Freude.“

„Leiblich-seelischer Zustand des P. L.
hier im Asyl.

Wer auf den ersten Blick dich sieht — denkt sicherlich
dir fehlt Gemüth — doch falsch gedacht, denn oft genug
birgt rauhe Hülle zarte Liebe, die aufflammend zum Guten sich
erwärmt. So haucht der Rose Blatt unsichtbar aus den Duft,
der seine Adern füllt; wie dem Jasmin, entströmt dem Liebes-
hauch der holde Duft. — Feind allem Spiel, braust Venus,
Bacchus feur'ger Athem umsonst dich an, ihr neckisch
Schmeicheln prallt von deiner harten Rinde ab. Du bist von
Stein, die Winde fächeln vergeblich um dich her.“

Es folge hier noch ein kleines meisterhaftes Gemälde vom
Seelenleiden des Dichters:

„An einen Vogel im Hofe.

Vom Busch zum Felsen, — Vom Felsen zum Hügel, —
Trägt dich dein Flügel, — ob du fliegst, ob du ruhst bei Tag
und bei Nacht — Wir gebunden an unsern Stolz — Wie das
Rad in eiserner Speiche; — In ew'gen Qualen drehen wir
uns — Immer im Kreise und immer hier! — Caval. Y.“

Diese Verse wurden unter den Augen des Dr. Tarchini-
Bonfanti verfasst von einem Geisteskranken. Um die Schön-
heit dieser Zeilen richtig zu verstehen, muss man wissen, dass sie
auf den Hof des Asyles anspielen, wo ein hoher Baum steht,
unter dem der Verfasser mit seinen Leidensgefährten gewöhn-

lich sich aufhielt. „Sie halten sich da fast den ganzen Tag auf, schreibt mir Tarchini-Bonfanti, und gehen auf dem Steinpflaster, der den Hof umgiebt, umher. Der Verfasser der Verse ist seit 20 Jahren hier, hält sich für einen Edelmann, einen Fürsten u. s. w. und sieht überall Geheimnisse; — lange Zeit hatte er die Schrulle, mit seiner Pfeife die Schlüssel des Direktors zu berühren. Er hat es gern, sich in recht sauberen Kleidern zu zeigen und befeisst sich vornehmer Manieren. Er zeichnet ziemlich gut, bringt aber meist nur Schmierereien zu stande; wenn er nicht kopirt, beziehen sich die Sachen, die er erfindet, stets auf gewisse geheimnisvolle Grillen, die er im Kopf hat.“

Es ist also ein Kranker, bei dem der Grössenwahn eine systematische Form angenommen hat. Das Sonderbare ist, dass Y., der ein Schreibwüthiger ist, ausser an dem genannten Tage immer nur in Prosa und mehr als mittelmässige Verse, überdies höchst unkorrekt schrieb, — aber immer aufs tiefste von seinen eiteln Träumereien überzeugt, die er doch in seinen Versen geisselt. Als Beweis dienen ein paar Bruchstücke, die wir aufs Gerathewohl aus seinen Handschriften herausziehen.

„Thier oder Mensch um eines Haares willen — gegen mein Ordensband — das der Hutmacher geküsst hat. — Eingesperrt! fort!

Ich will spazieren gehn — es ist mein Wille so, weil ich das Recht darauf habe — dem Gesetz zufolge, das Sie kennen, ohne Zweifel! Der Untergebene mit Ihrem Schlüssel.“

Dass sein Grössenwahn auch damals, als er die schönen Verse an den Vogel schrieb, fort dauerte, bewies übrigens die Unterschrift, der er seinen Titel als Cavaliere Y. beifügte.

Ein anderes Beispiel liefert uns ein Verrückter aus Siena, einer Stadt, die eine der reichsten Italiens — an geistreichen Narren ist.

„Die Ameise. — Wenn es ein gemeines, hässliches und boshafte Thier auf der Erde giebt, dem man den Garaus machen sollte, wegen seiner feigen Nichtswürdigkeit, so ist das — es haben es auch schon Andere gesagt — die Ameise.

Kommt der Sommer, der arme Bauer schwitzt beim Mähen, — so schleicht sie ganz heimlich, unversehens heran und schleppt die Aehren weg, die unersättliche Ameise.

Im kalten Winter am geschützten Ort — spottet und lacht sie über den Arbeiter — frisst und frisst sich dudeldick — und giebt dem Bettler kein Körnchen ab, die geizhalsige Ameise.

Selbstsüchtige nur und schwachköpfige Leute sind es, die sie unter den lobenswerthen Thieren in die erste Reihe stellen, die Muse ist ihr Feind — der unedeln Ameise.

Höre zu, liebes Kind! — Findest du auf deiner Tenne dieses fluchwürdige Insekt, so tritt mit deinem kleinen Fuss darauf — zertritt geschwind alle Ameisen. Gott segnet dich dafür.“

Der Verfasser dieses Gedichtes ist ein dem Blödsinn naher Verrückter, der einer lothringischen Familie anzugehören vermeint, wie aus nachstehendem Briefe hervorgeht:

Herr Doktor! — Hier die Verse. Ich habe sie in wenigen Minuten verfertigt; sie schmecken etwas nach Improvisation. Für den Fall, dass Sie dieselben veröffentlichen (was nicht schwierig ist) und eine Einleitung hinzufügen (was sehr leicht ist), bitte ich Sie, als Gentleman daran zu handeln. Seit der Veröffentlichung des Heimchens (in der Chronik vom Monat Januar 1886), das Sie mir gestohlen haben — und das ich niemals veröffentlicht hätte, als inkorrekt — habe ich wenig Verlass auf Sie. Sie haben geschrieben, es sei Ihnen gegeben worden (ich wiederhole, Sie haben es mir gestohlen) von einem armen Monomanen (oh! es scheint mir, Sie zeigen sich in Ihrem wahren Lichte), der sich für einen Lothringer ausbebe. Die Wahrheit ist, dass ich seit länger als einem Jahre (seit der Veröffentlichung des Heimchens) mich für Heinrich VI. von Bourbon, d. h. für den Dauphin erklärt habe. Wenn ich in der ersten Zeit meiner Gefangenschaft an diesem Orte mich Peter Leopold von Lothringen (den dritten dieses Namens) genannt habe, so hiess das nicht, dass ich ein Lothringer bin, denn man konnte jedweden Lothringer (Bastard oder Zweifelhaften) darunter verstehen;

Peter Leopold III. ist der Chef des erhabenen Hauses, er ist sehr legitim und ich kenne ihn. Auch in dieser Sache ist Unzuverlässigkeit im Spiel. Also . . .

Ihr E. M.

Folgendes ist der Brief eines in St. Anne internirten Droguisten an die Jungfrau Maria.

St. Anne, 26. Februar 1880.

Madame,

Sonnet.

Veillez agréer l'hommage
De ce modeste sonnet
Et le tenir comme un gage
De mon sincère respect.

Souvenez-vous, reine des dieux,
Vierge des vierges notre mère,
Que vous êtes sur cette terre
L'ange gardien mystérieux.

Derselbe richtete an Herrn Magnan ein langes Gedicht über eine dramatische Vorstellung und führt dasselbe mit folgenden anmuthigen Versen ein.

Vénéré Docteur,

L'estime et la reconnaissance
Sont la seule monnaie du coeur,
Dont votre pauvre serviteur
Dispose pour la récompense,
Qu'il doit à vos soins, pleins d'honneurs.

Recevez donc cet humble hommage,
Docteur admiré, révééré,
Et j'ajouterai bien-aimé,
Et vous vouliez tenir pour gage
Qu'en cela du moins j'ai payé.

Ein Anderer scheint weniger von Hochachtung und Dankgefühl durchdrungen zu sein. Er hat eine Satire auf die Irrenärzte in 120 Alexandrinern verfasst, die mit Schmähworten gespickt sind, wie „schamlose Medikaster“, „verworfenste Verbrecher“, die ihr heiliges Amt zu niedrigen Verleumdungen und zu einem teuflischen Handel missbrauchen, um sich mit ihren Gehältern vollzupropfen, die Schriften ihrer unglücklichen Pflegebefohlenen unterschlagen oder vernichten u. dgl. m.

Der Verfasser dieser Verse, M. X., war infolge übermässiger geistiger Arbeit plötzlich von unerträglichem Kopfschmerz befallen worden; darauf waren beängstigende Gefühle,

Gewissensbisse über eingebildete Vergehen, Furcht vor Strafe von Gott gefolgt und wenige Tage danach der Wahn, er sei von Gott, wie einst Nebukadnezar, in ein Vieh verwandelt worden. Von da ab erschien ihm die Erde verkehrt, alles kam ihm grün vor; wenn er sprach, glaubte er von den Thieren verstanden zu werden. Begegnete er einem Pferde oder Esel, so hielt er sie für seinesgleichen; erblickte er eine Wiese, so glaubte er grasen zu müssen, und nur die Scham vor Verwandten und Freunden hielt ihn zurück, wenn er es nicht that. Mitten in diesem sonderbaren Geisteszustande fing er an Verse zu schreiben behufs einer Preisbewerbung in der Provinz. Er lief einen ganzen Tag bei hellem Sonnenschein mit unbedecktem Kopfe umher auf der Suche nach einem Reim, und als er denselben nicht fand, verlor er abends vollends den Kopf, machte seiner Mutter und Frau einen schrecklichen Auftritt, warf seinen Hut in den Bach und trampelte mit den Füßen. Darauf stürzte er fort, stürmte nach dem obersten Stockwerk seines Hauses, drückte eine Mansardenthür ein und versuchte die Magd, die dort schlief, zu erwürgen.

Man machte ihn dingfest und brachte ihn in die Irrenanstalt. Unterwegs sprach er fortwährend: „Ich bin ein Elender!“ Im Zimmer des Arztes bemerkte er ein Bild Napoleons und sprach halblaut darauf los; dann fragte er feierlich, wann er morgen guillotiniert werden würde. Die Nacht war sehr unruhig, er schrieb fieberhaft auf das Papier, das man ihm gelassen hatte und fragte jeden Augenblick, was man mit dem Mörder Dumolard anfangen wolle. Endlich schloss er seinen Brief und adressirte ihn an den Kaiser Napoleon III. Darauf riss er sich die Barthaare eins nach dem andern aus und schrie: Ich suche meinen letzten Eingeweidewurm. Nach einiger Zeit beruhigte sich X. insoweit, dass ihn der Direktor zu sich zu Tisch einlud. Während des Gespräches fragte ihn einer der Aerzte: Warum interessirten Sie sich damals, als Sie krank waren, so sehr für Dumolard. Erklären Sie uns doch gefälligst den Sinn der Worte, die Sie so bedeutungsvoll sprachen: Ich suche meinen letzten Wurm. — Sagen Sie uns doch, wenn Sie es noch wissen, was damals in Ihrem Geiste vorging.

Seine Antwort folgt hier wörtlich, wie SENTOUX sie aufgezeichnet hat.

„Im Anfang meiner Krankheit hatte man mir einen Hut gereicht, dessen eigenthümliche Form mir auffiel. Alles war mir wie im Nebel. Ich bildete mir ein, der Hut solle zur Prostitution dienen, darum trat ich ihn unter die Füße und wurde so zornig, dass ich meine Mutter, die ihn mir selbst aufsetzen wollte, hätte umbringen können. Als ich am Abend mit meiner Familie bei Tische sass, hörte ich, dass man draussen Leute verhaftete und dass man von mir spreche. Dem zu entgehen, stürzte ich aus dem Zimmer und gerieth auf meiner Flucht dahin, wo das Mädchen schlief. Bei ihrem Anblick stutzte ich und fragte mich, was ich bei ihr wollte. Da erwachte in mir die Erinnerung an Dumolard und urplötzlich hielt ich mich selbst für Dumolard, als solcher wollte ich das Mädchen missbrauchen und sie umbringen. Man verhaftete mich und brachte mich hierher. Im Zimmer sah ich nicht das Bild des Kaisers, sondern den Kaiser selbst, der mir Vorwürfe über mein Verbrechen machte und mir eine schreckliche Strafe androhte. Auf meiner Abtheilung meinte ich im Gefängniss und inmitten jeder Art von Verbrechern mich zu befinden. Als man mir ein Klystier beibrachte, vermeinte ich, es sei vergiftet und das sollte meine Strafe sein, die Sühne für meine Uebelthaten, die zu gross wären, als dass mein Kopf die Guillotine besudeln dürfe, das Beil sei etwas zu Ehrenvolles für mich. Bald empfand ich auch die Wirkung des Giftes, ich sah, wie mein ganzer Körper voll von Würmern war; sie nagten an mir, mein Fleisch faulte und fiel von mir ab. Als ich sagte, ich suche meinen letzten Wurm, da versuchte ich einen der Würmer, die mich zerfressen, festzuhalten, sie zergingen aber zwischen meinen Fingern. Da ich fühlte, dass ich sterbe, wollte ich mit einem der Würmer vor Gott treten, um mit dem Werkzeug meiner Strafe in der Hand ihm zu sagen: Es ist wahr, ich bin ein scheusslicher Verbrecher, aber meine Strafe war fürchterlich. Sieh diesen hässlichen Wurm, er ist es, der mich zu Tode gebissen hat. Lass es dir an dieser Strafe genug sein, habe Mitleid und Nachsicht! Als man mir

am Abend einen Trank brachte, nahm ich ihn mit Wollust, weil ich glaubte, er solle mein Ende beschleunigen. Ich schlief nach dem Tranke und staunte nach dem Erwachen darüber, dass ich nicht gestorben und dass ich meine Würmer los war. Man will, so dachte ich, deine Qual gewiss verlängern. Nun fielen mir meine Kinder ein, die ich im Elend umherirren, von Allen um ihres Vaters willen verstossen sah, und da kam mir der Gedanke, sie vor meinem Tode dem Kaiser zu empfehlen. Um ihn inniger zu rühren, sprach ich von der Verwaistheit des kaiserlichen Prinzen, ich that mein Möglichstes in der Hoffnung, dass meine Kinder hier im Asyl untergebracht werden möchten. Danach sah ich meinem Tode mit mehr Ruhe entgegen. Man setzte mir Blutigel und meine Gedanken sammelten sich, ich fing an zu begreifen, was um mich her vorging; an den Extravaganzen der Leute um mich her erkannte ich, dass es nicht Sträflinge, sondern Irre waren. Es war wie ein Lichtstrahl, der mich über meine Lage aufklärte.“

Infolge dieser Unterredung suchte man den Brief, den der Unglückliche an den Kaiser geschrieben hatte. Er war in Versen folgenden Inhaltes:

„Weh dem Kind der Strasse!
Es trinkt mehr Thränen als Milch,
Der Frost sticht seine nackte Schulter,
Von seiner Stirn schwindet
Aller Glanz der Anmuth!
Es wächst und ernährt nie
Das frische Lächeln des Glückes.
Es hört nicht die Stimme des Priesters,
An seiner Seite steht nicht der Führer,
Den man die Ehre nennt!

Es wächst wie ein Wurm im Schatten!
Es schleicht wie die Schlange in der Sonne
Und verliert sich unter den Hydern,
Deren finstrer Hass die Städte vergiftet.
Unwürd'ger Kneipenheld,
Falscher Bettler der Winkelgässchen,
Schwindler mit ehrlichem Gesicht,
Hässlicher Dieb auf der Lauer.

Das ist es überall, das ist es immer!
 Im Bagno ein schmähhches Opfer,
 Wenn nicht unter dem Messer, —
 Von Abgrund zu Abgrund rollend
 Versinkt das Kind des Verbrechens,
 An dessen Wiege kein Engel steht!

Welch weiser Helfer, welch tapferer Lykurg
 Erwärmt im Busen diesen armen Wurm,
 Und bringt ans Licht, der tief im Schlamme stak,
 Dass endlich wahr das hehre Traumbild werde
 Von Liebe da, wo keine Mutter ist,
 Von Ehre, wo sogar der Name fehlt!

O nein, die stolzen Träumer sind es nicht,
 Die ihre Stirn mit Strahlenkränzen kleiden
 Und Mosen gleich ihr Haupt erheben;
 Aufopferung entflammte nie die Brust,
 Ihr Hochmuth, reich an lügenhaftem Tand,
 Erzürnt den Armen, aber hilft ihm nicht.

Darauf folgen einige Strophen, in denen Ludwig Napoleon als Vater des Vaterlandes gepriesen wird, der die Barbarei unterdrückt, das gedemüthigte Volk in ein Volk von Riesen verwandelt habe, der in den Falten seines mit Bienen gestickten Kaisermantels die Geschicke Europas lenkt und unter dessen Schutz — wie sein Sohn — auch die Waise vor Frost und Hunger bewahrt sei. Auch Eugenie, der Engel voll himmlischer Güte, der das Löwenherz zur Milde gestimmt hat, erhält ihr Theil. Beide haben die alten Wunder übertroffen, denn „ein einfaches Hôtel-Dieu ist mehr werth als ein Parthenon!“

In diesem Asyl, wohin die rettende Hand des Cäsar sie gebracht, gewinnen die in der Irre Umherschweifenden ein rechtschaffenes Herz, eine männliche Seele, sie brauchen ihres Namens sich nicht mehr zu schämen, und zum Schlusse heisst es: „Frankreich ist unsere Mutter, Napoleon unser Vater.“

3. Tageblätter. — Die Leichtigkeit, derartige litterarische Erzeugnisse zu schaffen, hat die Irrenanstaltsinsassen

¹ REGNARD, *Sorcellerie*. — SENTOUX, *De la surexcitation*, 1867.

bisweilen veranlasst, zur Abfassung von Journalen zusammenzutreten, die sie ganz allein selbst redigirten. Derartige Versuche wurden mehrmals in England unternommen, worüber MARCÉ in seiner Studie über die Schriften der Irren berichtet. Die Litteraturblätter, die er bespricht (*The New Moon, The York Star, The Opal*), sind von den Kranken innerhalb der Mauern mehrerer Anstalten selbst verfasst und gedruckt worden. Sie enthielten Verschiedenes, namentlich aber poetische Ergüsse, von denen einige durch Originalität des Versmaasses, durch ihre leidenschaftliche Sprache und ihre trefflichen Beschreibungen ausgezeichnet sind.

Das Beispiel der englischen Asyle wurde unlängst in Charenton nachgeahmt, wo die Pensionäre von selbst auf den Gedanken kamen, ein Journal, den Aehrenleser von Madopolis, zu gründen. Es ist nicht vorauszusetzen, dass alle Artikel gut, geschweige denn vollkommen sind.

Ein Herr Z., mit Grössenwahn und sehr eigenthümlichen Verfolgungswahnvorstellungen, war ein äusserst gefährlicher Kranker; er hatte geschworen, den ersten besten, der ihm zu nahe komme, niederzuschlagen. Zu diesem Zwecke hatte er mit unglaublicher Kraft eine grosse eiserne, in die Mauer eingelassene Stange losgerissen und sich hinter einer Thür auf Posten gestellt, um den ersten, der vorbeiginge, umzubringen. Glücklicherweise wurde er rechtzeitig bemerkt und entwaffnet. Die Aufregung legte sich indes und der Kranke schien wieder ziemlich normal zu sein, nur war er nicht dahin zu bringen, an seine Familie zu schreiben oder die Wäsche zu wechseln. Er verbrachte seine Zeit mit Lesen und Uebersetzen von DICKENS' Romanen. Gleichzeitig befand sich auf derselben Abtheilung ein Offizier, der sich mit Aquarellmalen unterhielt. Er hatte eines Tages das Haupteingangsthor der Anstalt sehr glücklich getroffen. Z., der die Zeichnung sah, hatte den plötzlichen Einfall, darunter zu schreiben:

„Weg nach Madopolis.

Der Weg nach Madopolis ist nicht eine Landstrasse mit Pflaster, Gräben und Anpflanzungen, es ist eine kreisrunde

Strasse, so gross wie die Erde, so dick wie die höchste der Pyramiden Aegyptens.

Bei der Geburt betritt man diese Strasse, beim Tode verlässt man sie. Sonderbar! im Schlaf eilt man vielleicht am schnellsten darüber hin, und wenn man am wenigsten daran denkt, tritt man durch die Thore dieser berühmten Stadt.

Madopolis wird von Herren und Damen bewohnt. Die Welt ist in einem schweren Irrthum, wenn sie glaubt, die Bewohner von Madopolis seien aus dem Monde niedergefallen. Nicht in seinen Mauern, nein! ausserhalb suche man die Mondsüchtigen. Der Weg nach Madopolis wimmelt von ihnen. Armes Volk! es geht fort, es kommt zu uns. Wenn wir uns recht erinnern, so werden wir euch mitten unter den Mondsüchtigen, die zu uns kommen, sehen, o ihr Männer, o ihr Frauen von Madopolis!“

Am Ende des Blattes fügte er hinzu: Eingang, fortzusetzen. Bei Ueberreichung des Papiers an den Offizier sagte er dann: „Um meine Gedanken auszudrücken, müsste mir ein ganzes Journal zu Gebote stehen,“ worauf der Andere erwiderte: „Gut denn! gründen wir ein Journal, ich übernehme die Illustrationen.“

Das Geschäft war in ein paar Augenblicken abgeschlossen und die beiden Kranken machten sich ans Werk. Der Titel war bald festgestellt, das war ja auch nicht das Schwierigste. Man taufte das neue Blatt:

„Aehrenleser von Madopolis“.

Herr Z. als Redacteur en chef arbeitete fieberhaft, verfasste mitunter täglich fünf Artikel in Versen, regte zur Arbeit an, prüfte, besserte, verwarf, was er nicht brauchen konnte. Seltsam! er war nicht zugänglich für Komplimente und wies in barscher Weise die Leute ab, die ihn beglückwünschten. Eines Tages bat ihn eine Wärterin höflich, ihr den „Aehrenleser“ zu leihen. Er schlug es rund ab und wurde ganz ohne Ursache heftig, erkannte indes bald sein Unrecht und schickte der Dame das Blatt mit einer zierlichen Widmung in Versen:

An die Frau Musikerin!

worin er sich wegen seines vorübergehenden Unmuthes entschuldigt und sich freuen würde, wenn der Aehrenleser, dem man mehr Geist zuschreibe, als er wirklich besitzt, ihr Lachen erzeuge.

Die übergrosse Thätigkeit war übrigens für Z. nicht sehr erspriesslich. Er fuhr alle Welt an und beleidigte seine Mitarbeiter. Es liefen demzufolge keine Artikel von Anderen mehr ein und er füllte das Blatt nun mit seinen Arbeiten in Prosa und Versen. Ein wahrhaft erstaunliches Schriftstück, das er in erschrecklicher Aufregung verfasst hatte, ist ein Gedicht, die „Lokomotive“ überschrieben.

In demselben ist ein gewisser poetischer Schwung nicht zu verkennen. Und doch war der Geisteszustand des Verfassers, wie ihn SENTOUX beschreibt, ein ganz abnormer.

Infolge geistiger Ueberarbeitung wurde Z. von traurigen Vorstellungen und Gehörstäuschungen befallen; man beschimpfte und bedrohe ihn, man wolle ihm ans Leben; er nahm sich vor, sein Leben theuer zu verkaufen. Da entschloss man sich, ihn nach Charenton zu thun. Dasselbst blieb er finster und verschlossen; nichts vermochte ihn, aus seiner Einsamkeit herauszutreten; er weigerte sich hartnäckig, auf die Briefe seiner Familie zu antworten. — Trotz der melancholischen Abspannung, trotz der fortdauernden Hallucinationen und Wahnideen unternahm er verschiedene Arbeiten, namentlich eine Uebersetzung der Werke von DICKENS und verfasste mehrere Gedichte. Endlich aber verfiel er in einen Zustand von akutem Delirium, in welchem er zu Grunde ging.

Aber zurück zum „Aehrenleser“ und zu seinen Redacturen. Als Z. das Blatt gründete, befand sich auf der Abtheilung ein junger Ingenieur, der zum drittenmal wegen Grössenwahn aufgenommen worden war. Er bekümmerte sich wenig um die litterarische Bewegung um ihn herum, schrieb aber den ganzen Tag Briefe an den Kaiser, die Kaiserin, an Desbarolles, an seine Eltern. Eines Tages forderte ihn der Redacteur des Aehrenlesers zum Mitarbeiten auf. Der Vorschlag schmeichelte seiner Eigenliebe, er machte sich sofort an die Arbeit und brachte seinen ersten Artikel, der folgendermaassen anfang:

Was ist das?

Das Journal der Maison de Santé von Charenton ist dazu bestimmt, den Eiter unserer Wunden aufzunehmen! — Wohlan, bluten wir! u. s. w.

Der Artikel wurde einstimmig für unvernünftig gehalten und verworfen. Gleichwohl liess der Redacteur sich nicht entmuthigen. Gings nicht mit der Prosa, so mochte er Verse machen.

„Ich liebe das Farnkrautfeuer — es dauert nicht lang, aber es sprüht; der Rauch davon riecht sauer, aber aus der Asche des Narn-krauts¹ mit Spass man ein Salz zieht zwei Sous an Werth, Sodasalz, das alles wäscht, das alles wäscht! Mic-Mac.“

Neue Zurückweisung. Das Komitee liebte den Geist nicht. Darauf schrieb er an seine Genossen im Aerger: „Lehren Sie wohl Ihren Mic-Mac buchstabiren! Ich biete Ihnen meine Mitarbeiterschaft für Tritte vor den H . . . an, wenn ich Lust dazu habe.“

Die Tageblätter der italienischen Irrenhäuser. — Uebrigens giebt es eine Irrenhauslitteratur schon seit lange in allen besseren Anstalten Italiens, die ihre speciellen Journale besitzen. Das älteste unter den letzteren ist das *Diario dell' Ospizio di Pesaro*, welches ich im Jahre 1872 gegründet habe und das fast vollständig von den Irren allein besorgt wird. Darauf folgten die Anstalten von Reggio, Palermo, Perugia, Colorno, Ancona, Neapel, Siena, Ferrara, Mombello, Alessandria und endlich Pavia.

In der *Gazetta del Frenocomio di Reggio* finden wir die Beschreibung eines armen unwissenden Bauern, der im Wahnsinn zu Darwinschen Gedanken kam, ähnlich wie der Schwammhändler, von dem wir oben sprachen.

G. R. aus Modena war von der Natur übel bedacht worden. Rhachitisch verwachsen, mit hagerem Gesicht und einer langen rabenschnabelähnlichen Nase, die das Kinn bedrohte, mit grossen Ohren, dicken Brauen erregte er mit seinem schleppenden, mühseligen Gange das Lachen und das Mitleid Aller, die ihn sahen.

¹ Wortspiel: fougère (Farnkraut) und fou j'erre.

Er befand sich seit 16 Jahren in der Anstalt. Er war unverheirathet und gehörte einer heruntergekommenen Bürgerfamilie an. Der Verfolgungswahn war in der letzteren erblich. Es scheint, dass er vor dem Jahre 1850 zur Zeit der politischen Wirren unter der grossherzoglichen Herrschaft ein wenig zu leiden hatte, denn von da an begann sich der Wahn unter Gesichts- und Gehörstäuschungen zu zeigen. Er hörte fast unausgesetzt schreckliche Töne, eine sprechende Trompete nannte er es. Er sah Engel, Priester, Frauen, die mit langen Röhren, Sprachrohren, in seine Ohren sprachen, ihn verhöhnten und bedrohten. Es waren ihm das die Helfershelfer der Sanfedisten von der Brüderschaft der Inquisition. Vermittelst verborgener galvanischer Drähte musste er thun, was sie wollten, er war nicht mehr frei. Eines Tages sah er aus einer Mauerlücke an hundert Leute, die ihn anbliesen, solchen Lärm machten, dass er vor Schreck davonlief. Er sprach nicht gern von seinem Wahn und sass gewöhnlich stundenlang mit gesenktem Kopf ruhig, zerstreut und müssig da. Fragte man ihn, ob er ein Handwerk verstehe, so antwortete er, er sei Drechsler. Man suchte ihn später zu beschäftigen, indem man einen jungen Taubstummen ihm als Lehrling überwies, aus dem er einen tüchtigen Arbeiter machte. Um ihn zu zerstreuen, versuchte man einmal, ihm eine Rolle bei einer Theateraufführung in der Anstalt zu übertragen, aber es ging nicht, obgleich er nur wenige Worte zu sprechen hatte, weil ihn das Gedächtniss vollständig verliess.

Gleichwohl spukte in diesem armen verdrehten Kopf ein ganzes, logisch geordnetes, philosophisches System. Er war durch und durch Materialist. Niemand hatte bis dahin eine Ahnung davon gehabt; da sprach eines Tages Jemand in seiner Gegenwart das Wort Seele aus, worauf er in aller Ruhe sagte: „In der Welt giebt es bloss Stoff und Kraft des Stoffes; der Gedanke entspringt vom Gehirn und ist eine Kraft, wie es die Elektrizität ist. Die Welt ist der Stoff und der natürliche Stoff ist ewig, unendlich; die Formen allein und die Individuen sind vergänglich. Der Mensch kehrt nach dem Tode ins Nichts zurück und sein Leib verwandelt sich, wer weiss in was.“

Wie war es möglich, dass er bei seinem kranken Verstande, bei dem Mangel an Geistesbildung, mitten in Hallucinationen und Wahngebilden, einen Begriff von den neuesten Ideen — und das schon 40 Jahre vorher — haben sollte! Es ist allerdings schwer erklärlich.

„Und wie erklären Sie denn die Erscheinung des Menschen auf der Erde?“ fragte man ihn. „Durch Umwandlungen. Anfangs mag er wohl nur ein Wurm gewesen sein, der sich verwandelt, vervollkommenet hat und endlich Mensch geworden ist. (Darwins Theorie.) Die Religionen sind Erfindungen der Priester. Die beste Regierungsform ist die Republik, die beste gesellschaftliche die Polygamie.“

Er drückte seine Ideen mit einem so geschlossenen Radikalismus und mit so scharfer Betonung aus, dass es seltsam gegen seine sonstige furchtsame Haltung und Krankheit abstach.

Hallucinationen und Verfolgungswahn quälten ihn bei alledem bis in seine letzte Stunde.

Der Leichenbefund ergab: Dolichokephaler Schädel. Hirngewicht (mit den Häuten) 1305 g. Verdickung der Schädelknochen. Dura verwachsen, Arachnoidea getrübt, Kapillar-Hämorrhagie in der linken Insel, die weisse Substanz gefleckt. Verlängertes Mark, Brücke, Oliven, Kleinhirn normal.

Am reichsten an ästhetischen Erzeugnissen ist die Chronik des Siener Irrenhauses, denn die Landschaft von Siena ist, wie schon erwähnt, diejenige, welche die meisten geistreichen Irren liefert nicht bloss in Beziehung auf die Wissenschaften, sondern auch auf die Künste. Die auf der phreniatrischen Ausstellung vorgezeigten Skulpturen und mehrere in meinem Museum befindliche Stücke liefern den besten Beweis dafür. In der Chronik befinden sich Artikel in Prosa und Versen und allerhand kleine Gedichte, die an Schönheit, Harmonie und Originalität den berühmtesten Dichtern Ehre machen dürften. Wir bedauern, durch die Beschränkung, die uns der Charakter und der Raum dieses Buches auferlegt, nicht mehrere davon mittheilen zu können und geben daher nur einen ungefähren Ueberblick.

Herr X. ist hochgewachsen, von stattlichem, vornehmem Aussehen, mit lebhaftem, intelligentem Blick. Er geht unaufhörlich im Korridor der Anstalt umher, Papier und Bleistift in der Hand, die Augenbrauen gerunzelt, mit dem Ausdruck eines Mannes, der in Gedanken über eine wichtige Frage vertieft ist.

Er liebt die Gesellschaft nicht, antwortet auf Befragen rasch, aber mit Bewegung und Haltung, die das Gefühl der Ueberlegenheit verrathen. Seine Ausdrucksweise ist anfangs gewählt, lebhaft, geistreich, wird aber dann unzusammenhängend und excentrisch. Jede Aeusserung und Bewegung spricht für sein erhöhtes Selbstgefühl, oder, um mit BAUDELAIRE zu sprechen, für die Verschärfung seiner Persönlichkeit.

Er ist ein Nachkomme Karls des Grossen und Harduins von Ivrea, er ist Markgraf, Herzog von Montferrat. erinnert man ihn daran, dass er Katholik ist, so nennt er sich Kaplan, Bischof, Kardinal in pectore, Papst bei der nächsten Wahl. Dabei hört er indes nicht auf, oberster Diktator Italiens, Erwählter Gottes und von der Vorsehung dazu bestimmt zu sein, den Sozialismus zu vernichten und den König zu retten. Er ist ein wüthender Feind der Sozialisten; bisweilen meint er, die Aerzte gehören dieser Partei an und stösst sie dann zurück mit dem Ruf: *retro Satana!* Bisweilen jedoch lässt er sich zur Unterhaltung mit ihnen herbei, spricht dann von seinen hohen Eigenschaften und grossartigen Gedanken; unterbricht man ihn dann, so wird er zornig und sagt: „*Potius mori quam foedari; frangar non flectar.*“

Auf Grund seiner hohen Stellung ertheilt er den Aerzten und dem Anstaltspersonal Gnadenbriefe und Ordentitel, ernannt sie zu Rittern, Commandeurs u. s. w. Die Verleihungsbriefe sind mit Hieroglyphen bedeckt, mit dem königlich savoyischen Wappen geschmückt und unterzeichnet mit „höchster Diktator“.

Nach und nach beruhigt sich seine Aufregung; als neue Erscheinungen treten in dieser verhältnissmässigen Ruhe Hallucinationen auf, die mit seinen Wahnvorstellungen in Verbindung stehen, die er aber für etwas Uebernatürliches hält und

mit seiner Ueberzeugung, der Erwählte Gottes zu sein, verbindet. Er hört Stimmen über seinem Kopf schwirren, will fliehen und fragt seine Leidensgefährten, ob sie sie nicht ebenfalls hören. „Satan,“ sagt er, „ist neidisch auf die heikle Aufgabe, die mir als dem Erwählten Gottes zu vollziehen bleibt, sobald ich von hier fortgehe. Es handelt sich darum, die Juden nach Palästina zurückzuführen und zum Christenthum zu bekehren. Daher die Wuth des Satans.“ In seinen Dichtungen spricht er von seinen Gehörstäuschungen.

Die Chronik veröffentlicht ein Gedicht von ihm, „Betrachtungen“, das eine ungewöhnlich reiche Phantasie, zarte Empfindung und grosse Leichtigkeit in lebhafter und farbenreicher Darstellung der darin entwickelten Gedanken kundgibt. Das Gedicht besteht aus zwei Theilen. Der erste ist „Die Sturmnacht“ überschrieben. Folgendes ist ein Bruchstück daraus:

„Nacht! Dich hat der Ewige nicht zu friedlicher Ruhe, nicht zum Seufzen und traulichen Geschwätz für liebende Seelen geschaffen, die zwischen Himmel und Erde schweben, in süsser Lust sich verzehrend, gleich der Blume, die im bescheidenen Schatten ihren Duft aushaucht. Dich hat der Schrecken erfasst und über den ewigen Abgrund der Zeiten verhängt, und darin bist du schön, schauerlich schön . . .

Aber du folgst mir, holdseliges Bild, und dein ruhiges Leuchten erhellt trostreich diese dunkeln Orte. Oh, dürfte ich dem ganzen Weltall nur ein Einziges rauben und seine Freuden ewig geniessen. Nicht Macht, nicht Gold, für das die unsterbliche Seele sich verkauft, — dich, dich allein. Eine Welt dir zu schaffen, nahe dem Himmel, von sterblichen Augen noch nicht berückt, dort, wo das grausame Lächeln die unkundige Unschuld noch nicht verhöhnt und wo die schmachliche Kunst noch nicht hingelangt ist, die der Mensch Klugheit nennt.“

Der zweite Theil heisst „Der Gedanke“, wovon nachstehendes Bruchstück:

„. . . Leih' mir das Wort, den Zauber zu lösen und die Kette zu sprengen, die mich zum Abgrund schleppt. Ach, du weisst es, nichts hoffe ich hier noch, nichts für mein unsäg-

liches Sehnen. Ich verstehe die Stimme nicht, die in mir tönt und tost wie ein Wirbelwind in der Kluft; dich selbst verstehe ich nicht; aber meine Blicke schweifen vom Rande des Grabes zu dem unsterblichen Aufgang des Tages, der durch dich in meine Seele einen Strahl schickt, um mich über mein kurzes Dasein zu trösten.“

In dem merkwürdigen Tageblatt finden wir ferner eine für die Psychologie äusserst wichtige Mittheilung.

Ein armer Kranker, F., beschreibt unter dem Titel „Erinnerungen vom Jenseits“ die Eindrücke seines inneren Lebens, seitdem er das menschliche Scheinleben abgeworfen hat und als Geist auf der Erde lebt, Städte und Land durchzieht, sich über die Wolken erhebt und alles Schöne der ganzen Natur umfängt.

Um diese Eindrücke richtig zu verstehen, muss man wissen, dass F. ein Spiritualist reinsten Wassers ist. Er hat eine deutliche Vorstellung von der Trennung der Seele vom Körper, er weiss, wie jene ein ewiges Leben lebt, während die Materie sich umwandelt und zersetzt. Er nimmt eine Belohnung und Bestrafung jenseits des irdischen Lebens an, je nach den guten oder bösen Handlungen, die begangen worden sind. Der Sünder sei dazu verdammt, als Geist auf der Erde fortzuleben, während den Gerechten Frieden und ewiger Ruhm auf einer der unzähligen Welten, die man Sterne nennt, zu theil werde. — Er, als Sünder, dessen Körper nach Sünde stinke, sei verurtheilt, auf der Erde zu leben, nachdem er enthauptet worden, ohne Leib, denn der Leib, den man an ihm sehe, sei nur Schein. Er könne sich zu den Wolken erheben, die im Raume schweben. Sein Kopf sei in Korsika, sein Leib auf dem Friedhof in Pisa eingescharrt. Auf dem Todtenfelde unterhält er sich mit den Seelen der Verstorbenen, betet und weint über seinem Sarge, spricht mit den Veilchen, die die Gräber schmücken, befragt sie und sie antworten auf seine Fragen in zärtlichem Tone oder mit verächtlichen Worten.

Gegenwärtig ist F. in besseren Gesundheitsverhältnissen, er gesteht zu, daß seine Seele in seinen Körper zurückgekehrt ist und schreibt auf den Wunsch des Arztes seine Mit-

theilungen über die äusseren Vorgänge während seiner Krankheit nieder.

„Ich war todt! Ja, der Himmelsbote war gekommen und hatte meine Seele von meinem Körper so leise gelöst, wie es eine liebende Mutter nicht besser könnte. Ja, ohne Schmerz, ohne Erschrecken hatte meine Seele die Welt verlassen, um in das glückliche Leben einzutreten, wo ewiger Friede herrscht.

O Freude! Ich hatte den Körper für immer verlassen, der nach Sünde stinkt, die Welt, wo Friede nur in Büchern zu finden ist. Wie ein Sklave, der seine Fesseln zerbrochen und nun mit vollen Lungen die freie, ungewohnte Luft einathmet, konnte ich meine Seele den köstlichen Träumen, dem neuen Entzücken eines sünden- und schmerzlosen Lebens überlassen. Ich hatte gesündigt und vieles erduldet, aber wie ein Reisender, wenn er in sein süßes Heim, dulce domum, kommt, die Mühen einer gefährlichen Fahrt vergisst, so sang ich voll Freude bei dem Gedanken, dass meine Reise beendet, meine Pein überstanden, meine Leiden vergessen sein sollten.

Ich hatte indes die Erde nicht verlassen; ich unterhielt mich, ich ass, ich trank, aber das alles war ja nur eine Täuschung vor der Welt. Welch ein Unterschied zwischen mir und den Lebenden! Ich war immer heiter und vergnügt und die Anderen traurig, sorgen- und kummervoll. Da begriff ich erst das ganze Glück, nicht mehr zu sein.

Ich besuchte gern die Friedhöfe, besonders die meiner Heimath. Neben den Leichensteinen, im Schatten der Cypressen, unterhielt ich mich mit den Todten oder vielmehr wir gingen miteinander langsam und still, voll von seligen Gedanken in der Einsamkeit des Friedhofes.

Bisweilen, wenn wir über den Cypressen eine von den letzten Sonnenstrahlen beleuchtete Wolke erblickten, die einsam am lichten Firmament dahinschwebte, flogen wir ihr zu und von dem weichen und glänzenden Sitz aus sahen wir unter uns die Erde, die schöne unvergängliche Natur, die gleichgültig auf Generation und Generation herabblickt, wie sie eine nach der anderen sich erheben, dahinziehen und verschwinden gleich den Wogen des Oceans.

Wir sahen die Bergeshäupter stolz gegen den Himmel streben, unten die Hügel und Thäler von der Sonne vergoldet, die ihnen zum Abschied tausendfarbig funkelnden Glanz zuwarf. Ueber uns dehnte sich das friedliche, endlose Blau des Firmamentes; aus der Ferne ertönte die Stimme der Engel, die dem Schöpfer ihr Hosannah von Frieden, Liebe und Preis zusangen. — In süßen, sanften Gedanken schliefen wir mit der Natur ein und träumten von neuen Genüssen.

Oft besuchte ich mein eigenes Grab, das ich mit Blumen bekränzt hatte; freudig sehe ich durch die Erde hindurch, wie mein Leib sich auflöste.

Ich sass auf meinem Sarge, pflückte eine Blume, ein Veilchen, brachte es an die Lippen, küsste es und sprach zu ihm: Glückliches Blümchen, du, dem der Schöpfer göttlichen Duft verliehen, du, das er in die Farbe und Reine des Himmels gekleidet hat, sage mir: Möchtest du etwas anderes sein, möchtest du ein sterblicher Mensch werden? Das Veilchen antwortete mir: Das Vergnügen, im Palast der Könige und in der Hütte des Arbeiters das Herz zu erfreuen durch unseren Duft und nach ihrem Tode ihren Staub mit einem Mantel voll Wohlgeruch zu bedecken, ist uns genug, wir haben keine anderen Wünsche. Warum willst du uns versuchen, du, der du froh bist, auf immer das sterbliche Wesen los zu sein, warum willst du, dass wir unser friedliches, unschuldiges Leben aufgeben für das fieberhaft qualvolle und sündige Leben des Menschen? So sprach das Veilchen, und da ich es anblickte, dachte ich: wie die Blume ihre Blüthe der Sonne, so werde ich mein Antlitz Gott zuwenden und in den Strahlen seiner unendlichen Liebe mich sonnen.

Da auf meinem Grabe weihte ich meiner sterblichen Hülle Thränen, denn Alle, die mich geliebt hatten, waren nicht mehr, Niemand blieb auf der Welt, mir nachzuweinen, ich musste selbst meiner Asche die Huldigung meiner Trauer darbringen.

Oft machten die Sterblichen sich lustig über mich; ich hörte sie flüstern, ich sei ein Narr. — Narr! Und du Mensch, vom Weibe geboren, bist du nicht der wahre Narr, du, der schon beim Namen des Befreiers zittert, du, den der blosse

Gedanke an den Tod mit Schrecken erfüllt, an den Tod, der so schön, der das wahrhafte Leben ist? Weisst du nicht, dass dein Leben ein beständiges Sterben und dass mein Tod unendliches Leben ist?

Ich reiste, ich besuchte Pisa, Livorno, Florenz. Florenz, das ich noch kannte, als der fremde Soldat stolz durch die schönen Strassen, über die prächtigen Plätze schritt und damals, als es den Re Galantuomo mit offenen Armen wie eine Geliebte den Bräutigam empfing.

Während meiner Reisen sagten mir die Sterblichen, ich versäume mein Geschäft, ich verliere meine Habe, Kleider u. s. w. Konnten sie begreifen, dass alle diese Kleinigkeiten ihres Lebens mir nichts bedeuteten, dass meine Seele zu glücklich war, um auf elende Dinge acht zu haben, die von nun an mir gleichgültig waren?

Ich war in Paris. Den öffentlichen Gärten gegenüber sah ich ein grosses, abgebranntes Gebäude. Seine Mauern standen noch. Neugierig, etwas über den Palast zu erfahren, dessen trauriger Zustand mich betrübe, befragte ich einen Herrn, wie und warum der Palast verbrannt worden sei. Er antwortete: Es sind die Ueberreste eines grossen Palastes (die frühere Wohnung des Landesherrn), den wie noch andere prächtige Gebäude eine Rotte von Männern und Frauen verbrannt hat, zuletzt aber wurden sie bestraft oder verbannt. Ich betrachtete mir diese Ruinen, wo noch die Lücken der Fenster da waren, die wie die hohlen Augen eines Skeletts aussahen, das seinen Mörder anschaut. Ein langandauernder Lärm veranlasste mich, umzukehren, ich sah einen Bahnhof, wo ein Bahnzug ankam und ein anderer abging. Eine unzählige Menge umstand den Bahnhof mit Fahnen und empfing die Ankommenden mit Freudengeschrei. Ich hörte sagen, der abgehende Zug führe die Lehrer der Jugend, die Tröster der Kranken und Sterbenden weit fort aus dem Lande; der ankommende Zug bringe aber die Rotte, welche die Paläste verbrannt habe, aus der Verbannung zurück. Es kostete mir Mühe es zu glauben. Ich ging auf den Herrn von vorhin nochmals los und fragte ihn, ob es nicht etwa der Landesherr dieses Volkes sei, der im

Triumph zurückkehre. Herr, sagte er, indem er mich beim Arm fasste und schüttelte, es hat eben sechs geschlagen, es ist Zeit zum Aufstehen. Ich öffnete die Augen; ach, es war einer der Anstaltswärter, es war Karl, der mich aufweckte. — Ich hatte geträumt . . . ein schöner Traum!“ —

Siena liefert noch ein anderes psychiatrisches Wunder, — das Gedicht einer Frau.

Die Verfasserin, Frau X. V., ist 45 Jahre alt, lebhafte Temperamentes, Gattin und liebevolle Mutter, mit angenehmen Manieren. Sie war ohne Vorurtheile erzogen und hatte ihre Jugend mit Studiren zugebracht, nur von Zeit zu Zeit durch einen hysterischen Anfall belästigt.

Im Alter von 20 Jahren verheirathet, hatte sie zwei Kinder; die Niederkunft war normal verlaufen; einmal trat Abortus ein ohne Verschlimmerung der hysterischen Anfälle und ohne sonstige Aenderung in ihrem Gesundheitszustand. Mit sich und ihrer Lage zufrieden, lebte sie ruhig und glücklich nur für ihren Mann und ihre Kinder; sie hatte über nichts zu klagen, als über eine etwas zu grosse Empfindlichkeit.

Im Juni 1880 — nachdem die Menses seit 4 Jahren cessirt hatten — trat ohne sichtliche Veranlassung eine grosse Veränderung in ihrem Charakter und Wesen ein, sie wurde reizbar und verlor den Schlaf. Kurz darauf kamen Krampfanfälle hysterischer Art, die sich oft wiederholten. Sie konnte bei keiner geistigen Arbeit aushalten, ihre Liebe für Mann und Kinder verwandelte sich in Missachtung und Widerwillen. Sie lief ohne Ursache umher, verweigerte die Nahrung und wurde erst nach stundenlangdauernden Krampfanfällen wieder ruhig, wobei jedoch die Verkehrung der Gefühle dieselbe blieb.

In der Anstalt kam sie nach einiger Zeit anhaltender Agitation in einen Zustand verhältnissmässiger Ruhe. Zwei ernste Erscheinungen wollten nicht weichen, die Schlaflosigkeit und die Hallucinationen, waren indes von nicht zu langer Dauer. Häufiger waren die hysterischen Anfälle und Krämpfe; später genas sie und kehrte in ihre Familie zurück.

Während jener Anfälle schrieb sie ein Epos: Siena, in Stil und Eleganz der Form von vollendeter Schönheit. Es

enthält eine hübsche Beschreibung des Asyles und selbst der Kranken dieses Hauses, wo „Kunst und Frömmigkeit im Verein die müden Geister trösten, wo reinste Luft und tiefe Stille der lieblichen Gegend dem kranken Körper Pflege und Genesung bringt“. —

Das Tageblatt der Anstalt von Pesaro, das älteste seiner Art, würde uns eben so vielen Stoff bieten, wenn es uns nicht an Raum fehlte. Einige wenige Beispiele mögen genügen.

Ein moralisch Irrsinniger schreibt: „... Da fühlte ich seltsame Dinge in mir vorgehen, einen Trieb, mich auf die blosse Erde zu legen, ein ohrenzerreissendes Geheul auszustossen, die Reinlichkeit meines Körpers zu vernachlässigen, so dass mir vor mir selbst ekelte. . . . Grosses Unglück verhärtet das Herz. Früher hätte ich weinen können, wenn ich einen Tropfen Blut sah, jetzt würde ich ungerührt dem grausamsten Schauspiel zusehen können.“

Ein junger, geschickter Maler, der von Selbstmordsucht und moralischem Irrsinn ergriffen wurde, schrieb ebenda einen Artikel:

„Die Unlust.

Die Unlust ist etwas Schreckliches; unglücklicherweise kann ich aus eigener Erfahrung darüber sprechen. Mein Leben war früher angenehm und befriedigend; sie hat es in eine unerträglich schwere Last verkehrt. Um in der Welt wahrhaft zu leben, darf der Mensch nicht bloss essen und schlafen, sondern er muss auch seine Kräfte bethätigen, ein bestimmtes Ziel vor Augen haben; seine Thätigkeit muss ihm wahrhafte Befriedigung gewähren. Sich bloss ärmlich und nothdürftig hinschleppen, gegen die Annehmlichkeiten des Lebens unempfindlich sein, das ist kein Leben, tausendmal besser ist todt sein oder das Bewusstsein seiner selbst verlieren.

Das ist es, was mir geschah. An ein friedliches, angenehmes Leben gewöhnt, wurde ich plötzlich in einen Abgrund von Leiden gestürzt. Mein durch solche ungewohnte Dinge (Extravaganz!) erschüttertes Gehirn versagte den Dienst, ich hatte nicht die Kraft, meine Geschäfte wie sonst zu be-

sorgen, daher der Widerwille, d. h. die Fesselung des natürlichen Willens eines Menschen, die Unmöglichkeit, etwas zu leisten, als ob eine materielle Kraft das Individuum zurückhalte. Ich habe nicht genug Herrschaft über mich selbst, um meine Schritte dahin zu lenken, wohin ich sie haben möchte; daraus entsteht das Erschrecken, das Herzleid, der Ekel vor dem Leben.

Im Anfang empfand ich eine Unentschlossenheit, ein Gefühl der Unsicherheit, einen lästigen Druck; das wurde mit der Zeit heftiger, überwältigender, um schliesslich jede Hingabe (!) zu lähmen, so dass ich stundenlang in peinigendster Angst zubrachte. Nachts kann ich nicht schlafen und auch der Tag wird mir zur Qual, weil ich nicht weiss, was ich mit mir anfangen, worauf ich meine Gedanken richten, oder meinen Kopf hinthun soll; alles das wegen der Unlust.

Ich höre von Familienglück sprechen, von Seelenharmonie, von Befriedigung der Eigenliebe, von gegenseitigen Liebeserweisen, aber ich empfinde nichts dergleichen. Aengstlich zähle ich die Stunden des Tages, mein einziges Bestreben ist, das Mittel zu finden, um mich so wenig wie möglich zu langweilen.

Aus diesen Gründen möchte ich bitten, dass eine heftige Reaktion in meinem Gehirn zu stande gebracht werde, man gestatte mir, meine Familie zu sehen. Eine wohlthätige Erschütterung könnte mir sehr dienlich sein. Eine heftige Gemüthsbewegung hat mich zu Grunde gerichtet, eine solche von anderer Art könnte mich retten.

Seit vielen Jahren habe ich meine Familie nicht gesehen; der Herr Direktor wird begreifen, dass das eine Extravaganz (!) und eine Schmach ist. Ich versichere, dass, wenn ich mich in etwas vergangen habe, die Schuld an dem unglücklichen Geschick liegt, dem ich unterworfen bin, nicht an meinem Charakter, der immer gut gewesen ist; auch das muss berücksichtigt werden.

L. M. No. 110.“

Die Chronik der Königl. Irrenanstalt zu Alessandria unter Frigerios Direktion enthält als Abtheilung — ein Journal

der Irren: „Der illustrierte Mattoide, sogenanntes allgemeines Organ von Irren auf freiem Fusse.“ Ein Kranker, der von einem Dämon besessen zu sein meint, schreibt darin folgende

„Anschauliche Darstellung
eines Insassen der Anstalt von Alessandria.

Ich bin männlichen Geschlechts, . . . klein, schwächlich; mein Teint ist braun und war es schon, bevor ich mit dem — Teufel zu thun hatte. Mein Gesichtsausdruck sympathisch, Stirn gross und ernst. Gesichtsbildung edel, Lippen schmal, aber lebhaft gefärbt, ein wenig ironisch und schnippisch — Nase . . mit den entschieden weiten Nasenlöchern und dem Charakter einer empfindsamen genussstüchtigen Seele, von einer Brille eingezwängt (nicht zu verwechseln mit der des Professor Lombroso), die mir zu meinem Verdruss den Ausdruck giebt von . . . aber still! . . Achtung vor dem Fiskus! — Das ist meine Photographie recht und schlecht, das Leibliche betreffend. — Das Geistige? — Davon lässt sich wahrhaftig nicht viel sagen. Ein Mann, der Gall, Spurzheim, Lavater, Descuret in- und auswendig kennt, der ausserdem in Osteologie, Phrenologie, Physiologie, Psychologie und was weiss ich noch bewandert ist, sagt mir, ich sei ein wahres menschliches Chamäleon.

Der weise Mann wird wohl das Genus und nicht die Species, oder besser die Species und nicht das Genus errathen haben.

Uebrigens glaube ich, ohne mich zu überheben, nicht viel anders als Andere meinesgleichen zu sein, denn ich halte an dem Grundsatz fest, dass ein Mensch die Maasseinheit eines anderen Menschen ist, d. h. ein Haufe voll Widersprüche. Heute Riese — morgen Pygmäe, — einen Augenblick Philosoph und Puritaner — einen andern schwach und sündig — einen Tag tapfer — den andern ein Feigling — den dritten Tag ein — Narr. Mit einem Wort ein vernünftiges oder unvernünftiges Thermometer, je nach den Graden, die die Leidenschaft ihn zeigen lässt, das machtvolle Quecksilber, das bis ins Mark dringt und oft darin verknöchert.

— — — — —

Ich denke und liebe — so muss ich also gut sein.

Man hat mich für einen guten Schriftsteller gehalten, man hat mich sogar einen kleinen Jean Jacques en miniature genannt. Was die Intelligenz angeht, ist das vielleicht wahr, wenn sie auch lange nicht so glänzend ist. — Wenn ich aber auch nicht, wie er, auf den höchsten Höhen der Gedankenwelt mich tummeln kann, so besitze ich doch etwas, was er nicht hat und was in gewissen Fällen das Genie zu ersetzen vermag, das ist das Herz.“ —

Selbstbiographie. — Ein für die Kriminalpsychologie bedeutsamer Fall bot sich mir in dem Verhalten eines armen Schusters von Pavia dar, eines Schriftstellergenies, das, durch Irrsein erweckt, gleichzeitig den Beweis erbringt, dass ein wirklicher Irrer Irrsein simuliren kann, namentlich unter der Furcht vor Strafe.

Cäsar Farina ist der Sohn, Neffe, Vetter von Geisteskranken und Kretins, selbst verrückt von Jugend auf, obgleich scheinbar ruhig. Er tödtete durch einen Messerstich eine Frau, von der er glaubte, sie habe seine unsichtbaren Feinde, deren Stimmen ihn verfolgen, angestiftet und weil er sie für die Mutter eines jungen hübschen Mädchens hielt, dessen Geliebter er zu sein vermeinte, obgleich er in fast gar keine Berührung mit ihr gekommen war. Derartige Liebesverhältnisse bei Irren habe ich (in *Amore nei pazzi*. Torino, 1887) stumme Liebe genannt. Nach dem Morde entfloh er nach Mailand. Niemand würde ihn für schuldig gehalten haben, wäre er nicht express nach Pavia zurückgekehrt, um sich bei der Polizei zu stellen und für den Urheber des Mordes zu erklären. Um alle Zweifel zu beheben, zeigte er selbst die Scheide des Mordinstrumentes vor. Im Gefängniss bereute er danach diesen Schritt und zeigte Symptome einer Psychose, an der er in der That nicht litt, nämlich Blödsinn. Als Sachverständiger hinzugezogen, hatte ich Mühe, den Zustand mir klar zu machen und mich zu überzeugen, dass er trotz der Simulation wirklich geisteskrank war.

Er wurde in meine Klinik übergeführt und schrieb daselbst nachstehenden Aufsatz:

„Ueber die Folgen meines Unglücks.

Um die Zeit von 1858 zu 1859 war ich als Hausmann bei Herrn B. angestellt. — In dem Hause wohnte die Familie D., die sich mir anschloss und sich erbot, mir das Mittagbrot zu liefern, das ich mir nicht selbst bereiten konnte. — Eines Tages sah ich in der Strasse Rovelecca im Vorübergehen in einem offenen Spezereiladen ein Frauengesicht, das bei meinem Anblick roth wurde. — Zu der Zeit pflegte auch ich bei jeder Begegnung, insbesondere mit Frauenzimmern, roth zu werden. Gleichwohl bewahrte ich meine natürliche Standhaftigkeit, dachte aber über den Fall nach und kam auf eigene Gedanken. — Am folgenden Tage ging ich wieder vorbei und war noch mehr über den freundlichen Blick des obengenannten Frl. G. betroffen; ich ging indessen standhaft vorwärts, kehrte dann um und sah das junge Mädchen im Vorraum des Ladens stehen; aber ich ging vorbei, ohne sie anzusehen, und eine Zeitlang versuchte ich ihr auszuweichen.

Eines Abends stand ich vor meiner Thür, da hörte ich leise Schritte, und als ich mich umdrehte, da stand Frl. G. vor mir, an der Hand ihre kleine Schwester. Sie fragte mich, ob Frau D. zu Hause sei; ich antwortete, sie sei zum Abendgottesdienste. Sogleich dankte sie mir und empfahl sich mit einem bedeutungsvollen Blick; ich grüsste sie auch und sie ging.

Nun brach der Krieg von 1859 aus. Ich dachte mit keinem Gedanken an Weiber; ich liess mich einschreiben. Es kam Befehl zum Abmarsch. Unter den Klängen der Musik gingen wir nach Como, wo uns die Bürger mit lauten Vivats empfangen. Von Como ging es nach Sondrio und von da in eine Gegend, deren Namen, sowie den Weg dahin ich nicht angeben kann; ich weiss nur, dass es sehr heiss war.

Ueber die einzelnen Vorfälle auf der Reise kann ich keine Auskunft geben, meine Erinnerung ist sehr verworren. Endlich machte man Frieden. Gegen Ende 1860 wusste ich nicht, wo ich mich unterbringen sollte, ich blieb daher vorläufig bei einem Onkel. Nach dem Winter von 1860/61 konnte ich wieder in meine frühere Stellung eintreten, wo ich meine Geschäfte ohne viel Kopfschmerzen besorgte. — Ich arbeitete auch für B. und

dadurch wurde ich genöthigt, die Strasse Rovelecca zu passiren, was ich ungern that, weil ich die Erinnerung an gewisse Dinge gern gemieden hätte. — Während dieser Zeit machte der junge Liebhaber G., wie es mir schien, ihr nicht mehr den Hof. — Gewöhnlich trank ich jeden Abend und Morgen meinen Kaffee; eines Sonntags hatte ich keinen im Hause und ging nach dem Laden in der Roveleccastrasse, der, wie ich wusste, noch offen war. — Der Herbst 1861 ging zur Neige. Ich traf Frau G. daselbst, die mich zuvorkommend empfing; ich fasste den Entschluss, von nun an bei ihr einzukaufen. Den Gedanken, mich der Tochter zu nähern, scheuchte ich von mir. Das Mädchen hätte mir ja gefallen, aber ich überlegte, dass ich nicht fähig war, eine Familie zu erhalten und Kinder gut zu erziehen. Ueberdies hatte ich auch nicht im Sinne, ein Mädchen zu heirathen, das keine gute Schulbildung genossen hatte, und endlich liebte ich meine Freiheit. Ich kaufte also wieder in dem Laden und wurde das zweite Mal noch artiger empfangen. — Das dritte Mal hielten sich Mutter und Tochter hinter dem Ladentisch, die Tochter sass hinter der Mutter an der Mauer, so dass ich sie nicht sehen konnte. — Man empfing mich sehr gut, die Mutter reichte mir den Zucker und Kaffee; darauf forderte ich noch Seife und sie musste hinausgehen, um letztere zu holen. Da erst bemerkte ich die Tochter, ich hätte sie mir da recht genau ansehen können, aber ich entfernte mich lieber und that, als ob ich mir die Seife aussuchen wollte. Die Mutter legte ein Stück, das weder zu gross noch zu klein war, auf die Wage, und die Tochter machte, um nur etwas zu sagen, die Bemerkung: „Es ist zu viel!“ Die Mutter antwortete aber: „Wenn er es nur nach Hause tragen kann!“ — Wir lachten zusammen und ich ging.

Eines Abends sagte sie mir, ihre Tochter habe ihr mitgetheilt, dass ich mich verheirathet hätte. Ich antwortete, dass ich nicht an Heirathen dächte. „Ja, ja,“ sagte sie, „so behält man immer seine Freiheit!“ Dieses Mal grüsste sie mich kühl, und von nun an empfing sie mich auch ganz anders. Sie gab mir zu verstehen, ich brauche ihren Laden nicht mehr zu besuchen, ich that jedoch, als verstünde ich es nicht.

Eines Nachmittags ging ich aus; es regnete (es war die erste Fastenwoche 1862), und da ich vor dem Laden vorbeiging, sah ich, wie Frau G. ihre Jüngste hinausshob, die mich lachend ansah und dann wieder hineinging. Ich ging weiter, sah mich aber dabei um. Die Mutter schob nun ihre älteste Tochter hinaus, die auf der Schwelle stehen blieb und mir lachend zurief: „Nun?“ Ich hörte, wie die Mutter ihre Töchter aufforderte und sagte: „Geht ihm doch nach!“ Im ersten Augenblick betrachtete ich mir die älteste nur mit Wohlgefallen, aber als es Abend wurde und meine Geschäfte besorgt waren, entschloss ich mich, ihnen zu schreiben, um allen „Konsequenzen“ ein Ende zu machen.

Gewöhnlich machte ich den Abend meine Einkäufe, da ich aber wusste, dass die Mutter des Morgens allein im Laden war, so beschloss ich früh hinzugehen, um ihr mein Briefchen zu überreichen. Ich ging also am andern Morgen hin, aber es waren schon viele Leute da; meine Anwesenheit schien sie zu verwirren, denn sie irrte sich beim Herausgeben von Geld an ein Mädchen, die, als sie es bemerkt hatte, sich beim Fortgehen umdrehte und mich ansah. Ich trat näher und sie bediente mich, wobei sie ihre Verwirrung zurückdrängte; ich holte mein Billet heraus und sagte, als ich ihr es überreichte: „Hier ist die alte Rechnung, Sie mögen sie durchsehen, wenn Sie mehr Zeit dazu haben,“ ich wollte nämlich die Kunden glauben machen, dass der Handel nicht andere „Konsequenzen“ auf sich habe. Sie nahm das Blatt und sagte: Ja, ja! Ich grüsste und sie sagte: „Auf Wiedersehen!“

Den Tag über gingen mir tausend Gedanken durch den Kopf, am Abend indes begab ich mich zu dem Stelldichein, von dem ich in dem Briefe gesprochen hatte. — Es folgt hier der Inhalt des Billets.

Geehrte Frau!

Da alles, was zwischen uns vorging, nur zu bekannt geworden, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen hierdurch zu schreiben, um diese innere Frage zur Entscheidung zu bringen. Wenn ich bis jetzt unterliess, den ganzen Umfang meiner Neigung für Ihre Tochter zu zeigen, so geschah das nicht, um

Gegenliebe herauszufordern, im Gegentheil, ich schätze ihre Klugheit sehr und habe keinen Verdacht gegen Andere, die im Vertrauen sind, denn ich hoffe, dass es die Verwandten sind. Wenn Ihnen diese Erklärung genehm ist, so möge die Antwort auf acht Uhr heute Abend fallen. Ich werde vor Ihrem Magazin vorübergehen und das Zeichen wird sein, dass Ihre Tochter in der Thür steht; dann bin ich sicher, dass Sie so freundlich sind, mir zu antworten; wenn Niemand erscheint, so werde ich weiter gehen und alles soll vergessen sein. Diese Worte gehen über meine Lippen mit der Besorgniss, die Beachtung derjenigen Person verscherzt zu haben, die ich so hochschätze und die ihre Stirn höher tragen kann als ich. Lebewohl; und nun auf Wiedersehen zur genannten Stunde!

Am Abend gegen 8 Uhr begab ich mich nach einem kurzen Spaziergang auf den Weg in die Strasse Rovelecca; am Eingang derselben bemerkte ich ein junges schlankes Mädchen und einen jungen Mann, mir zugekehrt; ich ging auf die rechte Seite und that, als ob ich stehen bleiben wollte, da hörte ich das junge Mädchen sagen: „Geh' nicht hinein!“ Da ich aber ihre „Absicht“ nicht kannte, so sah ich sie an, ohne sie zu erkennen, und ging weiter. Auf der Schwelle des Ladens war Niemand; ich sah nicht einmal hinein, und als ich vorbei war, fand sich mein Herz so erleichtert, wie es vorher nie gewesen war. Beim Umkehren ging ich auf die linke Seite der Strasse, als ich kurz vor mir drei Personen mir entgegenkommen sah, von denen eine, es war Fr. G., fünfzehn Schritte entfernt, von der Gruppe sich trennte, auf das Trottoir zuing, wo wir uns begegneten und sie mich ansah. Nach weitem fünfzehn Schritten hörte ich ein Mädchen zu einem anderen sagen: „Ist es der?“ und die Antwort „Ja“. — Schnellen Schrittes ging ich nach Hause und legte mich sogleich ins Bett. Acht Tage vergingen darüber. — Am Abend des achten ging ich vor G.s' Laden vorüber, er war aber schon geschlossen, nur war noch Licht darin; da sie mich kommen hörten, löschten sie die Lampe aus, denn sie kannten mich am Gang (!), obgleich ich ihn verstellt hatte (!?). Gleichwohl hörte ich beim Vorübergehen vor dem Fenster das junge

Mädchen „Lebewohl!“ sagen. — Ich ging nun meines Weges, ohne mich weiter zu erkennen zu geben, beschloss aber einen letzten Versuch zu wagen, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Am andern Morgen schrieb ich einen zweiten Brief und schickte ihn durch einen Burschen mit den Worten: „Trage diesen Brief in den Kaufladen der Roveleccastrasse und sage, er komme von einer Dame ihrer Bekanntschaft, die auf Antwort warte.“ Beim Empfang des Briefes sagte Frau G.: „Ich habe jetzt keine Zeit, da ich ausgehen muss, hole Dir die Antwort in einer halben Stunde.“ Nach einer halben Stunde ging der Bursche wieder hin, Frau G. gab ihm den Brief mit den Worten zurück: „Nimm, gieb das zurück und sage ihm: Nein, gieb aber acht, es liegt ein Billet drin! — Ich öffnete den Brief und fand mein erstes Billet; ich gab dem Burschen ein kleines Trinkgeld und entliess ihn. Ich wollte die Briefe nochmals durchsehen, weil ich fürchtete, etwas Unrechtes gesagt zu haben; da ich sie gelesen, kann ich versichern, dass sie nichts Unrechtes enthielten. Nun verfiel ich auf die tollsten Gedanken. — Da ich aber überlegte, dass es meinerseits eine Dummheit wäre, mich zu ärgern, so scheuchte ich jede Erinnerung aus meinem Innern und beschloss, die Strasse nicht wieder zu betreten.

Einige Zeit nachher aber trieb es mich instinktmässig oder aus Prinzip, hindurchzugehen. Mutter und Tochter standen auf der Ladenschwelle; sobald sie meiner ansichtig wurden, liessen sie mich näher kommen, blickten mich scharf an und sagten: „Er kommt hieher!“ — Aus diesen „Konsequenzen“ entnehme ich, dass sie mich liebte; ich litt, aber der Gedanke einer solchen Behandlung versetzte mich in Wuth. Ich beschloss, meine Heimath zu verlassen, und ging nach Genua, es war am Dienstag nach Pfingsten 1862. —

Aber auch hier verfolgten mich die Anhänger der Frau G., so dass ich mich entschloss, nach meiner Heimath zurückzukehren. Im Anfang des Winters fingen die Verfolgungen aufs neue an. Ich hatte keine Freunde und schwieg gegen alle Welt; ich vermied es, mit irgend Jemand mich zu unterhalten aus Furcht, man könne von der Sache sprechen und

mich zur Rache antreiben. Mit grosser Geduld hielt ich bis zum Karneval 1866 aus. — Eines Abends hatte ich Verlangen nach Musik und ging ins Theater. Niemand achtete auf mich, als ich eintrat, aber nach 8—10 Minuten kamen zwei junge Herren und sahen mich an, als wenn sie sich überzeugen wollten, ob ich es auch wäre, und trennten sich, da sie mich erkannt hatten, der eine ging links, der andere rechts auf mehrere Individuen zu, denen sie etwas ins Ohr flüsterten und gingen dann weg. Nach dem ersten Akt der Oper, — es war die Lucrezia Borgia — schrie es auf der rechten Seite: Cäsar, Cäsar und auf der linken: Stich zu, Cäsar — und das währte eine ganze Weile. 2—3 Minuten später kam ein Herr, der einem jener beiden ähnlich sah, er führte ein Kind an der Hand, das vor Vergnügen lachte und sprang, und wies ihm einen Platz neben mir; das Kind setzte sich auf das Ende der Bank, die leer war, und der Herr ging fort. 3—4 Minuten danach fing das Kind an zu rufen: „Ich kann aber nicht!“ — Nach dieser Beschimpfung (!!?) hatte ich beinahe etwas Schreckliches begangen, da ich aber einsah, dass es jetzt eine Unklugheit gewesen wäre, so schwieg ich und that, als glaubte ich, die Beleidigungen gelten nicht mir. — Der zweite Akt begann; es kamen 4—5 Leute vom Lande, die neben mir Platz nahmen; der intelligenteste von ihnen rückte an mich heran und versuchte mich zu einem Streit zu veranlassen, indem er mich um Erklärungen über die Oper bat. Ich merkte die Absicht und machte mich nach wenigen Worten von ihm los. Als das Stück zu Ende war, stand ich zuerst auf, gleich darauf auch der Bauer, der mir zunächst sass, mit einem Puff auf den linken Arm seines Kameraden und dann standen sie sämtlich auf, als ob sie weiter nichts vor hätten, aber in der Absicht, mir nachzugehen. Ich eilte schnell davon, aber als ich unten an die Treppe kam, fand ich einen jungen hochgewachsenen Mann, der unbeweglich dastand und mir den Weg versperrte. Ich machte mir gleichwohl Bahn und ging fort.

An diesem Abend wirbelte mein Kopf und bei irgend einem Begegniss hätte ich mein Leben auf's Spiel gesetzt;

aber da mir mein Verfolger in Gedanken kam, ein junger Facchin der G., der zugleich der Führer in der Verschwörung war, so beschloss ich ihn aufzusuchen. Es war Mitternacht, ganz allein ging ich durch die sog. Maulthierstrasse und sah einige Schritte vor mir 3—4 junge Kerle auf der Lauer stehen; ich vermuthete, der, den ich suchte, sei unter ihnen, so leise wie möglich folgte ich ihnen, bei meinem Erscheinen war es ihnen jedoch nicht geheuer und sie verschwanden. Zu meiner Vertheidigung hatte ich nur den Hausschlüssel bei mir, den Abend war aber mein „Instinkt“ so heftig, dass ich selbst den Teufel nicht gefürchtet hätte! — Ich blieb still vor einem Lichtzieherladen stehen und da ich Jemand auf demselben Wege, den ich gekommen war, gehen hörte, so wartete ich. Es war ein Soldat, der an mir vorbeiging, ohne mich anzusehen. Da ich überall nur Geheimnisse sah, so folgte ich ihm, um mich zu überzeugen, aber ich verlor ihn bald aus dem Gesicht.

Einige Tage lang beunruhigte man mich nicht, aber danach fingen mein Verfolger und seine Helfershelfer wieder an und wurden sie nach und nach unerträglich. Abends, nachts, tags peinigten sie mich mit Singen und Verhöhnern. Ich litt entsetzlich, verlor den Appetit, der Husten quälte mich. Ich muss bemerken, dass ich während dieser Zeit nicht nur unter ihren Beschimpfungen litt, sondern auch — mit Respekt zu vermelden — an einem Durchfall, der mir keine halbe Stunde Ruhe liess. — In allen meinen Vorrechten gekränkt, über alle die Verfolgungen wüthend, wie unsinnig, als hätte ich den Verstand verloren, lief ich in meinem Zimmer umher, so versenkt in einen so schmerzlichen Gedanken, dass ich mir kaum Rechenschaft über mein Thun zu geben vermochte. Ich wollte mich niederlegen, aber mein Bett war nicht gemacht; indem ich über die ausserordentlichen Ereignisse nachsann, deren Veranlasserin Frau G. gewesen, entschloss ich mich zur Rache um jeden Preis. Ich bewaffnete mich mit einem Küchenmesser und machte mich auf den Weg zu meiner Wiedersacherin. Bei meiner Ankunft in der Strasse befahl mich der Gedanke an die Justiz und ich blieb einen Augenblick un-

schlüssig, als ich aber L., ihren Beirath, aus dem Hause treten sah und dieser mich ansah, hielt ich nicht mehr an mir, ein „Instinkt“ trieb mich vorwärts zur Rache! Ich betrat den Laden, sie kam mir entgegen und ich rächte mich. Ohne mich in eine lange Erzählung zu verlieren, bemerke ich bloss, dass ich die Flucht ergriff und, als ich mich vor dem Thor befand, das nach Mailand führt, in geringer Entfernung meine Feinde hinter mir her sah. Noch war ich mit dem Messer bewaffnet und ein gewisser „Instinkt“ rieth mir umzukehren, da ich aber einsah, dass ich ein neues Verbrechen begehen würde, so entschloss ich mich, weiter zu gehen.

Es wäre mir unmöglich, diese Reise zu beschreiben, denn ich habe sehr vieles davon vergessen. Meine Absicht war, auf der Eisenbahn, vom Bahnhof Karthause aus, weiter zu reisen, ich traf aber zu spät ein, es war 9 Uhr durch, und ich hätte zu lange warten müssen. An Kräften erschöpft und krank, wollte ich aber gleichwohl weiter. Es war kalt und schlechtes Wetter, das Gehen wurde mir sauer und die Müdigkeit übermannte mich bald; ich legte mich auf einem Sandhaufen nieder und schlief ein. Plötzlich glaubte ich die reitenden Karabiniers mir auf den Fersen zu sehen, ich sprang auf, sah mich um, aber alles blieb still.

Ich trocknete den Schweiss von der Stirn und ging wieder weiter. Eine einzelne Stimme schien über das Feld zu schreien: Cäsar, Cäsar! aber ich hielt es für eine Täuschung, um so mehr, da ich auf der Mailänderstrasse die natürliche Stimme meiner Feinde hörte, die mir dieselben unverschämten Worte wie vorher nachriefen und mich verfolgten; ich sah ein, dass das die Folge meiner Schwäche war. Indem ich meine Kräfte möglichst anspannte, trieb es mich vorwärts.

Ich kann nicht genau angeben, in welchem Zustande ich mich befand, ob es Schlaf und Müdigkeit waren, die meinen Geist niederdrückten. Sicher aber ist, dass ich hinter mir von oben herab einen Höllengesang zu hören glaubte und unter den vielen Stimmen eine, die vor den anderen herausklang — die Stimme der todten Frau. Da ich aber ihre Verfolgung fast nicht mehr fürchtete, so drehte ich mich

wüthend um und sie verschwand in dem Gehölz und liess nur noch aus der Ferne einen Sterbegesang hören.

Da diese Täuschung vorüber war, schien es mir, als sehe ich nicht weit von mir einen ungeheuren unbeweglichen Schatten, der mich anblickte und bald verschwand. Ich setzte meinen Weg fort und, als ich einen Zug kommen hörte, legte ich mich auf die Erde, um nicht gesehen zu werden. Als der Zug vorüber war, dachte ich, wie angenehm es wäre, darin zu sitzen, aber in der Verzweiflung über mein durch so viele Beschimpfungen und erlittene Unbilden verlorenes Glück schritt ich rüstig weiter. Von Zeit zu Zeit schien es mir, als sehe ich Bäume, auf denen Menschen hockten, die mich angrinsten und als ob die Bäume sich vor mir neigten. Wenn ich sie fest ansah, so verschwand alles. Nicht aber verschwand die höllische Stimme, die mich verfolgte, sie schien sogar zu bleiben, wenn ich mich voll Wuth nach ihr umdrehte; plötzlich liess sie sich aus der Ferne hören und zugleich mit ihr entfernte sich ein weit hellerer Schrei, dann ging ich vorwärts.

Auf einmal, ich weiss nicht, war mein Auge getrübt oder der Himmel verfinstert, sah ich den Weg nicht mehr und ich war öfter in Gefahr. Müdigkeit und Schlaf übermannten mich, mein ganzer Körper war in kaltem Schweiss wie gebadet. Ich hüllte mich, soviel ich konnte, in meinen Mantel und legte mich quer über die Steinhaufen am Rande des Weges; sogleich befahl mich der Schlaf; die Sinnestäuschungen schwanden, wenn ich mich bückte, und kamen wieder, sobald ich den Kopf hob.¹ — Endlich erblickte ich ein Licht in der Bude eines Bahnwärters. Ich klopfte, ein Mann trat ans Fenster und fragte, was ich wolle. Mit schwacher Stimme bat ich ihn um ein wenig Wasser. Er kam heraus und füllte zwei Töpfe; dann fragte ich ihn nach dem Wege in die Stadt, und er zeigte mir einen, der kürzer war. Nachdem ich ihm gedankt, machte ich mich wieder auf, indem ich alle meine Kräfte zusammennahm, um weiter zu gehen. Endlich langte ich in Mailand an und begab mich in eine Herberge. — Meine

¹ Sie waren offenbar von der Lage der Hirnvenen abhängig.

Absicht war, den ganzen Tag im Bett liegen zu bleiben und am Abend nach der Schweiz abzureisen, wo ich von der Polizei nichts mehr zu fürchten hätte; aber obgleich ich stundenlang lag, konnte ich doch weder schlafen, noch Ruhe finden, und ich gab mein Vorhaben auf. Da ich einsah, der Herbergswirth trage kein grosses Verlangen, dass ich bei ihm mich erhole, ging ich ins Spital. Noch nicht ganz wieder hergestellt, reiste ich nach Pavia ab, wo ich 8¹/₂ Uhr abends anlangte und bei der Polizei mich stellte.,

Mittheilung über den Aufenthalt im Gefängniss
und die dortigen Träume.

„Um 3 Uhr morgens wurde ich auf den Antrag der Polizei in das hiesige Gefängniss geführt.

Ich kam in ein Zimmer, wo schon mehrere Gefangene waren; man gab mir einen Strohsack ohne Kopfkissen und Decke. Ich legte mich in meinen Kleidern nieder, deckte mich, soviel es ging, mit meinem Mantel zu und schlief ein. Im Traum glaubte ich über mir ein Licht zu sehen, von dem eine Stimme ausging, die sagte: „Du bist verrathen!“ Ich wachte auf, als der Tag anbrach. Einer der Gefangenen stand auf, reinigte sich und fing an Strümpfe zu stricken; danach stand einer nach dem andern auf. Sie gingen im Zimmer auf und ab und fragten mich nach der Ursache meiner Verhaftung. — Ich hatte nicht Lust zu schwatzen und, um aller Neugier ein Ende zu machen, stand ich auch auf. Nachdem ich mich gewaschen und meinen Strohsack aufgeschüttelt hatte, legte ich mich wieder zum Schlafen nieder. Ein Gefangener sah, dass mich der Frost schüttelte, er warf seinen Mantel über mich und sagte: „Da armer Teufel, decke Dich zu!“ Die Stunde der Brotaustheilung kam. Ein Wächter öffnete das Schubfenster und fragte: „Wie viele seid ihr?“ Man antwortete: Sechs; diese Nacht ist ein neuer hinzugekommen.“ Er sah mich an und reichte mir ein Brot wie den Andern.

Kurz darauf kam ein Wächter und ein Herr, wie man mir später sagte, der Gefängnissdirektor. Der Wächter rief mich in ein anderes Zimmer, ich ging hinaus, und der Direktor

befragte mich nach dem Grund meiner Verhaftung. Im Zweifel über seine Frage antwortete ich, dass ich am Abend vorher meine Erklärungen auf der Polizei abgegeben habe. Er wollte mich unterbrechen, um mir zu verstehen zu geben, ich könne es noch einmal thun und sagte mir: „Man behauptet ja, der Mörder sei grösser gewesen als Du, und habe einen dicken Schnurrbart gehabt. Ungeduldig suchte ich ihm das zu widerlegen und kam in ein anderes Zimmer, Nr. XI.

Die Leute, die darin waren, empfingen mich sehr vergnügt und ich freute mich auch, weil sie mit mir fast gleich-alterig waren. Folgenden Tages holte man mich zum Verhör. Man führte mich in ein Zimmer, wo man mich niedersetzen hiess, wo ich aber zu meinem grossen Verdruss die Schmach ertragen musste, dass man meinen Fuss mit einer an der Wand befestigten Kette fesselte.

Nach einigen Minuten Wartens kam der Untersuchungs-richter mit seinem Schreiber; der Richter blieb stehen, gleichzeitig kamen zwei mir unbekannte Herren herein, Aerzte, wie ich später erfuhr, die sich an meine Seite stellten und mich scharf beobachteten. Endlich kam noch ein Herr, ich glaube ein Rath; sie gingen Alle aufeinander zu, sprachen zusammen und reichten einander die Messerscheide, wobei einer von ihnen sagte: Ja, ja, es müsste kürzer sein. Nach kurzer Unterhaltung gingen sie, warfen mir einen wohlwollenden Blick zu, kehrten aber gleich wieder zurück und das Verhör begann.

Auf die Fragen des Richters antwortete ich gemäss den bei der Polizei von mir gemachten Angaben, ohne etwas daran zu ändern. Nach dem Schluss des Verhöres gingen sie fort, ein Wächter nahm mir die Kette vom Fuss und führte mich in mein Zimmer. Bei meiner Rückkehr waren meine Kameraden voll Erwartung und begierig, das Ergebniss des Verhörs zu erfahren, ich hatte aber keine Lust zum Schwatzen und legte mich schweigend nieder. Da fingen sie an zu singen, als wollten sie meine Gedanken verscheuchen.

Am folgenden Tage besuchte mich der Gefängnissarzt, fühlte mir den Puls und sagte: „O es ist nichts, es ist nichts!“ Diese Worte sprach er mit sehr ausdrucksvoller Miene aus,

ich that aber um der Anderen willen, als ob ich es nicht verstände. Ein anderes Mal besuchte er mich wieder, da ich ein wenig Fieber hatte, er fragte mich, wohl damit ich besser verstehe, ob ich gegessen habe; ich antwortete „Ja.“ — „Viel?“ sagte er. „Ja, viel!“ sagte ich. Dann sagte er wieder: „Es ist nichts, es ist nichts!“

Da der Arzt doch noch den Verdacht hatte, dass ich ihn nicht verstehe, so veranlasste er den Prof. S. scheinbar zu einem Besuch bei den Gefangenen, der kam eines Abends in mein Zimmer und liess durch den ihn begleitenden Aufseher fragen, ob einer von uns untersucht sein wolle. Da der Professor eintrat, sah er mich nicht an und that, als ob er mich nicht kenne; ich trat nun vor, um mir den Hals untersuchen zu lassen. Er sah mich an und sprach, um nur wegen der Anderen etwas zu sagen: „Ach, ein schlechter Zahn.“ Es war das aber nicht wahr. Damit ich indes besser verstände, fügte er hinzu: „Es ist nichts, es ist nichts!“ und ging gleich darauf fort, überzeugt, dass ich ihn verstanden habe.

Anfangs war ich ziemlich ruhig und erwartete einen guten Erfolg. Die Aerzte fragten mich über alles, was mich betraf, aus und auch sie liessen Hoffnung für mich durchblicken.

Doch erregte eines Tages der Besuch derselben Aerzte meinen Verdacht, denn sie liessen zwei meiner Kameraden und zwar einen nach dem andern hinausrufen und fragten sie, was ich thue und sage. Endlich liessen sie mich selbst kommen, gingen mit mir den Korridor auf und ab und veranlassten mich, zehn Minuten lang zu plaudern.

Am Abend nach einem solchen Besuche rieth man mir, den Verrückten zu spielen und ich befolgte den Rath, mehr aus eigenem Antrieb, da ich begriff, dass es die „Konsequenzen“ abkürzte.

Ich fing also an, bei der Nachtvisite Dummheiten zu begehen. Beim Eintritt der Nachtwache richtete ich mich in meinem Bett auf wie erstaunt und fragte den Unterbeamten, der in der Thür stehen blieb, ob mein Onkel nicht da sei, mich zu holen, da ich fortwolle und mit ihm einverstanden sei. Er antwortete kurz: „Morgen“ und ich: „Nein, nein,

ich weiss, er muss heute kommen.“ — Er sagte nichts darauf, der Aufseher aber, der die Lampe hielt, leuchtete mir ins Gesicht und sah mich aufmerksam an; ich starrte ins Licht und rieb mir die Augen wie Einer, der im Schlaf gestört worden ist.

Den andern Morgen kamen die Aerzte, liessen mich im Korridor spazieren und fragten mich viel aus. Ich antwortete möglichst viel dummes Zeug. Aber aus allen ihren Reden entnahm ich, dass sie mir Hoffnung auf Erfolg machten.

Während dieser Zeit bemerkte ich, dass meine Kameraden beim Aufwachen ihre Träume sich erzählten und sich manchmal freuten, wenn es hiess, es seien gute Träume. Ich sagte ihnen: „Es ist Thorheit, zu glauben, ein Traum könne etwas von unsern Geschicken voraussagen.“ Aber ein Gefangener erzählte mir einen Traum, den er einmal gehabt, und den ein älterer Gefährte für gut erklärt und gesagt habe, er werde bald frei werden, solle aber auf der Hut sein, sonst wäre er in Gefahr, wieder hierher zu kommen. Die Erklärung war richtig, am andern Morgen wurde er entlassen, aber schon nach 24 Stunden wieder verhaftet.

Darum gab ich denn nun auf meine Träume acht.

In meinem ersten Traume sah ich einen Garten, wo Schnee fiel. Am Morgen war die Erklärung die, dass man dabei sei, meine Akten zu prüfen. Ich meinte aber anders. — Dreimal hintereinander träumte mir von grossen Massen Schnee und das fiel mir sehr auf.

In einem andern Traume befand ich mich am Ufer des Tessin, der austrat. Ich stand auf einem Brette und das Wasser war darunter; ich hielt ein kleines Mädchen, das dieselben Augen wie Fräulein G. hatte und mich starr anblickte, im Arm; ich ging über die Brücke und befand mich in einer Strasse, wo ein Materialwarengeschäft war. Frau G. war darin und ich übergab ihr das Kind.

Ein anderes Mal träumte mir, ich sei in einem fast wüsten Küchengarten; zwei Bäume lagen vor mir am Boden. Meine Cousine war da; ich kniff sie, aber sie sagte nichts dazu. — Nachher sah ich viele grosse und kleine Vögel, auch an der

Erde liegen, ich hob einen sehr grossen auf, der todt zu sein schien, aber kaum war er in meiner Hand, als er fortfliegen wollte, indes ruhig sitzen blieb, wenn ich ihn streichelte. Beim Umdrehen erblickte ich die Herrin des Hauses, die mich betrachtete; ich gab ihr den Vogel, sie nahm ihn lächelnd an und ich entfernte mich. Zuletzt befand ich mich in derselben Kammer, in welcher ich bei meinem Austritt aus dem Waisenhaus gewesen, ich lehnte am Bett und stützte den Kopf mit den Händen. Eine Frau erschien vor einem kleinen Fenster, steckte den Arm hindurch und reichte mir einen Pack Kleider herein mit der Aufforderung, sie zu nehmen und mich als Irrsinniger einzukleiden. Bei diesem Anblick wollte ich aufschreien, aber es gelang mir nicht; sie drängte in mich. Beklommen, strengte ich mich an, einen Laut hervorzubringen, aber meine Kehle war wie zugeschnürt. Endlich wachte ich mit dem Schrei Nein! auf. Meine Gefährten fragten, was es gebe, und ich erwachte nun völlig.

Im übrigen verbrachte ich die Zeit ziemlich gut; nur einmal entliess man einen der Gefangenen, die in meinem Zimmer waren, und stellte einen anderen dafür ein. Der Anblick des neuen Ankömmlings wirkte gleich bei seinem Eintritt auf mich wie der Stoss eines Feindes. Er war es auch wirklich.

Ich war gewohnt, einige unbedeutende Worte mit dem Ober- und Unterbeamten zu wechseln, wenn sie kamen. Er bemerkte es und sagte: „Solange die Sachen so stehen“ — — was heissen sollte: „wirst du in der Schwebe sein.“

Ich that gleichgültig gegen seine Herausforderung (Prärogativ)¹, er verstieg sich aber zu Anschuldigungen und gab mir zu verstehen, er sei in den Händen von Italienern. „Du bist auch in den Händen deiner Henker!“ sagte er. „Wieso Henker!“ erwiderte ich, „giebt es denn hier keine Justiz?“ — „Justiz,“ rief er lachend, „dazu müssten die Deutschen kommen, dann würde es eine Justiz geben.“ — „Bestraft denn Oesterreich,“ sagte ich,

¹ Man beachte die ungewöhnliche Bedeutung der Worte.

„die Uebelthäter nicht mit der Strenge, die ihren Verbrechen gebührt?“ — „Ja, das ist wahr,“ sagte er, „aber nicht wie hier, wo man die Leute ohne Beweise verurtheilt.“ — Da sprach ich in meinen Gedanken: „Ja, weil du Schurke genug warst, sie zu verbergen.“¹ Da ich aller derartigen, mir widerlichen Gespräche überdrüssig war, so brach ich kurz ab und sagte: „Ja, ja, das geht, das geht“ und that gleichgültig, denn ich hatte nicht das Bedürfniss, mir auch noch Feinde im Gefängniß zu machen.

Um die Gefangenschaft abzukürzen, trieb ich in der Nacht die ärgsten Ungereimtheiten, nur in der Hoffnung, meinen Qualen je eher je lieber ein Ende zu machen. Ich hatte kein anderes Verlangen, als die Aerzte zu sehen, weil ich doch wenigstens mit ihnen als mit verständigen Menschen sprechen konnte.

Von Zeit zu Zeit besuchte mich der Professor L.; er behandelte mich mit Zutraulichkeit, was mein Herz befriedigte, aber wenn er fort war, fing meine Qual wieder an.

So verging einige Zeit. So oft der Gefängnißdirektor zum Besuch kam, sah ich, dass er es gut mit mir meinte. Er forschte mich gleich wegen meines Irrsinns aus und that, als glaube er daran, und ging mit mir zufrieden wieder fort. Meine Thorheiten wurden in der Nacht so arg, dass mehrere Aufseher mir drohten. Eines Morgens kam der Professor L. wieder und sagte, indem er mich beiseite nahm, ich solle die Sache nicht übertreiben, ich brauche mir den Kopf nicht zu zerbrechen, man würde mich trotzdem entlassen.

Ich hatte kein Misstrauen gegen ihn, aber durch meine Stubengenossen und diejenigen, denen wir beim Spaziergange im Hofe begegneten, zu sehr aufgeregt, trieb ich es so, dass ich auch ihnen unbequem wurde, und schrie nach Mitternacht so laut, dass sie alle aufwachten und nicht wieder einschlafen konnten.

Das waren sehr traurige Tage für mich, denn ich dachte an den Abscheu, den ich vormals gegen das Gefängniß gehabt

¹ Welch ein Kontrast in der Gesinnung des irren und des wahren Verbrechers!

und dass ich alles (alle „Konsequenzen“) vermieden hatte, um ein ähnliches Unglück von mir fernzuhalten. Diese Gedanken brachten mich ausser mir und mein Kopf war so eingenommen, dass ich darüber närrisch geworden wäre,¹ hätte mich nicht die Erinnerung an meine Beschützer aufrecht erhalten. Fast jede Nacht hatte ich Träume und es gefiel mir, sie zu prüfen und die Anzeichen meiner Befreiung darin zu finden.

Inzwischen hatte es den Anschein, als wolle man die Untersuchung meiner Krankheit beendigen. Es kamen mehrere Professoren und prüften meine Körperkraft, sicherlich in der Absicht, meine simulirte Krankheit zu bestätigen.

Auch der Gerichtshof, der, wie meine Stubenkameraden meinten, aus dreckigen Italienern bestand, liess am Pfingstfeiertage einen Wagen kommen, in welchem zwei Herren, die ich für Beamte hielt, mich aus dem Gefängniss abzuholen kamen. Man rief mich und liess mich in den Wagen steigen. In kurzem kamen wir vor dem Irrenhause an, und die mich begleitet hatten, verabschiedeten sich und liessen mich da.

Man that mich zu den Andern und hier befand ich mich weit wohler als im Gefängniss.

Irrenanstalt Pavia, 22. November 1866.

Diese Autobiographie Farinas, die ich, mit Uebergang einiger Träume und der orthographischen Fehler, vollständig wiedergegeben habe, ist ein kostbares Bruchstück von pathologischer Zergliederung des Gedankens. — Sie giebt den deutlichen Beweis dafür, dass Hallucinationen neben völliger Erhaltung aller übrigen geistigen Fähigkeiten, dass ein unwiderstehlicher Drang zum Verbrechen neben dem vollen Bewusstsein der Schwere der That bestehen können — wie schon HERZEN in seiner schönen Arbeit über Willensfreiheit gezeigt hat. Es ist auffällig, dass ein Mensch ohne wissenschaftliche Bildung so klar und bisweilen so beredt sich auszudrücken vermocht hat. Ferner die ausserordentliche Treue seines Gedächtnisses, so dass er nach mehreren Jahren noch der

¹ Merkwürdige Selbsterkenntniss, die gewöhnlich für Simulation gilt.

Gespräche, der Träume, ja sogar der Grösse eines Stückes Seife sich erinnern konnte.

Besonders in Beziehung auf seine Träume — die ich theils abkürzen, theils auslassen musste, weil ich sonst ein ganzes Ries Papier damit gefüllt hätte — ist die Lebhaftigkeit seines Gedächtnisses zu bewundern. Bei einem gesunden Menschen trifft man das nicht an; man erkennt aber, daraus die pathologische Bedeutung, welche die Träume für den Unglücklichen hatten.

Als Besonderheit ist der gesunde Menschenverstand hervorzuheben, mit dem er zu Anfang das Vorurtheil über die Vorbedeutung der Träume — dem man bei allen Gefangenen begegnet — bekämpft, dann aber, durch das Beispiel verleitet, fast selbst zu glauben anfängt.

Wie viel höher steht dieser Unglückliche gleichwohl über seinen gesunden Mitgefangenen, die sicherlich verderbter waren als er, wenn er auf ihr Bedauern (als wenn die Regierung ihres Landes und deren Richter ungerechter wären) einwirft: „Verurtheilt denn Oesterreich die Spitzbuben nicht?“

Sehr merkwürdig ist aber das Bewusstsein über nur einen Theil seiner Sinnestäuschungen, die, wie er selbst bemerkt, erst mit der Schwäche, Ermüdung und in Folge der Lage des Kopfes sich entwickelten u. s. w. — wohl zu merken von Aerzten, die für den Aderlass eingenommen sind, und von Spiritualisten. — Er nennt seinen Mordtrieb — Instinkt, als wenn er bei einem Psychologen der älteren deutschen Schule zu Rathe gegangen wäre. Er ist sich der Schwere seines Verbrechens so bewusst, dass er beinahe bei dem Gedanken an die Justiz innegehalten hätte. Er ist endlich tief ergriffen bei dem Gedanken an die Schmach der Kette und durch die Berührung mit den anderen Gefangenen. Man bemerkt, dass die Worte, deren er sich in seiner Denkschrift bedient, für ihn eine eigenthümliche Bedeutung haben — ein charakteristischer Zug der Monomanen.

Die Form des Irreseins, die er simulirte, die instinctive Manie mit Hallucination konnte er am leichtesten simuliren, weil er das Vorbild dazu bei sich selbst fand. — Ohne die befremdende Ueberzeugung, dass die Aerzte ihn um

jeden Preis zu beschützen beabsichtigten, würde er sogar bei uns die Täuschung fortgesetzt haben. Ohne diese unerwartete Hülfe liefen wir Gefahr, ihn für einen Maniacus zu halten, da er es nicht war, oder für einen Simulanten, da er nicht mehr simulirte.

Es ist das ein neuer sprechender Beweis für den geringen Werth derjenigen Gutachten, die sich lediglich auf die Geistes-thätigkeit verlassen, zugleich aber auch für den Nutzen, der auf der experimentellen Behandlung der neueren psychiatrischen Schule beruht.¹

Wer aber, der diese Denkschrift gelesen hat, kann noch im Zweifel darüber stehen, dass es Fälle von Irrsinn giebt, wo dieser auf eine gewöhnliche Intelligenz wie der Sauerteig wirkt, der sie über das Maass des Gewöhnlichen aufgehen lässt?

Das auffälligste und gewöhnlichste Kennzeichen der durch den Irrsinn zu Dichtern Gewordenen ist eben die Ueberspannung der Intelligenz, im Gegensatz zu ihrem Vorleben.

Bei Vielen allerdings beschränkt sich diese Anspannung auf ein beständiges Witzeln, auf das Erfinden ähnlicher Wörter und Lautklänge, auf sogenannte geistreiche Wortspiele u. dgl. m., Dinge, über deren häufiges Vorkommen in den Irrenhäusern man nicht zu erstaunen braucht, weil sie zumeist das Gegentheil des gesunden Verstandes und der Logik sind.

Die Neigung zu Allitterationen, zum Reimen findet man überdies in fast allen ihren Arbeiten, sogar in der Prosa.

Gleichwohl findet man nicht selten unter ihnen Philosophen auftauchen, deren Aussprüche an Epikur und Comte erinnern, wenigstens sieht man in diesen durch den Wahnsinn erhellten Gehirnen die hervorragenden Punkte aufleuchten, an denen derartige Systeme entstehen, und zwar aus dem Grunde, weil sie weniger als die normalen Menschen gegen Neuerungen eingenommen und weil sie origineller als diese sind.

Ihr hervorragendstes Kennzeichen, die bis zum Delirium ausschreitende Originalität, verdanken sie dem Ueberfluthen

¹ Vgl. LOMBROSO, Klinische Beiträge zur Psychiatrie, zusammengestellt von M. O. FRAENKEL. O. WIEGAND, Leipzig 1869, S. 12, 18, 80.

der Einbildungskraft, die weder durch Logik noch gewöhnlichen Menschenverstand gezügelt wird. Natürlich wird ein Geist um so weniger Maass halten, je verschrobener und beschränkter er ist. Wir erinnern nur an die Metamorphosen und Wanderungen der Seele des P. in Siena und an die Schriften M.'s in Pesaro, der in seiner Sucht, alles zu gräcisiren, eine neue Sprache erfindet, wo der Sand Lithiasis, das Meer Aequer u. s. w. heisst.

Die raschere Gedankenverbindung und die lebhaftere Einbildungskraft ermöglichen ihnen oft Aufgaben zu lösen, deren Lösung gebildeteren, aber normalen Geistern nicht gelingen will.

Ein anderes den Irren eigenthümliches Kennzeichen, das indes auch in den schriftlichen Aufzeichnungen von Verbrechern zu finden ist, ist der entschiedene Hang, von sich oder von ihresgleichen zu sprechen, ihr Leben selbst zu beschreiben und sich von dem Strom des Ehrgeizes und der (Eigen-)Liebe hinreissen zu lassen. Die Ausdrucksweise der Irren ist nur weniger gekünstelt als die der Verbrecher. Bei Letzteren ist der Zusammenhang straffer, die schöpferische Kraft und die Originalität jedoch schwächer.¹

Ferner findet man bei den Irren eine Vorliebe für Assonanzen, häufig als Ersatz für Beweisgründe, dann die Bildung besonderer Worte, die sie nach ihrer Weise auslegen, und endlich eine übertriebene Wichtigkeit, die sie den gemeinsten Dingen beilegen.

„Der Narr verzehrt sein Hirn an langweiligem, unbedeutendem Zeug, sagt HÉCART in der Vorrede zu seiner *Gualana*, die übrigens das Werk eines Halbirren ist.

Viele unter ihnen, obgleich weniger als unter den Halbirren, begleiten ihre Poesien mit Zeichnungen, als ob das Wort allein nicht ausreiche, ihre Gedanken wiederzugeben.

Der Stil ist holperig, aber reich an kräftigen und ausdrucksvollen Phrasen, so dass er oft den Erzeugnissen einer ruhigen und durchdachten Kunst gleichkommt oder sie wohl gar übertrifft.

¹ Vgl. LOMBROSO, Der Verbrecher.

Leidenschaft. — Man darf weder darüber, noch über die Neigung, Verse zu machen, bei Personen, die vor ihrer Krankheit kein Verständniss für die Verskunst hatten, sich verwundern. Das Dichten ist, wie Byron gesagt und durch sein eigenes Beispiel erwiesen hat, der Ausdruck einer erregten Leidenschaft und wächst an Kraft und Wirkung im Verhältniss zu der Erregung.

Dass der Rhythmus der abnormen psychischen Erregung zweckdienlicher ist als die Prosa, erkennen wir an der poetischen Ader der Betrunknen und aus den freiwilligen Bekenntnissen irrer Dichter.

„Ich schreibe an Sie in Versen — stossen Sie sich daran nicht, In Prosa kann ich meine Gedanken nicht ausdrücken.“

schrrieb ein irrer Verbrecher an ARBOUX¹ — und erklärt damit jene Neigung. Ein Lypemane von Pesaro erklärte einige seiner Verse folgendermaassen: Das Dichten ist ein Ausströmen der Seele, — der Schmerzensschrei der Seele.²

Atavismus. — Schon VICO ahnte, was BUCKLE später sehr schön entwickelte, dass bei allen Urvölkern Denker und Weise sämtlich Dichter waren. Die Anfänge der Geschichte sind in Liedern bewahrt und überliefert worden, so von den Barden Galliens, wie von den Toolkolos in Thibet; ebenso in Amerika³, in Dekkan⁴, in Afrika⁵ und Oceanien.⁶

Wie in Indien hat man in Europa während des Mittelalters die Wissenschaften in Versen behandelt. — MONTUCLA spricht von einer mathematischen Abhandlung aus dem 13. Jahrhundert, die in Versen geschrieben ist. Ein Engländer übersetzte Justinians Institutionen in Versen, ein Pole behandelte ebenso die Wappenkunde.

Die Geschichte selbst, wenn sie auch in Prosa geschrieben wurde, war darum nicht weniger fabelhaft und mit phantasti-

¹ *Les prisons de Paris*, 1881.

² *Diario del Manicomio di Pesaro*, 1879.

³ PRESCOTT, *History of Peru*.

⁴ WILKE, *History of the South India*.

⁵ MUNGO PARK, *Travels*, I.

⁶ ELLIS, *Polynesia*, I., p. 45.

schen Thorheiten verquickt und nicht weniger als die Dichtung mit Namenspielerei überladen. Troyes wurde von Troja, Nürnberg von Nero, Sarrazenen von Sarah abgeleitet. Mahomet war ein Kardinal, Neapel auf Eiern entstanden, Menschen, die nach gewissen Türkensiegen geboren wurden, bekamen nur 22 bis 23 Zähne anstatt 32. — TURPIN, der Macaulay seiner Zeit, erzählt in seiner Geschichte, die Mauern Pampelonas seien bloss durch die Gebete der Krieger Karls des Grossen eingestürzt. Ferrautte war 20 Ellen lang, sein Gesicht 1 Elle. — Kurz, es waren dieselben Fabeln, die man sich in unseren Spinnstuben erzählt, daraus nichts Weiteres zu entnehmen ist, als dass die menschliche Schwachheit sich überall gleichbleibt und um so phantastischer erscheint, je grösser die Unwissenheit ist; unfruchtbare Kindereien, an denen die damit beschäftigten Philologen ihre Zeit verschwenden.

Auch in der Prosa findet sich der atavistische Einfluss.

TANZI und RIVA¹ sagen bei Gelegenheit einiger Schriften von Monomanen: „Für die (Dämonomanen) Besessenen vor 100 Jahren, die als die Nachzügler des mittelalterlichen Aberglaubens und uns als Musterbild für den Wahnsinn gelten, treten heutzutage die modernen Wahnsinnigen in der neuen Form einer Art von Alchimisten auf, die mit anscheinend wissenschaftlichen Phantasien und leeren Phrasen in Stil und Gedanken an Trithemius, Agrippa, Paracelsus und andere Autoren des 16. Jahrhunderts, an die überspannten, aber gelehrten und geschätzten Adepten der geheimen Wissenschaften und Magie erinnern.“

Der Wahnsinn begleitet die Menschheit durch alle Jahrhunderte, folgt ihren Wandlungen bald in grösserer, bald in geringerer Entfernung.“

Als Beispiel dieser Art möge folgendes Bruchstück der Autobiographie eines Wahnsinnigen dienen. „Man muss wissen, dass die Adligen oder Kinder eines von Adel eine gewisse, nicht genau gekannte Substanz ausathmen, welche Elektrizität erzeugt. Demnach ist es begreiflich, wie der Sohn eines

¹ *La Paranoia*, Reggio 1886.

Adligen mit dem Sohn eines andern Adligen in Verbindung steht, wenn man nur einmal an die Telegraphie und die entsprechenden Säulen denkt. Demnach fungiren zwei in Verbindung stehende Adlige wie eine Elektrisirmaschine, die mittelst eines Drahtes ihre Bewegungen und Gedanken überträgt, als wäre das Denken das Werk Desjenigen, der an der Maschine den Klöppel in Bewegung setzt. — Der übertragene Gedanke bildet seinerseits eben so unzählige Punkte als es Ideen-Atome giebt.“

Nach RIVA-TANZIS Bemerkung ist die Ausdrucksweise der alten Alchimisten ganz ähnlich. Sie sagen ferner: „Einen derartig Paranöischen erkennt man im König (Ludwig) von Bayern wieder, der menschenscheu, eitel, ehrgeizig, mystisch-romantisch, excentrisch in seinen Handlungen, Gewohnheiten, Urtheilen und in seinem Benehmen, einem verkehrten Kunstgeschmack huldigte und maasslos in allem war. Er steckte so tief im Atavismus des Mittelalters, dass die politischen Zeitungen ihn einen wiedererstandenen Parcival nannten.“

Der pathologische und atavistische Ursprung vieler literarischen Erzeugnisse von Irren erklärt uns die Ungleichheit des Stiles, der, während der Erregung glänzend und erhaben, schwächlich und gemein wird, wenn letztere nachlässt. So wechseln Strophen von klassischer Schönheit mit blödsinniger Sudelei ab.

Dieser Ursprung erklärt zugleich die ungeheuren Widersprüche in den Schriften eines und desselben Verfassers, z. B. bei FARINA und LAZARETTI, ihre aphoristische Behandlung einer Sache mittelst abgerissener Sätze, ihr kindlich primitives Wiederholen von Phrasen mit eintönigem Refrain, was an biblische Verse und an die Suren des Korans erinnert. Auch der Hang erklärt sich daraus, beständig auf denselben Gegenstand zurückzukommen, der eigentlich ihrem Gesichtskreise fern liegt und weder ihnen selbst noch Anderen etwas nützt, und zwar sehr häufig unter der Form der Autobiographie.

Kurz, es findet sich in den Schriften der Irren, sogar in den abgeschmacktesten, eine eigenartige Organisation, ein Baustil, den PAULHAN mit dem Ausdruck Finalität bezeichnet.¹

¹ *Revue philosophique*, 1888, n. 8, Paris.

Finalität. — „Ich verstehe darunter,“ sagte er, „denjenigen geistigen Zustand, bei welchem ein auftauchendes Element sofort andere zu erwecken bestrebt ist. Nicht die Gesamtheit des Geistes ist das Bestimmende für das Auftreten der Erscheinungen, sondern nur die Elemente. Das heisst, dasjenige, was im Geiste schon einseitig geordnet, systematisirt ist, strebt nach Vervollkommnung dieser Ordnung.“

Betrifft es eine Empfindung, so sucht dieselbe Vorstellungen oder besondere, bestimmte, entsprechende Handlungen wach zu rufen; ist es eine allgemeine Tendenz, eine schon vorher festgestellte geistige Auffassung, so wird sie alle dem Geiste zuströmenden Empfindungen so oder so auslegen. Da jedes psychische Element systematisirt ist, da die Finalität nicht aus der Gesamtheit des psychischen Organismus, oder aus einer Reihe von Handlungen, oder aus einer Theorie oder Leidenschaft (alles Dinge, die nicht wirklich psychische Elemente sind) hervorgeht, da sie also auf den Elementen beruht, der Neigung der Elemente zu systematischer Association aber die höhere Kontrolle, die allgemeine Richtschnur fehlt, so bringt sie eine Menge Misslaute in der Summe der psychischen Operationen hervor. Etwas Aehnliches würde sich in einem Orchester ereignen, wo jeder Musiker eine andere Melodie in einer anderen Tonart spielte. Wenn in einer Gesellschaft eine Genossenschaft sich auflöst, so wird damit ein Finalitätsgesetz zerstört und die Elemente, die Leute, aus denen der Verein bestand, treten in das individuelle Leben zurück und in neue Formen geselliger Thätigkeit wieder ein. Wenn z. B. eine Spinnerei geschlossen wird, so werden die darin beschäftigten und gewissermaassen eine systematische Genossenschaft bildenden Arbeiter und Arbeiterinnen jeder für sich, sei es getrennt, sei es in anderen Genossenschaften, wo einige sich übrigens wiederum zusammenfinden können, arbeiten. Derselbe Fall ist es mit den psychischen Elementen; wenn das Band, das sie zusammenhielt, durch irgend einen Umstand zerreisst, so gehen sie neue Verbindungen ein, wo jedes für sich auf die Gefahr, Zusammenhangloses zu Tage zu fördern, arbeitet.

Diese Art isolirter Thätigkeit der Elemente finden wir in sehr auffallender Weise bei den Geisteskranken.

Das Wortspiel (Calembour) ist eine Form derartiger Störung. Zergliedert man es, so findet sich, dass es wesentlich darin besteht, dass ein als Element gebrauchter Laut aus einem besonderen Komplex (systematisirter Bilder, Gedanken oder Töne als Bestandtheile der Bedeutung des Lautes), der selbst wieder eine Abzweigung eines grösseren Komplexes, der Phrase, ist, sich wenigstens theilweise löst aus diesen beiden Systemen und sich anderen Gedanken- und Bilderreihen anschliesst. Die Gedankenverbindung auf Grund von Aehnlichkeit gewisser Worttheile, z. B. der Reim, beruht wesentlich auf solchem Vorgange. Hier ist es ein Ton, der sich systematisch an andere Töne anreicht und gleichzeitig mit verschiedenartigen Tönen sich verbindet, um sofort oder unter raschen Unterbrechungen Systeme zu bilden, die nicht miteinander im Einklang stehen. Zu letzterer Klasse kann man den grösseren Theil der *Lapsus linguae* und der *Lapsus calami* zählen.“

Beispiele dafür giebt es in Ueberfluss. REGNARD führt mehrfach Verse von Irren an, worin die systematische Association der Elemente stark vertreten ist. Bisweilen erkennt man noch einen Rest von Verstand und Zusammengehörigkeit darin, doch spricht sich die Zusammenhangslosigkeit meist sehr deutlich aus, wie in folgenden Versen:

J'aime le feu de la fougère,	Ne durant pas, mais pétillant;
La fumée est âcre de goût.	Mais des cendres de: la Fou j'erre
On peut tirer en s'amusant	Deux sous d'un sel qui lave tout,
De soude, un sel qui lave tout. ¹	

In anderen Fällen verschwindet der Sinn fast, wie in folgenden Versen, deren Verfasser, ein eiteler Delirant, seit 25 Jahren geisteskrank war.

Magnan! à mon souhait, médecin Magnan-ime
 Adore de mon sort la force qui ... t'anime.
 Admirant son beau crâne .. autre remord de Phèdre
 Nargue Legrand du Saulle et sois un Grand du Cèdre.²

¹ u. ² Siehe Anm. auf S. 208.

Ein hübsches Beispiel dieser Art hat ein von TROUSSEAU beobachteter Kranker geliefert, der auf mehr als 500 Seiten Worte geschrieben, von denen eines das andere durch Assonanz oder Aehnlichkeit des Sinnes hervorrief, wie: Chat, Chapeau, Peau, Manchon, Main, Manches, Robe, Jupon, Pompon u. s. w. u. s. w.¹

Man braucht nicht eben irr oder blödsinnig zu sein, um Calembours zu machen und Worte nach ihrer oberflächlichen Aehnlichkeit aneinander zu reihen. Dann ist es aber nicht eine dauernde Spaltung zusammengehöriger Systeme, sondern nur eine vorübergehende Spaltung. Nichts ist natürlicher, wenn man das Bedürfniss hat, den Geist sich erholen zu lassen, als die Freigabe der psychischen Elemente aus dem Zwang der Systeme, die für das Leben nicht gerade wesentlich sind, eine Freiheit, die sie allerdings mitunter missbrauchen. In Verfolg des obigen Vergleiches kann man sagen, die Arbeiter der Spinnerei arbeiten auch nicht immer, sie haben ihre Ruhestunden, ihre Erholungen und beschäftigen sich dann im allgemeinen mit minder verwickelten Gegenständen.

Zu rhythmischen Aeusserungen sind am meisten geneigt: die chronischen Maniaci, die Alkoholiker, die Paretischen in den ersten Stadien, obgleich man bei ihnen öfter Reime als Verse und mehr Verse, als Sinn und Verstand findet. Dann kommen die Melancholischen im Verhältniss zu der geringen Zahl, in der sie sich in Anstalten befinden. Ihnen dient es vielleicht als Ersatz für das gewohnte stumme Verhalten und als Ableitung von Verfolgungswahnvorstellungen. Diese Bemerkung ist um so beachtenswerther, wenn man sie mit der bekannten Beobachtung zusammenhält, wonach bei allen grossen Denkern und Dichtern eine melancholische Ader zu finden ist.

¹ Vgl. LUYS, *Actions réflexes du cerveau*, p. 170.

Zweites Kapitel.

Die Kunst bei Irren.

Die Neigung zur Kunst ist bei den Irren sehr ausgesprochen und kommt fast bei allen Irrsinnsformen vor. Dieser auffälligen Erscheinung hat man gleichwohl bisher wenig Beachtung geschenkt.

Nur TARDIEU sagt (*Etudes médico-légales sur la folie*), die Zeichnungen der Irren haben für die gerichtliche Medizin grosse Bedeutung. SIMON (*Annal. méd. psych.* 1876) spricht von dem häufigen Vorkommen bei Grössenwahn und bemerkt, die Einbildungskraft steigere sich dabei in umgekehrtem Verhältniss wie die Intelligenz; später hat FRIGERIO im *Diario del Manicomio di Pesaro* eine vorzügliche Abhandlung über den Gegenstand veröffentlicht. Endlich ist es mir gelungen, mit Hülfe merkwürdiger Materialien, die ich den Herren Riva, Toselli, Lolli, Frigerio, Tamburini, Maragliano und Maxime du Camp verdanke, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen. Zusammen mit meinen eigenen Ermittlungen verfügte ich über 107 Fälle von Kunstbestrebung bei Geisteskranken, und zwar war Neigung

für Malerei .. in 46 Fällen	für Musik . . . in 8 Fällen
„ Bildhauerei „ 10 „	„ Baukunst . „ 5 „
„ Gravirkunst „ 11 „	„ Dichtkunst „ 28 „

vorhanden.

An Irrsinnsformen kamen dabei vorzugsweise vor:

Verfolgungswahn mit Sinnestäuschungen in 25 Fällen	
Blödsinn.....	„ 21 „
Grössenwahn.....	„ 16 „
Akute oder periodische Manie	„ 14 „
Melancholie	„ 8 „
Allgemeine Paralyse	„ 8 „
Moral-Insanity.....	„ 5 „
Epilepsie	„ 2 „

Daraus ersieht man, dass die schweren unheilbaren und angeborenen Zustände (Monomanie und Moral-Insanity), oder

diejenigen, zu welchen Blödsinn sich gesellt (Grössenwahn, Paralyse), in hervorragender Weise vertreten sind.

Ich kann hinzufügen, dass die moralische Verkehrtheit bei denjenigen Irren sich insbesondere äusserte, welche Proben einer höheren Intelligenz lieferten, sowohl als Künstler wie als Schriftsteller.

Betrachten wir uns die Umstände und Charaktere dieser Irren etwas näher.

1. Vorkommen. — In denjenigen Gegenden, wo die Kunstbestrebungen überhaupt allgemeiner und stärker hervortreten, ist selbstverständlich auch die Zahl der irren Künstler grösser. Daher kommt es, dass ich in Turin, Pavia, Reggio wenige auflesen konnte, während Perugia, Lucca und Siena sehr ergiebig daran sind.

2. Gewerbe. — Bei nur wenigen machte sich der Einfluss ihrer früheren Gewerbe und Gewohnheiten geltend. Wir finden unter unseren irren Künstlern nur

	8	frühere Maler oder Bildhauer,
10	„	Architekten und Kunsttischler,
10	„	Lehrer oder Geistliche,
1	„	Telegraphenbeamten,
2	„	Studenten,
6	„	Seeleute und Ingenieure.

Von neueren Malern, die irr wurden, bemerken wir ausser anderen: Gill, Cham, Chirico, Mancini.

Bei einigen steigerte sich die alte Neigung infolge des Irreseins. Ein Mechaniker z. B. zeichnete Maschinen, zwei Matrosen bauten kleine Kriegsschiffe, ein Hôtelwirth zeichnete auf den Fussboden Speisetische mit Fruchtpyramiden. In Reggio schnitzte ein Kunsttischler sehr schönes Blattwerk und Ornamente; ein Seeoffizier verfertigte niedliche Gondeln und verlegte sich später auf die Malerei von Seestücken, mit der Bemerkung, das tröste ihn für die Entbehrung seines geliebten Elementes.

Oft flösst das Irrsein diesen Menschen eine seltene Ausdauer in der Arbeit ein, „in einer Weise,“ wie de Paoli und Adriani mir meldeten, „dass man glauben sollte, sie würden

dafür bezahlt; sie bedecken die Wände, Tische und den Fussboden mit Gemälden“. Ein früher mittelmässiger Maler vervollkommnete sich während der Krankheit so, dass er für die Kopie einer Rafaelschen Madonna, die er zwischen seinen Anfällen malte, auf der Ausstellung einen Preis gewann.

Magnoni, ein berühmter Maler in Reggio, befand sich wegen Demenz und Grössenwahn schon seit 14 Jahren in der dortigen Anstalt, als er auf Dr. Zanis Antrieb wieder zur Palette griff und die Wände der Anstalt mit trefflichen Gemälden schmückte, unter anderen mit einem Ugolino nach Dante von so bewundernswerther Ausführung, dass eine Kranke öfter Fleischstücke dagegen schleuderte, damit Ugolino und seine Kinder nicht verhungern sollten; die Fettflecke sind noch auf dem Gemälde zu sehen.

Von acht Malern, deren Geschichte ADRIANI mir mitgetheilt hat, bewahrten vier während akuter oder intermittirender Manie ihr Talent, bei zwei schwächte es sich so ab, dass einer lebhaft bedauerte etwas gemalt zu haben.

3. Einfluss der Krankheitsform. — Die Krankheit giebt bei vielen den Ausschlag für die Wahl eines Gegenstandes.

Ein Lypemane meisselte stets einen Mann, der einen Schädel in der Hand trägt. Ein mit Grössenwahn Behafteter brachte in seinen Stickereien überall das Wort Gott an. Die Wahnsinnigen spielen in der Regel mittelst symbolischer Zeichen auf ihr vermeintliches Unglück an. Auf der einen Seite zeichnen sie z. B. ihre Feinde, von denen sie verfolgt, auf der anderen das Gericht, von dem sie geschützt werden. — Alkoholiker tragen gewöhnlich das Gelb in übertriebener Weise auf. Ein Maler, der durch Alkoholmissbrauch den Farbensinn vollständig verloren hatte, bekam für die weissen Tinten grosses Geschick und wurde ein in Frankreich hochberühmter Maler für Winterlandschaften.

C., ein bekannter Maler, verlor durch allgemeine Paralyse den Sinn für Augenmaass, er entwarf die Zeichnung eines Baumes, die, wenn sie fertig wäre, über den Rahmen des Bildes hinausgereicht hätte; übrigens sah er alles in Grün.

Man trifft indes auch auf Individuen, die nie einen Pinsel angerührt haben und zu Malern werden unter dem Einfluss der Geisteskrankheit und zwar geschieht das häufiger, als dass geschickte Künstler sich dabei noch vervollkommen.

Oefter unterdrückt die Krankheit auch kostbare Kunstfertigkeiten, während sie andere dafür auftauchen lässt, und drückt allen einen eigenthümlichen Stempel auf.

Der Sinn für die Grössenverhältnisse geht nicht selten verloren.

Aus dem Maler Luc Clennel machte die Geisteskrankheit einen Dichter, aus dem Physiker Melmour einen Litteraten, nachdem er durch den Tod seiner Frau in Demenz verfallen war.¹

Die Uebertreibung bis zum Unwahrscheinlichen ist für die Paralytischen charakteristisch. So malte ein Paralytischer einen Mann, der mit dem Kopf die Sterne, mit den Füßen die Erde berührte (REGNARD, l. c.). DAUDET spricht von Malern, welche sich ein Erdbeben oder das Schiffsinne während eines Sturmes zum Vorwurf wählten.

Oefter werden auch Leute, denen bis dahin jeder Gedanke an Kunst fehlte, durch die Krankheit zur Malerei veranlasst, namentlich in der Zeit hochgradiger Erregtheit.

P., ein Maurer, wurde in der Irrenanstalt von Pesaro zum Maler. Dem Ausbruch seiner Wuthanfalle ging ein erhöhter Trieb zum Zeichnen voraus, d. h. von Karikaturen, in denen er die Wärter und Beamten der Anstalt unter den entsetzlichsten Strafen leiden liess. Als ihm einmal der Koch, ein Mann mit dicken, rothen Backen, ein Gericht, das er gern mochte, verweigert hatte, malte er ihn in der Haltung eines Ecce Homo vor einem Gitter, das ihn von allerlei leckern Dingen trennte.

Die an Grössenwahn Leidenden ergehen sich in symbolischer Darstellung zügellosester Art.

Eines der merkwürdigsten Bilder befindet sich in San Servolo (Venedig). Der Kranke, von dem es herrührt, war in

¹ DELEPIERRE, *Histoire littéraire des fous*, Paris, Londres 1860.

ruhigen Stunden ein recht guter Maler, nur ein wenig kleinlich, während der Anfälle dagegen verzerrten sich alle Gegenstände bei ihm ins Bizarre.

Das erwähnte Bild stellt den Venetianer Mathieu Lovat, einen Schuhmacher vor, der, an religiösem Wahnsinn leidend, sich eigenhändig gekreuzigt hat.¹

G., eine arme ungebildete Bäuerin aus einer mit Pellagra erblich behafteten Familie, entwickelte während ihrer langjährigen Einsperrung eine vorher an ihr ungekannte Geschicklichkeit im Sticken, indem sie auf Leinwand mit bunten Fäden, die sie aus ihren Kleidern zupfte, eine grosse Menge Figuren anbrachte, die sozusagen ihre Lebensgeschichte darstellten. Bald waren es Händel mit den Wärterinnen oder Nonnen, bald wieder erschien sie, wie sie Rinder hütete, oder bei anderen ländlichen Beschäftigungen, oder sie zeichnete mit Speisen beladene Tische und andere nebensächliche Dinge.

Merkwürdigerweise waren die Schattenrisse mit einer Entschiedenheit gezeichnet, um die sie ein Karikaturmaler von Profession hätte beneiden können; keine Schraffirung, nur vier Striche stellten Augen, Nase, Mund mit so viel Kunstsinn dar, dass jeder besondere Gesichtsausdruck kenntlich wurde.

Eine andere Künstlerin derselben Art, aber von weniger lebhafter Auffassung, ist eine gewisse L., die an moralischem Irrsinn leidet und verschiedene Degenerationszeichen an sich trägt. Auch sie zeichnet Figuren von Männern und Frauen, aber stets in Beziehung auf ihre Geschlechtsverirrungen. (FRIGERIO, Brief vom 2. November 1887.)

4. Originalität. — Die Krankheit entwickelt oft, wie wir es schon bei den Schriftstellern sahen, eine Originalität in der Erfindung, die auch bei den Halbirren vorkommt, weil ihre von jedem Zwange freie Einbildungskraft Dinge zu schaffen gestattet, vor denen ein besonnener Geist aus Furcht vor dem Lächerlichen zurückschreckt, und weil die Innigkeit der Ueberzeugung ihrem Werke Halt und Vollendung giebt.

¹ RUGGERI, *Histoire du crucifiement exécuté sur sa propre personne par M. Lovat*, Venise 1808, vgl. HITZIG-HÄRING, *Neuer Pitaval*, Bd. 6.

In Pesaro zeichnete oder stickte eine Frau nach einer ihr ganz eigenthümlichen Methode, indem sie Leinwand zerzupfte und die Fäden mit Speichel auf Papier aufklebte.

Eine andere überdies trunksüchtige Stickerin verfertigte Schmetterlinge, die zu fliegen schienen. Sie wendete für die Weissstickerei die Methode des Buntstickens an, wodurch ein wundervoller Wechsel von Licht und Schatten entstand.

In Macerata stellte ein Geisteskranker mittelst einer grossen Menge kleiner Rohre die Fassade der Anstalt dar, ein anderer hatte die Idee, ein Lied in Bildhauerarbeit darzustellen. In Genua meisselte ein Schwachsinniger Pfeifen aus Steinkohle.

In Reggio verfertigte ein gewisser Zanini einen Stiefel — nur einen, damit, wie er sagte, Niemand ihn tragen könne. Dieses Schuhwerk war auf der einen Seite gespalten und wurde mit einem Bande geknüpft; die Ränder waren verziert und mit Hieroglyphen bestickt.

M. L. von Pesaro wollte beständig aus der Anstalt entlassen werden. Da man ihm sagte, dass es an Transportmitteln fehle, um ihn nach Hause zu schaffen, so erfand er einen vierräderigen Wagen mit darüber gespannter Stange. Am Ende der Stange befand sich eine Rolle, über welche eine Leine lief, die mit dem einen Epde an der Achse der Hinter-, mit dem anderen an der der Vorderräder befestigt war. Auf 4—5 cm Länge war eine elastische Schnur mit der Leine verbunden. Der auf dem Wagen Sitzende konnte, wenn er an der Schnur der einen, dann der anderen Seite zog, die Leine und damit den Wagen in Bewegung setzen.¹

In vielen Arabesken eines an Grössenwahn Leidenden findet man unter Schneckenwindungen versteckt bald ein Schiff, ein Thier, eine Landschaft, bald Männer- und Frauenköpfe, Eisenbahnen, Häuser u. s. w., während doch der Charakter der Arabeske im gänzlichen Fehlen menschlicher Figuren besteht.

5. Geniales Wesen. — Die grösseren Irrenanstalten Italiens haben auf den Ausstellungen von Voghera und Siena

¹ *Diario del Manicomio di Pesaro*, 1879.

ihre von Irren angefertigten und prächtig ausgeführten Relief-Modelle ausgestellt. — Das von Reggio war zerlegbar; öffnete man es, so konnte man die Zimmer, die Möbel u. s. w. in allen ihren Einzelheiten übersehen. Sogar die Bäume sollen nach der Natur aufgenommen worden sein.

Ein Kaplan, ohne alle technischen Kenntnisse vom Bauwesen, machte sich nach einem Anfall von Lypemanie an die Ausführung von Tempeln und Amphitheatern in Papiermaché von so grandiosem und harmonischem Stil, dass alles darüber in Bewunderung gerieth.

Dr. VIRGILIO hat mir die Bilder von fast allen italienischen Irrenärzten geschenkt. Diese Bilder sind von einem Melancholischen und zwar sehr gut getroffen. Das Originelle besteht aber in den Beigaben; fast bei jedem befindet sich eine Fliege oder ein Schmetterling, und der Name des Zeichners ist im Rahmen mit senkrechten Linien eingekerbt, so dass diese ein bizarres Ornament bilden.

König Ludwig II. von Bayern war der erste, der Wagners Genie begriff. Sein verschwenderischer Aufwand, der Aufbau des Theaters von Bayreuth — einer seiner originellsten Bauten — sind hinlänglich bekannt, fast unbekannt aber die besseren Werke seiner Intelligenz. Drei Schlösser von unbeschreiblicher Schönheit erhoben sich wie auf Zauberspruch unter seiner Leitung; er gab die unbedeutendsten Einzelheiten dabei an. An der Bauart und Ausschmückung würde auch die strengste Kritik vergebens etwas zu bemängeln haben. Alles ist künstlerisch vollendet, von der Harmonie des Ganzen bis zur geringsten Thüreinfassung.

Alles, was an Wundern in Caserta, Schönbrunn, Trianon, im Escorial, in Czarskoe-Selo, in Compiègne geschaffen worden ist, hat er vereinigt. Seine Krankheit war, dass er mit offenen Augen träumen wollte. — Er hat in zehn Jahren mehr geleistet, als zwanzig andere Fürsten, denen die Kräfte der besten Kunstperioden zur Seite standen.

Schwerlich wird heute wieder Jemand einen solchen Saal von 75 Meter Länge (mit den beiden Sälen am Ende 100 Meter), eine Galerie mit 17 grossen Fenstern, 33 Kronleuchtern von

Bergkrystall, 44 Kandelabern und was weiss ich sonst noch zu stande bringen.¹

6. Bizarres Wesen. — Allerdings artet das geniale Wesen schliesslich bei Allen oder bei fast Allen in ein entschieden bizarres aus, das nur dann folgerichtig erscheint, wenn man der Spur ihres Wahnes nachgeht.

SIMON bemerkt, dass beim Verfolgungswahn und beim paralytischen Grössenwahn die Einbildungskraft in ihren phantastischen Schöpfungen um so lebhafter und verzerrter (bizarrer) ist, je mehr der Geist gestört ist. — Er erzählt von einem Maler, der das Innere der Erde zu sehen behauptete, Häuser von Krystall darin, durch elektrisches Licht beleuchtet und von süssen Düften erfüllt; — der eine Stadt Emma beschrieb, deren Bewohner einen doppelten Mund besitzen, wovon einer für die gewöhnlichen Speisen, der andere für Süssigkeiten dient, das Kinn von Silber, die Haare von Gold, drei oder vier Arme und nur ein auf einem kleinen Rade ruhendes Bein haben.²

Die verschiedenen wunderlichen Sinnestäuschungen tragen nicht wenig zu solchen bizarren Vorstellungen bei. Als Beispiel können die Thiere mit vier Beinen und sieben Köpfen in den Bildern auf Lazzarettis Fahnen dienen.

Ein Lypemane verfertigte sich einen Kürass von Kieselsteinen zum Schutz gegen seine Feinde. — Ein anderer zeichnete aus feuchten Flecken auf den Wänden seines Zimmers eine Landkarte, weil er, wie man später erfuhr, mit den Linien die Besitzthümer, die ihm Gott auf der Erde bewilligt habe, herausheben wollte. — Es ist dies auch einer der Gründe, warum die Dementen die Manischen und Melancholischen in den Künsten überragen.

7. Symbole. — Eine weitere Eigenthümlichkeit der Irren in Sachen der Kunst ist die Beigabe von Schrift zu den Zeichnungen und das Anhäufen von Symbolen und Hieroglyphen bei den Letzteren.

¹ DE RENZI, *L'opera di un pazzo*, Rome 1887.

² SIMON, *Ann. Méd. Psych.*, 1876.

Dieses Vermengen erinnert an die japanischen und indischen Malereien, an die altägyptischen Wandmalereien und beruht zum Theil auf denselben Gründen wie diese. Es ist das Bedürfniss, dem Wort oder dem Pinsel zu Hülfe zu kommen, wenn dieselben allein einen vorhandenen Gedanken nicht im gewünschten Maasse und scharf genug auszudrücken vermögen.

Letzterer Grund ist insbesondere ersichtlich in einer Zeichnung, die mir Dr. MONTI verehrt hat. Es ist eine sehr gute und genaue architektonische Zeichnung, die aber fast unkenntlich ist durch eine Unzahl von In- und Aufschriften, oft von gereimten; der Verfasser war ein aphasischer, seit 15 Jahren schwachsinniger Mensch.

Bei mehreren Kranken mit Grössenwahn rührt es von der Absicht her, ihre Ideen in einer von der gewöhnlichen Sprache der Menschen verschiedenen Sprache auszudrücken. Dieser Fall traf bei dem „Herrn der Welt“ zu, den ich mit TOSELLI zusammen beobachtete und beschrieb.¹

Der Betreffende war ein Bauer, Namens L. G., 63 Jahre alt, seine Haltung straff, die Jochbeinfortsätze vorspringend, Stirn breit, Blick fest und durchdringend. Schädelkapazität 1544, Index 82, Temperatur 37,6.

Im Jahre 1871 durchzog er das Land und trat als Redner auf. Er hielt auf öffentlichen Plätzen und in Bureaux die Standespersonen des Landes an, beklagte sich über erlittene Unbilden; er zerstörte Weingärten und Felder, lief in den Strassen der Stadt umher und drohte mit schrecklicher Rache. Nach und nach hielt er sich selbst für Gott und für den König des Weltalls und predigte in der Kathedrale von Alba über seine erhabene Sendung.

In der Anstalt verhielt er sich nur ruhig, wenn er glaubte, dass man seine Allgewalt anerkenne, bei dem mindesten Widerstande gerieth er in Aufruhr und drohte, er werde als der Herr und der Inbegriff der Elemente, Vater, Sohn und Bruder der Sonne, die Erde umwälzen, die Reiche zerstören und aus ihren Trümmern einen Schemel für seine Füße machen.

¹ Vgl. *Archivio di Psich. e Scienze Penali*, 1880.

Er sei übrigens es müde, fürderhin mit seinem Vermögen für die Unterhaltung so vieler Kriegsheere und müssiger Mäuler einzustehen; es sei nicht mehr als billig, dass die Aemter und Reichen ihm eine grosse Summe Geldes zuschickten, um sich loszukaufen von, wie er es nannte, den Schulden des Todes; für diese Kaufsumme werde er sie auf immer leben lassen. Die Armen müssten als unnütze Wesen sterben, es sei zu viel, von ihm zu fordern, er solle so viele Narren in seinem Palaste ernähren. Den Aerzten rieth er sogar, ihnen die Köpfe abzuschneiden. Gleichwohl pflegte er, wenn ein Armer krank wurde, denselben mit grosser Sorgfalt.

So sind die Widersprüche der Verrückten!

Das wenige Geld, das er im sauren Tagelohn verdiente, gab er Betrügern, die die Besorgung seiner Briefe übernahmen an das Jenseits, an die Sonne, die Sterne, das Wetter, den Tod, den Blitz und an die anderen Mächte, deren Hülfe er erbat und mit denen er in seinen nächtlichen Unterhaltungen verkehrte.

Die Unfälle, von denen die Felder verheert wurden, erfreuten ihn, denn das war ja der Anfang der Strafen, mit denen er sie bedroht hatte, und der Beweis dafür, dass die Sonne, die Witterung und der Blitz ihm gehorcht hatten.

In einem Sack verwahrte er roh gearbeitete Kronen, die echten Kronen der Reiche Frankreich, Italien und anderer Staaten, denn diejenigen, welche die gegenwärtigen Monarchen in Gebrauch hätten, wären nichts mehr werth und nur angemast von Leuten, die nächstens dem Untergang geweiht würden, wenn sie nicht ihre Todesschuld in Wechselln von mehreren Milliarden einzahlten.

Das Seltsamste seiner bizarren Laune war aber eine bildliche Darstellung seines Wahnes. Obgleich er lesen und schreiben konnte, verschmähte er die gewöhnliche Schrift. Oft schrieb er Briefe, Befehle, Geldanweisungen an die Sonne, den Tod, an Civil- und Militärbehörden; seine Taschen waren stets voll von Papierschnitzeln.

Seine Schrift bestand im wesentlichen in groben Majuskeln, untermengt mit Zeichen und Figuren von Gegenständen

und Personen. Die Worte sind häufig getrennt durch einen oder zwei Punkte, und er brach nur einige Buchstaben, immer aber die Konsonanten ab, gegen alle Regeln der Silbentrennung.

In anderen Schriftstücken erkannte man nichts mehr von Buchstaben. Um z. B. seine Macht zu zeigen, zeichnet er grobe Gesichter, die die Elemente und die höheren Kräfte, aus denen seine Rüstkammer besteht, darstellen sollen, als: 1. den ewigen Vater, 2. den heiligen Geist, 3. den heiligen Martin, 4. den Tod, 5. das Wetter, 6. den Donner, 7. den Blitz, 8. das Erdbeben, 9. die Sonne, 10. den Mond, 11. das Feuer (Kriegsminister), 12. einen Mann, der seit Beginn der Welt lebt und sein Bruder ist, 13. den höllischen Löwen, 14. das Brot, 15. den Wein. Dem Ganzen folgt der doppelköpfige Adler, sein gewöhnliches Wahrzeichen. Jede dieser Mächte wird durch Buchstaben unterhalb des Bildes bezeichnet, z. B. Nr. 1 durch P. D. E. u. s. w.

Dieses Gemengsel von Buchstaben, Hieroglyphen und figürlichen Darstellungen wird zu einer Schrift, die an die Laut-Gedankenschrift älterer Völkerschaften, wie Mexikaner und Chinesen vor Erfindung der Buchstabenschrift, erinnert.

Die Schrift der Wilden Amerikas und Australiens besteht in einer mehr oder weniger groben Malerei. Um z. B. zu sagen: Wenn ich so schnell wie ein Vogel wäre, malen sie einen Mann mit Flügeln anstatt der Arme. Zwei Kanoes mit einem Mann, mit einem Bären und mit sechs Fischen darin bedeuten, dass Fischer im Fluss einen Bären und Fische gefangen haben. Derartige Figuren vertreten die Schrift nur dadurch, dass sie Erinnerungsmittel sind, die an Sagen und Ueberlieferungen anknüpfen.

Einige Stämme haben es noch nicht einmal so weit gebracht, ihre Weise erinnert vielmehr an unsere Rebus. Die Mayos in Amerika z. B. bezeichnen den Arzt durch einen Mann mit einem Kraut in der Hand und mit zwei Flügeln an den Füßen — als Anspielung auf die Eile, die er hat, um überall hinzukommen, wo man nach ihm verlangt.¹

¹ STEINTHAL, Entwicklung der Schrift, 1852.

LOMBROSO, Der geniale Mensch.

Den Regen bezeichnen sie durch einen Eimer.¹

Die alten Chinesen drückten den Begriff Bosheit durch Zeichnung von drei Frauen, den von Licht durch Sonne und Mond, das Wort hören durch ein Ohr zwischen zwei Thüren aus.

Diese grobsinnliche Schrift beweist, dass die rhetorische Bildersprache, der Stolz und die Freude der Schulweisen, weit mehr für Armuth an Intelligenz als für Reichthum spricht. In der That ist sie häufig in Gebrauch in der Sprache von Idioten und von Taubstummen.

Die gebildeteren Rassen haben sich dieses Systems zwar lange bedient, aber sie haben dann einen Schritt vorwärts gethan, sie haben die mehr oder minder eindrucksvollen Bilder zusammengestellt und sie in geistreiche Verbindungen gebracht, die den Begriff nicht geradezu darstellen, sondern indirekt die Erinnerung erwecken, wie es bei den Räthselaufgaben der Fall ist. Um die Leser vor jeder Unsicherheit zu bewahren, begleiteten sie die Zeichen für den Gegenstand, den sie auszudrücken beabsichtigten, mit einem Umriss, dem schwachen Rest der alten Bilderschrift.

Sicherlich geschah das noch, als die Sprache schon fixirt war, wo es doch noch gewisse Leute gab, die sich bei dem Ton der Wörter des Zeichens erinnerten, das für den Ausdruck des Begriffes bestimmt war. So schrieb man den Namen des Mexikanerkönigs Itzlicotli, indem man eine Schlange, Coatli im Mexikanischen, und eine Lanze, Itzli, zeichnete. Aehnlich bedeutet tscheu im Chinesischen gleichzeitig Barke, Lanze und Gespräch.²

Unser Mann in seinem Grössenwahn beweist durch sein Beispiel, wie die Irren (und die Verbrecher) behufs Aeussereung ihrer Gedanken dazu kommen, in prähistorische Zeiten sich zurückzusetzen. Bei ihm ist der Gedankengang, der ihn zu seiner eigenthümlichen Schrift veranlasste, leicht zu ermitteln.

¹ BODDAERT, *Palaeograph. of America*, London 1865.

² LOMBROSO, *Uomo bianco e Uomo di colore*, 1871.

Vom Grössenwahn beherrscht, dass er Herr der Elemente sei, mochte er nicht die bei den unwissenden Menschen gebräuchlichen Mittel verwenden, die gewöhnliche Schrift genügte ihm nicht, seine neuen Ideen auszudrücken. Die Klaue des Löwen, der Schnabel des Adlers, die Zunge der Schlange, der Blitz, der Donner und die Waffen des Wilden, der Sonnenstrahl, das sind die Dinge, die würdig und geeignet sind, seine Person mit Ansehen und Furcht zu umgeben.

Der Fall ist nicht etwa vereinzelt. — In RAGGIS Studie über die „Schriften der Irren“ wird von einem ähnlichen Fall berichtet. Professor MORSELLI theilt mir das noch interessantere Beispiel eines Kunsttischlers A. T. mit. Der Mann schnitzte mit grosser Kunstfertigkeit in Holz, und seine Arbeiten waren sehr gesucht.¹ Vor ungefähr sieben Jahren befahl ihn eine Geisteskrankheit, wie es scheint Lypemanie, er machte einen Selbstmordversuch, indem er sich von der Höhe des Rathhauses hinabstürzte. Gegenwärtig hat er Anfälle von Erregtheit mit systematisirten Wahnvorstellungen, vorherrschend politische, republikanisch - anarchistische Ideen mit ehrgeizigen Bestrebungen. Er vermeint ein grosser Verbrecher, Gasparone, Passatore oder Passanante geworden zu sein.

Er verbringt seine Zeit damit, zu zeichnen oder Trophäen und allegorische Figuren in Holz zu schnitzen.

Eine seiner Schnitzereien stellt einen geflügelten Soldaten vor, der auf einem Fussgerüst von eingelegter Arbeit steht, das mit Inschriften und allegorischen Worten verziert ist. Diese kleine Statue ist von anderem Schnitzwerk umgeben, das gleichfalls Schaustücke trägt, die den Wahnvorstellungen des Verfertigers entsprechen. Die Flügel erinnern daran, dass er vor seiner Krankheit auf dem Marktplatz von Porto Rancati seine Arbeiten, unter anderen geschnitzte Engel, zum Preise von 1 Soldo das Stück verkauft hatte. Die Medaille des Schweinsordens ist das Zeichen der Verachtung auf der Brust aller Reichen und Mächtigen der Erde; der Helm mit der Laterne am Visier (der an Offenbachs Räuber

¹ *Archivio di Psichiatria e Scienze Penali*, Torino 1881.

denken lässt) das Symbol Derer, die ihn in die Anstalt geführt haben; die quer im Munde gehaltene Cigarre das der Verachtung für Könige und Tyrannen; das in die Höhe gezogene Bein eine Erinnerung an den Beinbruch, den er bei seinem Selbstmordversuch sich zugezogen hat. Die Inschriften am Fussgestell sind Bruchstücke aus Gedichten und Journalaufsätzen, die T. oft wiederholt und denen er eine geheimnissvolle Bedeutung zulegt in Beziehung auf die Sklaverei, die er in der Anstalt zu erdulden, und auf die Rache, die er zu nehmen gedenkt.

Das Merkwürdigste ist aber das Siegeszeichen am Kopfe der Statuette. Es ist so zu sagen die bildliche Darstellung eines Liedchens, das er aus anderen Volksliedern zusammengestellt hat und das nach seinen Aufzeichnungen ungefähr folgendermaassen lautet:

„Ich habe ein Gift gebraut — trage zwei Dolche im Busen — und dies entsetzliche Leben — wird doch einmal zu Ende gehen. Ich werde dich lieben bis zum Grabe und über das Grab hinaus. —

Die Todtenglocke — schlägt an meinem Lebensende — du wirst sie hören, du so begierig — auf diesen Leichensang. — Ich werde dich lieben u. s. w.

Ein langes Trauerkreuz siehst du durch die Strasse ziehn — einen Priester am Galgen — das Miserere singen. — Ich werde dich lieben u. s. w.

Jede Zeile dieses Liedes findet ihr Symbol in dem Siegeszeichen. Das Wort Gift in der ersten Strophe ist durch einen Becher ausgedrückt, daneben sieht man die beiden Dolche; — das Lebensende und das Grab sind durch eine Art von Sarkophag oder von geschlossenem Kasten wiedergegeben, — die Liebe durch zwei kleine Blumensträuße ausgedrückt. — Aus der zweiten Strophe erkennt man die Glocke, — die Trauermusik an zwei nach oben gekreuzten Trompeten. — Das Kreuz und der Priester (ein Priesterhut) aus der dritten Strophe sind nicht vergessen. Nur der Galgen fehlt. Zu bemerken ist noch, dass T. Löffel und Gabel besonders hoch hält, die ihm bedeuten, dass er in der Sklaverei, oder nach

seinem Ausdruck auf der Galeere isst und trinkt. Deshalb trägt er auch beständig ein selbstverfertigtes hölzernes Besteck im Knopfloch oder an seiner Mütze.

Wir erinnern hierbei daran, dass die Wilden die Gewohnheit haben, ihre Geschichte durch die Verbindung von Gesängen mit Abbildungen zu überliefern.

Detailzeichnung. — Die Monomanen zeigen eine entgegengesetzte Eigenschaft, nämlich übertriebene Ausführung der Einzelheiten, des unendlich Kleinen, so dass sie durch das Bestreben nach Deutlichkeit unklar und dunkel werden. — So befand sich unter den Bildern, die von der Ausstellung in Turin zurückgewiesen wurden, eine Landschaft, auf der man die einzelnen Grashalme unterscheiden konnte. Auf einem anderen, sonst grossartigen Gemälde glichen die Pinselstriche den Schraffirungen einer Kreidezeichnung.

9. Atavismus. — Die übertriebene Ausführlichkeit und das Symbolisiren sind schon Anzeichen für Atavismus; in anderen Malereien bemerkt man zudem noch einen absoluten Mangel an Perspektive, während die sonstige Ausführung beweist, dass es dem Maler an Kunstsinn durchaus nicht fehlt. Man möchte ihn für einen chinesischen oder für einen altägyptischen Maler halten. Es ist das eine Art von Atavismus, die auf der Entwicklungshemmung eines Organes beruht.

Ein französischer Hauptmann, ein Paralytiker, zeichnete Gesichter so steif wie die altägyptischen; ein Päderast aus Reggio, an Grössenwahn leidend, führte ein farbiges Basrelief aus, in welchem die Grösse der Hände und Füsse, die Kleinheit der Gesichter und die Steifigkeit der Gelenke vollständig an die Werke des 13. Jahrhunderts erinnerten. In Genua verfertigte ein Geisteskranker auf Pfeifen und Töpfen Basreliefs, die denen aus der Periode des geschliffenen Steines glichen. RAGGI schickte mir Feuersteinarbeiten eines in archäologischen Dingen gänzlich unerfahrenen Monomanen, die in betreff der Figuren und Beiwerke den Amuletten der Aegypter und Phönizier vollkommen ähnlich waren.

Aus solchen Thatsachen erkennt man den Einfluss ähnlicher psychischer Zustände.

10. Arabesken. — TOSELLI machte mich auf die Vorliebe mancher Irren für Arabesken und fast geometrische, dennoch aber elegante Formen von Zierrathen aufmerksam. Es handelte sich um Monomane; denn die Dementen und die Manischen beherrscht ein chaotischer Wirrwarr, der gleichwohl nicht immer geschmacklos ist, wie sich das an einer Art von Schiff zeigt, wo eine Menge Kindergesichtchen in feinsten und reizender Ausführung den Haupttheil bildet.

11. Obscönes. — In den meisten Werken der Eroto- manen, der Paralytiker und der Dementen ist der hervortretende Zug die schamloseste Obscönität. — Ein Kunsttischler brachte an den Ecken der Möbel, an der Spitze der Bäume männliche Glieder an, eine Neigung, die an gewisse Werke der Wilden und der Alten lebhaft erinnert. Ein Hauptmann aus Genua zeichnete vorzugsweise Bordellscenen.

Bei Vielen versteckt sich der obscöne Charakter hinter dem Vorwand des Kunsterfordernisses. Ein verrückter Priester zeichnete nackte Figuren und verhüllte sie dann sehr geschickt mit Gewändern, so dass die Geschlechtstheile durchschienen. Den Tadel wies er mit den Worten zurück, nur die Leute, welche überall Schlechtigkeit erblicken, könnten in seinen Figuren etwas Schamloses wahrnehmen. Oft zeichnete er eine Gruppe, in der zwei Männer, der eine im Priesterkleide, mit einer Frau zu thun haben.

M., von dessen oft sehr schönen Versen wir gesprochen haben, versah dieselben vielfach mit Sudeleien von Ungeheuern in Verbindung mit Männern, Frauen, Mönchen und Nonnen in schamlosesten Stellungen. Bei Anderen tritt das Obscöne in noch grellerem Lichte hervor. So namentlich bei den Paralytikern. Ich erinnere mich eines alten Mannes, der auf die Briefadressen an seine Frau eine Scham neben obscönen Distichen in Dialektform zeichnete. Bei zwei Künstlern aus Turin und Reggio zeigte sich eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Geschlechtsverirrung. Beide hielten sich für Gott und für den Herrn der Welt, die sie gezeugt und per anum von sich gegeben; der eine, ein wirklicher Künstler, indem er sich bei voller Erektion von Frauen und mit allen Symbolen der Macht

umgeben darstellte. — Es ist das eine Wiederholung und Erklärung des Ithyphallus, einer ägyptischen Gottheit.

12. Verbrechen und Moral Insanity. — Hierbei ist nicht zu übersehen, dass bei einem grossen Theil dieser Künstler zu ihren sonstigen Wahnvorstellungen moralisches Irrsein und ein sehr ausgesprochener Hang zur Sodomie sich gesellt. Der Maler des Bildes „Wahnsinn“ war ein Päderast. — Der Verfertiger des ausgezeichneten Modelles der Anstalt von Reggio war weder Zeichner, noch Bildhauer, noch Ingenieur, sondern ein irrer Dieb mit widernatürlichen Neigungen. Wenn er die Laune hatte, entfloh er aus der Anstalt, strich einige Tage mit dem wenigen Gelde, das er hatte, umher und stahl; war sein Geld zu Ende, so liess er sich einfangen und auf die Erklärung, dass er geisteskrank sei, sich freisprechen und nach der Anstalt zurückführen; einige Monate später wiederholte er den Streich.

Auch Prof. TAMBURINI ist von dem Zusammentreffen künstlerischer Neigungen mit Moral Insanity bei solchen Kranken überrascht.

13. Nutzlosigkeit. — Eine den Arbeiten der Geisteskranken in vielen Fällen zukommende Eigenschaft ist die völlige Nutzlosigkeit.

Eine an Verfolgungswahn leidende Genferin M. brachte jahrelang mit Verfertigung von sehr schönen Sachen aus Eier- und Citronenschalen zu, versteckte dieselben so geheimnissvoll, dass sogar ich, dem sie sehr zugethan war, die Sachen erst nach dem Tode der M. zu sehen bekam.

Die Liebe zum Schönen um seiner selbst willen ist hier wie bei den genialen Künstlern zu finden, aber der Zweck ist ein anderer. Derlei Arbeiten können bisweilen wirklich von Nutzen werden, nur ihren Verfertigern bringen sie keinen Vortheil und haben auch keinen Einfluss auf die Stellung der letzteren.

So überreichte mir ein irrgewordener Hauptmann das Modell zu einem Bett für Tobsüchtige, das meiner Meinung nach sehr praktisch und nützlich sein könnte. Zwei andere verfertigten aus Rinderknochen sehr geschmackvoll ver-

zierte Zündholzschachteln, die sie mir für Geld nicht abtreten wollten.

Es giebt indes auch Ausnahmen. — Ein melancholischer Mörder, dem ein Besteck aus Metall nicht anvertraut wurde, machte sich einen Löffel, eine Gabel und ein Messer aus den von den Mahlzeiten übriggebliebenen Knochen. — Ein Eseltreiber aus Colegno braute aus den Resten von Speisen vorzüglichen Liqueur. — Ein maniakalischer Verbrecher setzte kleine Holzstücke zu einem Schlüssel zusammen. — Die obengenannten Verfertiger von steinernen und eisernen Kürassen gehören nicht in diese Kategorie, da diese Arbeiten zum Schutze gegen eingebilddete Gefahren dienen sollten, obgleich ihr Vortheil in keinem Verhältniss zu der aufgewendeten Mühe stand.

Wahnsinn als Aufgabe für Künstler. — Viele wählen den Wahnsinn als Gegenstand für bildliche Darstellung.

Prof. VIRGILIO verschaffte mir das merkwürdige Porträt eines Irren während des Tobsuchtanfalles, — die Augen rollend, das Haar gestäubt, die Arme ausgestreckt und zwischen den Füssen als Unterschrift die Worte „Er rast!“ — Das ist das Werk eines trunksüchtigen Päderasten. Ich meine, dass schwerlich ein gesunder Maler den Gesichtsausdruck in der Tobsucht so wahrheitsgemäss hätte wiedergeben können. Ich erinnere auch an die beobachtete Neigung der in Irrenanstalten befindlichen Dichter, den Wahnsinn schildern zu wollen, der ein Lieblingsthema grosser, ebenfalls kranker Dichter, wie Tasso, Lenau, Barbara, A. de Musset u. A. m. geworden ist.

Mancinis erste Arbeit nach seiner Heilung hatte zum Gegenstand eine Frau, die ein von einem Irren verfertigtes Bild verkauft. Gill malte in St. Anne einen Irren mit herzergreifender Wahrheit (MAGNAN).

15. Geschmacklosigkeit. — Selbstverständlich tritt in der Kunst der Irren, sei es in der Zeichnung oder in den Farben, die Geschmacklosigkeit in hervorragender Weise auf. — Diese Eigenschaft bemerkt man insbesondere bei den Manischen infolge ihrer übertriebenen Gedankenverbindungen, die alle Zwischenstufen überspringen, durch welche der Gedanke des Verfassers sich erklären und vollständig darstellen würde.

— Ein Maler führte eine Hochzeit zu Kana mit allen Figuren an richtiger Stelle aus, aber an Stelle des Christus setzte er einen grossen Blumenstrauss.

Der Paralytiker vergrössert alle Gegenstände; Hühner haben bei ihm die Grösse von Pferden, Kirschen die Dicke von Melonen; er will die Zeichnung verbessern und sie sieht aus, als wäre sie von der Hand eines Kindes. Einer glaubte mit Vernet zu wetteifern und malte Pferde mit vier Strichen und einem Schwanze. Ein Anderer stellte die Figuren auf den Kopf.

Die Blödsinnigen sind vergesslich und übersehen die wichtigsten Punkte. Mac. malte einen sitzenden General, vergass aber den Stuhl zu malen. (FRIGERIO.)

16. Nachbildung. — Viele haben gute Erfolge in der Nachbildung, bringen aber sonst nichts zu stande; sie kopiren z. B. die Fassade der Anstalt oder Thierköpfe mit der erdenklichsten Genauigkeit, wie das in den Anfängen der Kunst der Fall ist. Bei Kretins und Idioten habe ich das öfter beobachtet, namentlich sind die Zeichnungen der letzteren ganz in der Art der primitiven Kunst.

17. Einförmigkeit. — Viele wiederholen beständig einen und denselben Gedanken. Ein Irrer zeichnete stets nur eine Biene, die am Kopfe einer Ameise frass; — ein anderer, der sich einbildete, erschossen worden zu sein, malte nur Feuerwaffen; ein dritter nur Arabesken.

18. Schluss. — Diese Eigenschaften erklären die theilweise Vollkommenheit, zu der es die Dementen bringen, indem die stete Wiederholung derselben Bewegung die letztere vervollkommnet. In anderen Fällen — wie wir das auch bei den Dichtern und Litteraten sehen — ist die Hartnäckigkeit der Sinnestäuschungen Veranlassung dazu, dass einer zum Maler wird.

BRIERRE erzählt von Blake, er habe verstorbene Personen und Engel als lebende vor sich gesehen. John Clare, ein verrückter Dichter, bildete sich ein, bei der Schlacht von Abukir, beim Tode Nelsons und bei der Hinrichtung Karls I. zugegen gewesen zu sein, und malte diese Dinge mit so vollendeter

Wahrheit und Genauigkeit, dass er es wahrscheinlich nicht besser gemacht hätte, so lange er im Besitz seines Verstandes war, um so weniger, da er eine Vorbildung nicht genossen hatte. (DELEPIERRE.)

Daraus erklärt sich zugleich das Vorkommen so vieler Maler und Dichter unter den Irren. Das, was man genau vor sich sieht, lässt sich ebenso wiedergeben. Auch das ist zu bedenken, dass die Einbildungskraft da ein grösseres Arbeitsfeld findet, wo der Verstand ohnmächtig ist, denn der Verstand hält die Täuschung nieder und entzieht dem gesunden Menschen auf diese Weise eine reiche Quelle von Begeisterung für Kunstleistungen.

Die Kunst vermag auf diesem Wege sogar Geistesstörung zu erzeugen. VASARI erzählt einen solchen Fall. Der Maler Spinelli aus Arezzo hatte sich redlich bemüht, die Missgestalt des Teufels darzustellen; da sah er ihn im Traume erscheinen mit der vorwurfsvollen Frage, warum er ihn so hässlich geschildert habe, und die Erscheinung erschütterte ihn so, dass er schwer krank wurde und es lange Zeit blieb.

Die Musik bei den Irren. — Das musikalische Können wird oft bei solchen Personen abgeschwächt, welche vor der Krankheit die Kunst mit Leidenschaft betrieben.

ADRIANI kannte geistesranke Musiker, die zwar noch musizirten, aber nur maschinenmässig und ohne jenen Geist, der ihrem frühern Spiel den lebendigen Hauch verliehen hatte; andere, blödsinnig geworden, spielten immer nur ein und dasselbe Stück oder gar nur eine Note.

Als Donizetti in das letzte Stadium des Blödsinns getreten war, erkannte er die Melodien nicht mehr, die er sonst bevorzugt hatte. Seine letzten Werke verrathen schon den unseligen Einfluss, den die Kritik auch in Schumanns Braut von Messina erkennen will, die während seiner Tobsuchtsanfälle verfasst ist.¹

Diese Thatfachen stehen gleichwohl nicht in Widerspruch mit unserer Behauptung, dass das Irrsein künstlerische Be-

¹ CLÉMENT, *Les musiciens célèbres*, Paris 1868.

gabung erwecke bei Leuten, die solche vorher nicht besessen haben. Es beweist nur, wie wir das auch bei den Malern sahen, dass die Behauptung nicht für solche gilt, bei denen die Begabung vorhanden war, ehe sie von der Krankheit befallen wurden.

Eine früher Syphilitische, die an Grössenwahn litt, sang während der Aufregung sehr hübsche Lieder und improvisirte gleichzeitig am Klavier zwei verschiedene Motive, die weder unter sich, noch mit ihrem Gesang in Zusammenhang standen, was für LUYs' Ansicht von der Unabhängigkeit der beiden Hirnhemisphären spricht. (TAMBURINI.)

Ein junger Mann, der an Pellagra litt und in meiner Klinik geheilt wurde, erfand sehr ausdrucksvolle, originelle Melodien.

RAGGI schreibt mir über eine in seiner Behandlung befindliche Melancholische, die während ihrer Anfälle ohne Ausdruck und fast widerwillig spiele, nach Ablauf des Anfalles dagegen tagelang am Klavier sitze und mit der Begeisterung eines echten Künstlers die schwierigsten Stücke spiele.

Ebenso äusserte ein Paralytischer während des ganzen Verlaufes seiner Krankheit eine wahrhaft wahnsinnige Vorliebe für Musik, ahmte alle Instrumente nach und bewegte sich während des Pianissimo in unsinnigster Weise.

RAGGI gedenkt auch noch eines an Dementia paralytica Leidenden, der den Schenkel gebrochen hatte, aber jeden Verband überflüssig machte, da er beständig Arien aus dem Troubadour mit lauter Stimme sang und den Gesang mit rhythmischen Bewegungen des Beckens begleitete.

Ein Paralytischer, der Grossadmiral genannt sein wollte, hatte besondere Vorliebe für eintönigen Gesang.

Die Maniakalischen lieben mehr die raschen und lustigen Weisen, besonders in der Zeit der heitern Erregtheit und haben vor allem Gefallen an der Wiederholung des Rhythmus.

Wer auch nur flüchtig eine Irrenanstalt besucht hat, dem wird das Singen und Schreien aufgefallen sein — „bald hohe, bald tiefe Töne und Lärm von Händeklatschen“ —, wie es bei DANTE heisst.

Die Erklärung dafür findet man in SPENCERS und ARDIGOS Nachweisen, dass der Rhythmus die allgemeinste Form ist, in welcher die ganze Natur, vom Krystall bis zu den Sternen und zu dem menschlichen Organismus ihren Ausdruck findet. Der Mensch folgt dem Zuge des allgemeinen Gesetzes und giebt sich dem um so mehr hin, je weniger er vom Verstande gehemmt wird.

Daher auch die vielen „neugebackenen“ Poeten in den Irrenhäusern.

Daraus erklärt sich dann auch die Vorliebe der Wilden für die Musik. Ein Missionär theilte SPENCER mit, wenn er ihnen des Abends die Psalmen vorsinge, er sicher sein könne, dass sie ihm dieselben am andern Morgen auswendig und ohne Anstoss wiederholen würden.

Sogar die Sprache der Wilden hat etwas dem eintönigen Vortrag unserer Recitative Aehnliches. Die ersten Dichtwerke wurden gesungen. Ebenso die Zauber- und mysteriösen Rezeptformeln;¹ daher die Ausdrücke *incantatus* bei HORAZ, *incantamentum* bei PLINIUS.

Auch bei uns hört man heute noch in der Gegend von Novi Bäuerinnen in singendem Tone um Gaben bitten. Den Improvisatoren gelingt es nur mit Hülfe von Gesang und unter Bewegung aller ihrer Muskeln, ihre Verse zu stande zu bringen.

„Der Gesang,“ bemerkt SPENCER,² „verwendet mit Uebertreibung die Ausdrücke der natürlichen Sprache der Leidenschaft. Die geistige Erregung pflanzt sich auf die Muskeln fort. Ein Kind springt beim Anblick einer glänzenden Farbe vor Freude auf; ein starkes Gefühl und eine ungewohnte, tiefe Gemüthsbewegung bewirkt, dass wir die Hände bewegen; mit einem Wort, sie setzen das Muskelsystem in Thätigkeit und zwar um so heftiger, je lebhafter sie sind. Ein schwacher Schmerz veranlasst zu seufzen, ein starker zu schreien; die Höhe der Stimme wechselt je nach der Stärke der Gemüths-

¹ CATO, *De re rustica*.

² SPENCER, *Essais de morale et d'esthétique*, Paris 1879.

bewegung, so dass sie bei den stärksten Gemüthsbewegungen um eine Oktave und mehr steigt. Darum ist auch der Gesang stets unwillkürlich von Zittern und Muskelbewegung begleitet.“

Was giebt es demnach Natürlicheres, als dass bei Zuständen, wo die Gemüthsbewegungen heftiger sind, also im Irrsinn, die betreffenden Neigungen in höherem Maasse auftreten?

Daher kommt es, dass unter den irrgewordenen grossen Geistern die grossen Musiker so zahlreich vertreten sind, — Mozart, Schumann, Beethoven, Donizetti, Pergolese, Fenicia, Ricci, Rocchi, Rousseau, Händel, Dussek, Hoffmann, Gluck, Petrella. Denn das musikalische Schaffen ist das subjektivste, am engsten an Gemüths-erregung gebunden und hat unter allen Aeusserungen des Gedankens die wenigsten Beziehungen zu der Aussenwelt. Aus diesem Grunde sind ihm aber auch die starken und erschöpfenden Reizmittel ein höheres Bedürfniss.

Im Nachfolgenden stelle ich noch einige Mittheilungen aus FIORENTINOS Werk: *La musica, studio storico, filosofico* u. s. w. in Beziehung auf abnormes Verhalten der Musiker überhaupt, nicht bloss der irren, zusammen.

Frühzeitige Entwicklung wurde bemerkt bei Orlando Lasso, Lulli, Corelli, Bononcini, Pergolese, Spontini, Zarlino, Monteverde, Piccini, Paisiello, Rossini, Donizetti, Wagner, Verdi. Alle diese haben schon im Alter von 14 bis 20 Jahren zweifelloose Beweise ihres Genies gegeben. Noch auffälliger war es der Fall bei Goudimel, der, kaum 30 Jahre alt, an der Spitze einer von ihm geschaffenen Schule stand: Mozart hat im Alter von 6 Jahren, Beethoven 9 Jahre alt, Haydn 13 Jahre alt komponirt. Dabei hatten Mozart und Haydn gewissermaassen keine Lehrmeister gehabt. Corelli wurde schon als Kind *il divino* genannt.

Die Malibran spielte schon als Kind von 5 Jahren in Neapel die ganze Rolle des Kindes in der Paerschen Oper „Agnes“ aus dem Kopfe. Cherubini begann das Studium der Musik im sechsten Jahre und schrieb im dreizehnten seine erste Messe. Meyerbeer spielte mit Beifall in einem öffent-

lichen Konzerte im Alter von 9 Jahren, im Alter von 13 wurde er für einen der besten Klayierspieler Berlins gehalten. Bellini las mit 12 Jahren Noten aus dem Stegreife.

Vinci und Gluck kamen dagegen erst spät zu einem Rufe, der erstere mit 33 Jahren, der letztere mit 40 Jahren, obgleich er schon mehr als 40 Werke geschrieben hatte.

Arbeitskraft. — Mit der frühzeitigen Entwicklung und dem raschen Schaffen genialer Werke hängt die bei allen sehr grosse, bei Vielen aber wunderbare Fruchtbarkeit zusammen. Gluck hatte wie gesagt schon über 40 Werke im Alter von 40 Jahren geschaffen. Orlando Lasso hinterliess mehr als 1000 musikalische Arbeiten jeder Art. Sammartini schrieb 2800 Stücke für Instrumentalmusik, Palestrina 76 Messen, 7 Bücher Motetten und 13 Bücher Hymnen, Psalmen, Litaneien u. s. w. Boccherini verfasste 366 musikalische Arbeiten, Paisiello sammelte seine Werke in 146 Bänden, Mozart hinterliess 296, Haydn 527, darunter 21 Opern. Donizetti komponirte in 26 Jahren, von 1818—1844, 67 Opern.

Ausser den Musikern von Fach finden wir solche, die die Musik als Nebenbeschäftigung, aus Instinkt, betrieben. Leonardo da Vinci, der berühmte Maler, war zugleich Gelehrter und Schriftsteller, Bildhauer und Baumeister, Musiker und spielte verschiedene Instrumente, insbesondere die Leier, meisterhaft.

Cellini blies die Flöte und rühmte sich dieser Kunst ebenso wie der als Goldschmied. J. J. Rousseau komponirte 4 Opern und mehr als 100 Lieder. Destouches, ein französischer Musketier, schrieb eine Oper (die auch aufgeführt wurde) ohne alle Kenntniss vom Kontrapunkt. Auch Landini, der Philosoph und Astronom, war ein solcher Musiker.

Erblichkeit des Talentes. — Die berühmten Namen Bach und Couperin vertreten in der musikalischen Welt zwei Dynastien. — Der Stammvater der Familie Bach war ein Bäcker in Pressburg und ein grosser Musikliebhaber; die Familie Couperin blühte in Frankreich von 1630 bis 1815.

Bononcini gab es 3 oder 4 des Namens aus derselben Familie und alle zu ihrer Zeit berühmte Musiker, 2 Gabriellis, Andrea und Giovanni, Grossvater und Enkel. Monteverdes

Vater war Verfertiger von musikalischen Instrumenten, Rameau der Sohn eines Organisten; Piccini, Beethoven, Cherubini, Rossini und Bellini stammten von Musikern ab. Die Nachkommen und Seitenverwandten Anderer waren dagegen nur unbedeutende Musiker, z. B. einer von Palestrinas Söhnen. Ein Sohn von Monteverde war ein tüchtiger Tenor; 2 Brüder Donizettis, ein Onkel und ein Vetter von Wagner waren auch Musiker.

Der grösste Theil der Musiker stammte aus sehr armen Familien, nur Meyerbeer war der Sohn eines reichen Banquiers,¹ Rameaus, Monteverdes, Palestrinas, Glucks, Cimarosas, Haydns, Rossinis, Donizettis Familien waren arm. Von Nazzari erzählt man, dass er ein bummelnder Lazzarone gewesen und von Rossini binnen kurzem zum berühmten Sänger ausgebildet worden sei. Rubini, der König aller Tenore, war erst Schneider gewesen. Dragonetti, der Violoncellist, war Barbier; die Gabrielli, die Tochter eines Koches, wurde in der Küche eines römischen Fürsten entdeckt.

Lebensdauer. — FIORENTINO theilt die Lebensdauer von 35 berühmten Musikern mit. Es ergibt sich als mittlere Lebensdauer die beträchtliche Zahl von 63 Jahren und 5 Monaten. Fünf unter jenen starben noch vor dem vierzigsten Lebensjahre, neun zwischen 40 und 50 Jahren; achtzehn zwischen 61 und 80 und drei zwischen 81 und 90. Es scheint demnach, dass die Musiker nicht bloss eine längere Lebensdauer als die normalen Menschen, sondern sogar auch eine längere als die sonstigen genialen Menschen besitzen.

Uebertriebene Empfindlichkeit. — Von Pergolese heisst es, er sei infolge einer unglücklichen Liebe schwind-süchtig geworden und gestorben. Rossini hatte eine gewaltige Furcht vor dem Tode. Wagner hinterliess die Worte: „Ich war sterblich verliebt, verheirathete mich aus Eigensinn und machte mich und Andere unglücklich durch den beständigen Verdruss im Hause und da es an dem Nöthigsten fehlte.“ Der Tenor Nourrit brachte sich um (stürzte sich zum Fenster

¹ Und Felix Mendelssohn-Bartholdy.

hinaus), weil die Censur in Neapel die Aufführung des *Poliute* verweigert hatte, 1802—1839.¹ Monteverde war durch den Tod seiner Frau so erschüttert, dass er Geistlicher werden wollte. Donizetti wurde nach einem grossen Erfolg jedesmal krank. Beethoven sagte, nachdem er taub geworden war, er fühle die Musik in seinen Eingeweiden. Haydn weinte bei jeder Ehrenbezeugung.

Reiselust ist eine bei den grossen Musikern sehr häufige Erscheinung. Rameau führte ein wahrhaftes Nomadenleben. Von Paisiello, der um 1700, und von Orlando Lasso, der um 1500 lebte, zu einer Zeit, wo das Reisen noch mit grossen Schwierigkeiten verbunden war, heisst es, sie hatten nirgend Ruhe und waren überall.

Meyerbeer reiste 30 Jahre lang umher und schrieb seine Werke stückweise im Eisenbahnwaggon, die er dann am ersten besten Klavier im Gasthause nachspielte. Wagner hat ganz Europa bereist und machte die Reise von Riga nach Paris ohne einen Pfennig Geld.

Schnelligkeit des Schaffens. — Cimarosa komponirte, während er sich mit seinen Freunden unterhielt, Rossini schrieb eine Messe in 36 Stunden, den *Barbier* in 14 Tagen, Donizetti den vierten Akt der *Favorita* in 3 Stunden; — Lulli seine letzte Cantate: „Sünder, du musst sterben“ kurz vor seinem Tode. Rossini komponirte, wie Meyerbeer, überall im Bett, auf der Strasse, im Schiff, beim Spiel, beim Plaudern. Bekannt ist die Antwort, die er einem jungen Mann auf die Frage gab, wann die beste Zeit dazu sei: 1. Warten Sie den Abend vor der Aufführung eines Stückes ab. Nichts giebt so vielen Schwung als der Zwang, der Anblick des Abschreibers Ihrer Arbeit und das Drängen des Theaterdirektors, der sich die Haare ausrauft (zu meiner Zeit waren alle Theaterdirektoren in Italien schon mit 30 Jahren kahlköpfig). — 2. Die Overture zu *Othello* habe ich in einem Kämmerchen geschrieben, in das mich der ärgste und kahlköpfigste Direktor eingeschlossen

¹ Nach anderer Angabe, weil er nach einer Vorstellung der *Norma* pfeifen gehört zu haben glaubte. (Uebers.)

hatte bei einer Schüssel Maccaroni und mit der Drohung, mich auf ewig einzusperren. So habe ich auch die Ouverture zur diebischen Elster, zu Graf Ory und zum Tell geschrieben, beim Fischen und mit den Füßen im Wasser.

Krankheiten. — Orl. Lasso wurde im Alter von 60 Jahren irr. Landini, Händel und Mercadante erblindeten. Cimarosa, Cherubini, Donizetti litten an Nervenübeln, der letztere starb an allgemeiner Paralyse (1848). Cherubini komponirte eine seiner vorzüglichsten Messen nach einem Anfall von Nervenleiden, während er Billard spielte.

Grössenwahn. — Die Selbstüberschätzung ihrer Verdienste brachte mehrere in Gefahr, ihr Vermögen zu verlieren, und sogar in Lebensgefahr. Einer der Vincis soll an Gift gestorben sein, weil er sich eines Liebesverhältnisses mit einer vornehmen Römerin gerühmt hätte. Guido Monaco wies die Einladung des Papstes nach Rom verächtlich ab. Farinelli sagte: Niemand in der Welt kann sich einen Begriff von meinem Geiste machen.

Der s. Z. berühmteste Sopran Marchesi und die Catalani hassten Napoleon tödtlich; die Letztere schlug im Jahre 1806 die ihr angebotenen 100000 Fr. ab und wollte nicht vor ihm singen. Die bizarre Mora entfloh mit Lebensgefahr vom Hofe Friedrichs des Grossen; die Gabrielli liess sich lieber 14 Tage einsperren, als dass sie bei einem Gastmahl des Vizekönigs von Sizilien sang. Im Gefängniss dagegen sang sie vor den Gefangenen, die sie ausserdem mit Geld und Speisen beschenkte. Von der Kaiserin Katharina II. von Russland verlangte sie 20000 Rubel für ihr Singen, und da die Kaiserin äusserte, so viel kosteten ihr ihre Feldmarschälle nicht, so meinte sie: „Eure Majestät mögen Ihre Feldmarschälle singen lassen!“ Beethoven schrieb: „Vor dem Selbstmorde hat mich mein Genius bewahrt.“ Im Sterben soll er, wie Augustus, geäussert haben: *Plaudite amici, comedia finita est.*

Rossini rühmte sich, der Vertraute vieler Könige zu sein und von ihnen in seiner Eigenschaft als genialer Mensch nichts zu fürchten zu haben. Auf die letzte Seite einer Messe schrieb er die Worte „per tu con Dio“ und forderte als Belohnung

das Paradies. Gleichwohl unterschätzte er die Verdienste Anderer nicht. Cimaroso z. B. verehrte er so hoch, dass er alle Bilder desselben aus Neapel sich zuschicken und sein Bildniss, das er danach malen liess, in seinem Schlafzimmer aufhing.

Zur Charakterschilderung anderer grosser Musiker gehören noch manche andere Züge, so die Frömmigkeit Haydns, der, bevor er an die Arbeit ging, Jesus Maria Joseph oder In nomine Dei und Soli Deo gloria intonirte und am Schlusse es nie an einem Laus Deo fehlen liess. Wenn es ihm an Ideen fehlte, so betete er ein Ave und die Ideen flossen ihm zu.

Vier Musiker änderten ihre Familien-Namen, Orlando Lasso aus Scham über seinen Vater, der ein Falschmünzer war; Giziello aus Dankbarkeit für seinen Lehrer, dessen Namen er annahm; dasselbe Gefühl veranlasste die Gabrielli, den Namen eines Fürsten, der ihr Wohlthaten erwiesen, anzunehmen. Weshalb Mario di Candia seinen Namen änderte, ist unbekannt. Goudimel vertauschte seinen katholischen Glauben mit dem protestantischen und kam in der Bartholomäusnacht um. Noch andere Eigenthümlichkeiten, die bei Musikern, wie auch sonst bei geistvollen Menschen vorkommen, weisen auf gewisse Lücken und Verstandesmängel hin. So war Beethoven nie im stande, für seine Bedürfnisse zu sorgen, die ungeheuren Geldsummen, die er verdiente, verschwendete er.¹ Mario di Candia war ein Millionär und starb in Armuth. Donizetti bat nach dem Tode seiner Frau seine Freunde, ihm eine andere zu verschaffen, da er sich ausser stande fühle selbst danach zu suchen. Wagner vermochte nie anders Klavier zu spielen, als wenn er allein war. Der Catalani, der grössten Sängerin der Welt, wie sie sich selbst nannte, war es nicht möglich, ohne Vorbereitung vorzutragen.

¹ Dabei war er so misstrauisch, dass er seiner Haushälterin die Kaffeebohnen zugezählt haben soll. (Uebers.)

Drittes Kapitel.

Halbverrückte (mattoide) Künstler und Litteraten.¹

Wie schwierig es auch ist, eine genaue Grenze zu ziehen zwischen völlig irren und solchen Geistern, die es nur zum Theil sind, so können wir doch nicht umhin, die von uns als Mattoide oder Halbverrückte aufgestellte Kategorie in Bezug auf Litteratur und Kunst näher in Betracht zu ziehen. Dieselbe bildet das Mittelglied zwischen gesunden Leuten und geisteskranken Genies, von denen sie sich in mehrfacher Hinsicht sowohl geistig als auch leiblich unterscheiden.

MAUDSLEY² hat — nach MORELS Vorgang — auf diese Klasse von Leuten, die ein dem Irrsinn nahestehendes Temperament haben, hingewiesen. LEGRAND DU SAULLE und SCHÜLE³ finden erbliche Belastung bei ihnen, RAGGI bezeichnet sie als neuropathisch. Sie als verrückt zu bezeichnen, wie es neuerdings von anderer Seite geschehen ist, wäre zu weit gegangen. Was sie von den wirklich Verrückten unterscheidet, ist:

1. Der Gesichtsausdruck und der Schädel ist fast immer normal.

2. Erblichkeit nicht nachweisbar; höchstens ist, wie bei Flourens' Sohn, die Abstammung von einem geistreichen Vater von Bedeutung.

3. Degenerationszeichen sind selten und nur vereinzelt wahrnehmbar; unter 33 Individuen nur bei 21 und zwar bei 12 der letzteren nur 2 Abweichungen vom Normalen.

4. Die Familienanhänglichkeit ist bei ihnen erhalten, sogar ein allgemeines Wohlwollen, eine Hingabe an allgemein mensch-

¹ Vgl. LOMBROSO, Der Verbrecher, Th. II., S. 235—252, Hamb. 1889. Der Ausdruck „Narr“, wie derselbe in Norddeutschland verstanden wird, würde am bezeichnendsten sein, wenn in Süddeutschland derselbe nicht für „geisteskrank“ gebraucht würde. (Uebers.)

² MAUDSLEY beschreibt sie als odd, queer, strange, — who thinks about things under — novel relations. (Uebers.)

³ Geisteskrankheiten, II., 1880.

liche Interessen, eine Aufpferungsfähigkeit, die allerdings bei Vielen mit einer guten Portion Eitelkeit gewürzt ist.

Die *Mattoïden* sind aufs innigste überzeugt von ihrem eigenen Verdienst, von ihrer Wichtigkeit. Eigenthümlicherweise zeigt sich das aber mehr in ihren schriftlichen Aeusserungen als in Handlungen und Sprache, so dass sie wenig empfindlich sind gegen Widerspruch und gegen Umbilden des praktischen Lebens.

Man würde sie nicht für abnorm halten, wenn der Schein der Ernsthaftigkeit und die hartnäckige Zähigkeit, mit der sie an einer vorgefassten Meinung hangen, worin sie dem Monomanen und dem Geistreichen ähneln, nicht so häufig und zwar in ihren Schriften mit der Jagd auf abgeschmackte, seichte Dinge, mit Weitschweifigkeit und vor allem mit persönlicher Eitelkeit vergesellschaftet wäre. Letztere ist nämlich, wie wir wissen, bei den geisteskranken Genies vorherrschend.

Daher fanden wir unter 215 *Mattoïden* 44 Propheten.

Eine Quintessenz von Abgeschmacktheit ist z. B. — so lautet die Kritik über *Démons* Schriften — seine dialektische Quintessenz und Sextessenz.¹ — Gleizes behauptet, das Fleisch sei atheistisch, Fuzi (ein Theologe!), das Menstrualblut besitze die Kraft, Feuersbrünste zu löschen. — Hannequin, der mit den Fingern in die Luft schrieb und eine Wohlgeruch verbreitende Trompete besass, durch welche er mit den Geistern in der Luft sich verständigte, erklärt, in Zukunft würden viele Männer und Weiber Halbgötter werden. Henrion trägt in der Academie des Inscriptions vor, Adam sei 40 Fuss, Noah 29 Fuss, Moses 25 Fuss gross gewesen u. s. w.

Leroux, der berühmte Pariser Deputirte, der an Seelenwanderung glaubte, definirte die Liebe als „Idealität der Realität eines Theiles der Totalität des unendlichen Wesens“. Das Prinzip der Dreiheit soll nach ihm als Motto in den Eingang zu seiner Verfassung eingetragen werden.

Argill behauptet, der Mensch könne ewig leben, wenn er Glauben hätte.

¹ *Les fous littéraires*, p. 51.

Allerdings taucht unter diesem Chaos hie und da ein neuer und kräftiger Gedanke auf, weil die geniale Anschauung, die lediglich auf Grund der Psychose bei ihnen sich entwickelt, vor dem Neuen nicht zurückbebt, weil, um meinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, der Misoneismus (Scheu vor Neuerung) bei ihnen ein geringerer ist.¹

So äussert Cianchettini unter einem Wust von Abgeschmacktheiten manchen schönen Gedanken.

„Alle Thiere haben den Instinkt, mit der möglichst wenigen Anstrengung sich zu erhalten, beunruhigenden Vorstellungen auszuweichen, die Freuden des Lebens zu geniessen; um das zu können, ist ihnen die Freiheit unentbehrlich.

Alle Thiere, nur der Mensch nicht, gingen und gehen noch auf die Befriedigung dieses Instinktes aus und werden möglicherweise auch dahin gelangen, ihn zu befriedigen. Nur der in Gesellschaft lebende Mensch ist derartig gefesselt, dass es niemals gelungen ist, ihn zu Frieden und Freiheit kommen zu lassen oder auch nur ihm den Weg zu zeigen, wie er dahin gelangen könne.

Ich will es also versuchen, den Weg zu zeigen.

Wie eine verschlossene Thür nur mit Hülfe eines Schlüssels oder Dietriches ohne Verletzung geöffnet werden kann, so kann der Mensch, der seine Freiheit infolge seiner Zunge (Sprache) verloren hat, ohne dieselbe und ohne das, was sie vertritt, sich nicht frei machen, wenn er sich nicht verletzen will.“

Unter den albernem Gesängen des Scottatinge finde ich folgenden schönen Vers über Italien:

„Herrin oder Sklavin stets, Feindin deiner Söhne.“

In Passanantes später zu besprechender Lebensbeschreibung finden wir, mehr noch in seinen Reden als in den schriftlichen Aeusserungen, kräftige und originelle Gedanken entwickelt, die Manche zu einer irrigen Vorstellung über die wahre Natur seiner Krankheit verleitet haben. So sein Ausspruch:

¹ LOMBRORO, *Tre Tribuni*, 1887.

„Wo der Weise irrt, triumphirt der Unwissende“ — und: „Die Geschichte, die das Volk lehrt, ist weit lehrreicher als diejenige, die man in Büchern studirt.“

Bluet unterscheidet die Jungfer (pucelle) von der Jungfrau (vierge): jene möchte Unrecht thun, kann aber nicht, diese mag nicht und kann nicht Unrecht thun.“

Es ist natürlich, dass die *Mattoïden* in ihren *Aeusserungen* die Gedanken von Politikern und von grossen Denkern wiederholen, es geschieht das aber stets auf ihre und in verzerter Weise. So findet man bei *Bosisio* die Zärtlichkeit unserer Thierschutzvereiner für die Thiere übertrieben, desgleichen die Ideen der *Clémence Royer* und *Comites* in Beziehung auf die Anwendung der *Malthusischen* Lehre. Ebenso fand *Tommasi*, der Makler und Betrüger, abgesehen von seiner eigenen erotischen Zuthat, ein Mittel zur praktischen Verwerthung von Darwins Zuchtwahl.

Cianchettini wollte den Sozialismus in die Praxis einführen.

Aber den Ideen dieser Leute ist der Stempel des Irrsinns nicht so sehr durch die Uebertreibung aufgedrückt, wie durch das Missverhältniss, in welchem sie mit sich selbst stehen.

Neben einem ungewöhnlichen, gut ausgedrückten und sogar erhabenen Gedanken stösst man plötzlich auf einen gemeinen, oder auf einen paradoxen Ausdruck, der fast immer in Widerspruch mit allgemein gültigen Vorstellungen, oder mit der Lebensstellung und Bildung des Verfassers steht. Es ist, kurz gesagt, die Art des *Don Quixote*, die anstatt Bewunderung Lachen erregt, obgleich seine Thaten zu anderer Zeit und bei anderen Menschen bewunderungswerth und heroisch gewesen wären. Jedenfalls sind bei den *Mattoïden* die genialen Züge nur Ausnahme und nicht die Regel.¹

¹ „Es gab da Philosophen grösser als Leibnitz, aber sie waren taubstumm; nur Fingerbewegungen und unartikulierte Laute gaben ihre Ideen zu erkennen; es gab Maler grossen Stiles, die gleichwohl ihre Figuren von Menschen so absonderlich auf die Beine, und die ihre Bäume so auf die Wurzeln aufpflanzten, dass alle ihre Bilder wie gemalte Erdbeben oder wie das Innere eines Schiffes während eines Sturmes aussahen. — Musikalische Erfinder von Zwischen-Klaviaturen, — Gelehrte à la *Hitisch* mit seinem Trödelkram von Gehirnen, wo alles zu haben, aber nichts

Bei den meisten unter ihnen findet sich übrigens eher Mangel als Ueberfluss an Schwung; sie füllen ganze Bände an ohne Saft und Kraft. Die Mittelmässigkeit des Gedankens, die Ohnmacht des Stiles, der, wie ich sagen möchte, vor dem Ungestüm ihres Ehrgeizes flieht, ersetzen sie durch Ausrufungs- oder Fragezeichen, durch häufiges Unterstreichen und durch eigenartige Neubildung von Wörtern¹ und erinnern damit an die Monomanen.

Auch ihre Schrift ist oft bizarr; sie besteht z. B. in senkrechten, von queren und sogar von schrägen durchkreuzten Zeilen, bisweilen auch, wie bei Cianchettini aus verschiedenartigen Lettern.

Sehr oft mengen sie Figuren unter ihre Sätze, gleichsam um sie eindrucksvoller zu machen, und kehren damit zu der Bilderschrift der Alten zurück, wo die Figur das bedeutungsvollste Zeichen abgab. In seinem Buche 88 giebt Bluet eine obscöne Figur, die er zudem in seiner seltsamen Sprechweise erklärt. „Der Mann wird auf dem Rücken neben ihm liegen; eine zweiköpfige Schlange umringelt sein Glied, und ein Drache stösst seinen Schwanz in die Frau u. s. w.“

WAHLTUCH hat in zwei Werken über Psychographie ein philosophisches System eigener Art veröffentlicht, das indes einen Erklärer in der Person eines nicht geisteskranken Philosophen gefunden hat (ein Beweis dafür, wie ernstlich es gewisse Personen nehmen). Nach diesem System erscheinen die Ideen als ebensoviele auf jeder Hirnwindung eingegrabene Bilder. Das Symbol der Naturlehre ist z. B. ein Licht, das der Alitologie (sic) oder der Unterscheidung die Nase, oder der Geruch; ein Ring vertritt das Volkswesen, ein Angelhaken be-

herauszufinden ist vor Unordnung, Staub und wo überdies alles zerbrochen, unvollständig und zu nichts zu gebrauchen ist.“ (DAUDET in *Jack*.)

¹ Solche Wörter sind u. a.: derapti felisan; farfiderismus bei BERBIGUIER, Dominatmosphärisator bei LE BARDIER in einem Buche über Ernteverdoppelung und Windschutz, DELEPIERRE, *Littér. des fous*; Cafungaia und Morbozoo bei PARI, Alitrologia, Anthropomongologologia, Lepidermocrinia, Glossostomopathia (l. c.).

zeichnet die Bewegung. W., der mit Recht daran zweifelt, sich in Worten verständlich zu machen, philosophirt mittelst des Pinsels und füllt sein ganzes Buch mit Abbildungen von Gehirnen, auf denen derartige Zeichen sich befinden! Zum Beweise, dass dieses Verfahren auch in der Litteratur verwendbar sei, theilt er eine Tragödie, Hiob, mit, worin der Kopf der darin auftretenden Personer von solchen Zeichen bedeckt ist. Es werden dabei Verse gesungen, die der Sache würdig sind, als: „Könnte ich die beiden einigen Begriffe trennen, von mir und dem Gottlosen. Ich bin gerecht. Satan der Gottlose.“

Der Missionar und Jesuitenpater Paoletti schrieb ein Buch gegen S. Thomas, darin ein Gemälde, das alle im Tabernakel gebrauchten Geräthe abgebildet enthält, um den künftigen Zustand der Adamssöhne in Rücksicht auf die Vorsehung zu bestimmen. Der göttliche Wille und der menschliche Wille werden durch zwei in entgegengesetzter Richtung rollende Kugeln dargestellt, die an einem gemeinsamen Mittelpunkt zusammentreffen.

Die Titel ihrer Werke sind bei Allen überladen. Ich besitze ein Buch, wo der Titel allein 18 Zeilen einnimmt, abgesehen von einer Anmerkung, die den Titel selbst erklären zu wollen scheint.

Das italienisch geschriebene Werk eines Sozialisten in Australien hat einen Titel in Triumphbogenform.

So verräth schon der Titel bei fast Allen den Narren. Statt anderer folge hier der Titel eines Werkes von Démons: „La démonstration de la quatrième partie de rien est quelque chose, tout est la quintessence tirée du quart de rien et des dépendances, contenant les préceptes de la sainte magie et dévotes invocations de Démons pour trouver l'origine des maux de la France.“

Viele haben die Grille, Zahlenreihen zwischen die Zeilen einzuschieben, wie es die Paralytischen mitunter thun. In einem verrückten Opus von Sobbirà, betitelt 666, steht neben jedem Verse die Zahl 666. Sonderbarerweise erschien gleichzeitig ein englisches Werk von einem gewissen Poter über die

Zahl 666, worin diese für die vollkommenste Zahl, die es giebt, erklärt wurde.¹

Auch Lazzaretti hatte für diese Zahl eine Vorliebe. Spandri, Levron und C. ebenso für die Zahl 3.

Eigenthümlich ist ihnen wie den Irren die Neigung, Worte oder ganze Sätze auf derselben Seite hundertmal zu wiederholen. So findet sich in einem Kapitel bei Passanante das Wort *il riprovato* (der Gemassregelte) 143 mal.

Es gab Schriftsteller, wie z. B. Wirgmann, die für ihre Werke das Papier eigens fabriziren liessen, so dass die Farbe desselben Blattes verschieden war, wodurch die Kosten ungeheuer hoch wurden. Ein Band von 490 Seiten kostete ihm z. B. mehr als 2200 Pfund Sterling.

Auch eine besondere Art zu schreiben haben sie, Worte mit Druckschrift oder unterstrichen, und sogar in Privatbriefen Doppelreihen, oder die Sätze versartig auseinandergehalten, wie in der Bibel, oder ein Punkt zwischen je zwei oder drei Worten.

Ihre Schönschrift hat darin einen ganz eigenthümlichen Charakter, dass die Buchstaben länglich, stets sehr deutlich sind und gedrängt stehen.

Viele ähneln darin den Irren und übertreffen sie sogar in der Kunst, Wortspiele in die Unterhaltung einfließen zu lassen. Ein gewisser Jasnò suchte die Aehnlichkeit in der Bildung der Worte *main* (Hand) und *semaine* (Woche), in welcher letzteren Gott die Welt erschaffen habe, nachzuweisen. HÉCART, der als Eigenthümlichkeit der Narren die Beschäftigung mit nutzlosen Spielereien bezeichnet, schrieb selbst das Leben der Narren von Valenciennes und ein Buch mit dem seltsamen Titel „*Anagrammata*, Gedicht in 7 Gesängen, 85. vermehrte und verbesserte Auflage (es war die erste), *Anagrammatopolis*, Jahr XIV. der anagrammatischen Zeitrechnung (Valenciennes 1821, in 16^o).

Das ganze Buch besteht durchweg in Umdrehungen von Worten, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen.

¹ DELEPIERRE, l. c

Lecteur, il sied que je vous dise
 Que le dupeur est sans pudeur,
 Que le sbire fera la brise
 Qu'on peut maculer sans clameur etc.

So geht es 1200 Verse lang fort bis zu dem Schlusse, der lautet:

Mois, je vais poser mon repos.

Merkwürdig aber ist das Geständniss des Verfassers, das er am Rande des in der Nationalbibliothek zu Paris befindlichen Exemplares der Anagrammata eigenhändig geschrieben hat: „Das Anagramm ist eine der abgeschmacktesten Thorheiten des menschlichen Geistes; man muss dumm sein, wenn man Gefallen daran findet und noch dümmer als dumm, wer so etwas erfindet.“ Er hat sich also selbst erkannt.

Filopanti erklärt in seinem *Dio liberale* den Erfolg Martin Luthers aus einer Laune Gottes, der Mars in einen Mönch zu verwandeln vorhatte, woraus Martin und aus Martin Luther entsprang.

Der Ursprung des Vegetarianerunsinnes bei Gleizes rührt von einem Traume her, in welchem er das Wortspiel hörte, „Gleizes bedeutet Eglise.“ Von diesem Augenblick an glaubte er sich von Gott dazu berufen, den Menschen seine Lehre zu predigen. —

Die vorherrschendste Eigenthümlichkeit besteht jedoch in ihrer litterarischen Fruchtbarkeit. Pastor Bluet hat nicht weniger als 180 Werke, eines immer geschmackloser als das andere hinterlassen. Wir werden später sehen, dass Mangione, der obenein eine verkrüppelte Hand hatte und nicht schreiben konnte, es sich wiederholt mehr als hundert Thaler kosten liess, um es dahin zu bringen, dass er schreiben könne. — Wir wissen, wie viele Ries Papier Passanante bekleckst hat und wie ihm mehr an der Veröffentlichung eines seiner abgeschmacktesten Briefe, als an seinem Leben gelegen hat.

Guiteau verschmierte so viel Papier, dass die Ausgaben dafür zu einer grossen Schuld anliefen, die er nicht bezahlen konnte. Die Liste des Illuminaten Fox ist so lang, dass der

Bibliograph LOWADES sie nicht mitzuthemen wagte. Howerlands Schrift über Tournay besteht aus 117 Bänden.

Mitunter begnügen sich die Mattoiden damit, ihre Phantastereien niederzuschreiben, sie auch drucken zu lassen, ohne sie zu veröffentlichen. Gleichwohl meinen sie, das Publikum müsse dieselben kennen.

Abgesehen von diesem Ueberfluss an Schaffenskraft ist der Zweck ihrer Schriften meist unbedeutend und thöricht, oder er steht in vollkommenem Gegensatz zu der bürgerlichen Stellung und zu der Bildung, die der Verfasser erworben hat. So machen z. B. zwei Aerzte in Geometrie und Astronomie, ein Chirurg, ein Thierarzt und ein Geburtshelfer in Luftschiffahrt, ein Hauptmann beschäftigt sich mit Ackerbau, ein Sergeant mit Therapie, ein Koch mit hoher Politik, ein Theologe schreibt über Menstruation, ein Kärner über Theologie, zwei Thürster verassen Trauerspiele, ein Steuerbeamter ist mit Sociologie beschäftigt.

Bezüglich der verschiedenen, von Mattoiden behandelten Gegenstände habe ich aus einer Sammlung von 179 Schriften eine Untersuchung angestellt mit folgendem Ergebniss:

51 handeln von Persönlichkeiten	4 betreffen Politik
36 „ über Medizin	4 „ Nationalökonomie
27 „ „ Philosophie	3 „ Landwirthschaft
25 sind Klageschriften	2 „ Thierarzneikunde
7 handeln von Religion	2 „ Litteratur
7 betreffen dramatische Kunst	2 „ Mathematik
6 „ Poesie	1 „ Grammatik
4 „ Astronomie	1 „ Lexikon
4 „ Physik	

ungerechnet die verschiedenen polemischen Artikel und Aufsätze über Mechanik, Magnetismus, die Leichenreden, eine verschrobene Theologie, Untersuchungen über Litteraturgeschichte, Proklamationen.

PHILOMNESTE hat eine Statistik für Europa über 235 Fälle zusammengestellt, die folgendermaassen lautet:

Theologie	82	Philosophie	36
Prophezeiungen (Illuminate).	44	Politik	28

Poesie (Dramen)	9	Physik	1
Sprachen (Grammatik)	8	Zoologie	1
Erotische Litteratur	5	Strategie	1
Hieroglyphen	3	Chronologie	1
Astronomie	2	Hygiene	1
Luftschiffahrt	2	Pädagogie	1
Chemie	1	Archäologie	1

Während bei den Irren die Poesie hervorsteht, ist es bei den Halbirren die Theologie und die Prophezeiungen, welche die erste Stelle einnehmen. Danach folgen die abstrakteren Wissenschaften, zuletzt die Naturwissenschaften. Wohl zu beachten ist die geringe Zahl der Atheisten, deren nur drei unter dem Gewimmel von Philosophen und Theologen vertreten sind (162!). — Dagegen steht der Spiritismus bei den Mattoiden in so hohen Ehren, dass PHILOMNESTE darauf verzichtet, die Unzahl ihrer Abhandlungen zu verzeichnen.

Alle Gegenstände sind dem Mattoiden recht, und wenn sie seinem Berufe und seiner Thätigkeit noch so fern stehen; indes hat er doch eine Vorliebe für die wunderlicheren, unsichereren oder kaum zu lösenden Aufgaben, für die Quadratur des Cirkels, für die Hieroglyphen, für die Erklärung der Apokalypse, für den Luftballon, für den Spiritismus, — Dinge, die man als Zeitfragen und Modeartikel zu betrachten pflegt. Von dem obenerwähnten Démons sagt NODIER: „Er war nicht etwa ein Wahnsinniger, ein Monomane, im Gegentheil, er war ein sehr vielseitiger Narr und immer aufgelegt, jede Seltsamkeit, die ihm vor die Ohren kam, zu wiederholen, ein Chamäleon von Träumer, das die Augenblicksfarben närrischerweise schillern lässt.“¹ So gab es in der Zeit unserer grossen Defizite Dutzende von Finanzreformatoren, die mit Vorschlägen herausrückten, wie Assignaten zu machen, den Juden und Priestern ihre Reichthümer zu nehmen, Zwangsanleihen zu machen. Später kam die soziale Frage und die Religion an die Reihe (Passanante, Lazzaretti, Bosisio, Cianchettini); jetzt steht die Pellagrafrage auf der Tagesordnung.

¹ PHILOMNESTE, *Les fous littéraires*, 1881.

Da ist u. A. Pari, der die Ursache des Pellagra in gewissen Pilzen, die von dem Dache der schmutzigen Hütten auf die Speisen der Landleute herabfallen, wovon diese krank werden, entdeckt hat.

Der Beweis liegt auf der Hand; man photographire den Durchschnitt einer Hütte und bringe das Bild unter ein Mikroskop, und man wird sofort die Pilze in weit grösserer Menge, als in den Häusern der nicht an Pellagra leidenden Landleute finden.

Weshalb erzeugen diese Pilze das Pellagra? — Sehr einfach. Die Pilze enthalten Fungin, eine Substanz, die bei 47° (sic) brennt. Wenn nun die Lufttemperatur 13° und die des Körpers 32° (sic) beträgt, so verbinden sich die beiden Temperaturen und wir brennen. Daher kommt es, dass die Pellagrakranken die Sonnenbrandflecken haben!

Es ist merkwürdig, wie hartnäckig fast alle — so Bosisio, Cianchettini, Mangione, de Tommasi, B. — an den in ihren Schriften ausgesprochenen Grundsätzen hangen. In ihren Schriften nachlässig und albern, wissen sie gleichwohl mündlich vernünftige Antworten zu geben. Mit ein paar Worten widerlegen sie Einwürfe, die man ihnen macht, und vertheidigen ihre Albernheiten so bündig und geschickt, dass der Zuhörer ihre Phantastereien oft für bare Weisheit hält, während sie später ihre Narrheit über Pfunde von Papier sich ergiessen lassen. „Wächter ist wahrhafte Schildwache des Volkes und Regierung die Freiheit, die Cirkulation der Presse,“ lautet ein Satz bei Passanante; den scheinbaren Widersinn erklärt er vor den Sachverständigen dahin: „Die Freiheit der Presse und der ungehinderte Vertrieb der Zeitungen ist der wahre Wächter der Volksrechte.“

Als ich Bosisio fragte, warum er so auffällige Sandalen trage und mitten im Juli mit blossem Kopfe und halbnackt gehe, antwortete er mir: „Um es den Römern nachzuthun und zur Pflege des Kopfes, dann auch, um durch diese Aeusserlichkeiten die Aufmerksamkeit des Volkes auf meine Lehren zu erregen. Würden Sie mich dingfest gemacht haben, wenn ich nicht in solchem Aufzuge erschienen wäre?“

Uebrigens stehen die Mattoiden, ungleich dem Mann von Geist und dem Geisteskranken, durch eine Interessengemeinschaft gebunden, zu einander, namentlich ihrem gemeinsamen Feinde, dem Genie, gegenüber. Sie bilden eine Art von Freimaurerverbindung, die um so mächtiger ist, je weniger sie geregelt ist, weil sie auf dem Bedürfniss beruht, der gemeinsamen Lächerlichkeit, der sie überall erbarmungslos ausgesetzt sind, Widerstand zu leisten, auf dem Bedürfniss, ihrem natürlichen Widersacher die Wurzeln abzugraben oder wenigstens ihn, den Mann von Geist, zu bekämpfen. Zwar hassen sie sich auch untereinander, gleichwohl haften sie für einander, denn wenn sie sich auch jenem gegenüber keiner Siege erfreuen können, so dürfen sie sich doch an den Opfern weiden, die ihnen niemals fehlen, weil der Pöbel nie ansteht, den Mann von Geist dem Mattoiden gegenüber zu opfern. Noch heute giebt es viele praktische Aerzte, die nicht über die Dosimetriker, wohl aber über die Homöopathen lachen, und Akademiker, die Schliemann und Ardigò bespötteln, während sie niemals für den Archäologen Secchi ein Wort des Spottes hatten. Auch die aufgedunsenen und unsinnigen Adressen, die an Coccapieller und Sbarbarò seitens vieler, und zwar weit närrischerer Individuen als die Angebeteten, eingingen, sprechen für unsere Anschauung.¹ Das ist auch der Grund, weshalb zur Zeit der römischen Republik von 1849, trotz des allgemeinen Stimmrechts, der Menge es nicht einfiel, Ciceruacchio ins Parlament zu wählen. Ciceruacchio war grob und derb, aber kein Narr.

Eine Eigenschaft, die der Mattoide vor dem Verbrecher und vor vielen Geisteskranken voraus hat, ist seine oft übertriebene Enthaltensamkeit. Bosisio lebte von Polenta und Salz,

¹ „Haben Sie nicht bemerkt,“ sagt DAUDET (in *Jack*, II., 58) bei Besprechung der Mattoiden, die er Grillenfänger (*ratés*) nennt, „wie diese Leute in Paris sich einander aufsuchen und wie sie zusammenhalten je nach ihrer Art von Klagen, Anforderungen, ihrer hohlen und unfruchtbaren Eitelkeit? Von gegenseitiger Verachtung erfüllt, bilden sie einen Kreis von gefälligen Bewunderern, jenseits dessen für sie nichts als leere Luft ist.“

Passanante von Brot, Lazzaretti begnügte sich oft mit ein wenig Kartoffeln, Mangioni, bei seinen 13 Soldi täglich, mit Erbsen, Bohnen oder Reis. Es ist das wohl erklärlich; sie finden in der Frucht ihrer Gedankenausgeburten hinlängliche Nahrung und Stärkung, gerade so wie die Asketen und grossen Denker. Arm wie sie sind, wollen sie lieber das Wenige, das sie besitzen, aufzehren, um den Triumph ihrer Gedanken zu feiern, als dass sie für ihren Magen Sorge tragen, — um so mehr, da sie fast alle, Cianchettini, Bosisio, Fus. und Mangione, ehrlich und fast übermässig geordnet in ihren Verhältnissen waren. Selbst Schnitzel beschriebenen Papiers bewahrten sie sorgfältig auf und führten Buch darüber.

Kurz, diese in ihren Schreibereien jedenfalls närrischen und den in Anstalten befindlichen Irren ähnlichen Leute sind ganz anders in ihren sonstigen Beziehungen und zeigen darin gesunden Verstand, ja sogar Schlaueit und Ordnungsliebe. Infolgedessen findet man bei ihnen das Gegentheil von dem, was für die wirklich genialen, namentlich bei den von Irrsinn angehauchten genialen Menschen gilt, die fast sämtlich in ihrem Schriftstellerleben mehr Bescheid wissen, als im praktischen Leben.

Daher kommt es auch, dass so viele Erfinder absonderlicher Hypothesen unter den Aerzten als Praktiker sich auszeichnen. Drei solcher sind Direktoren von Hospitälern. Der Verfasser von Scottatinge ist Hauptmann und Kriegskommissar; ein anderer Erfinder von beinahe vorsündfluthlichen Maschinen und Verfasser von mehr als humoristischen Schriften, ist in einem Amte angestellt, das ihn beständig mit gebildeten Männern in Berührung bringt, die ihn sicherlich nicht für irr erklären würden. Fünf sind Lehrer, zwei Universitätsprofessoren, drei Deputirte, zwei Senatoren, einer Staatsrath, ein anderer Rath bei der Präfektur, einer am Kassationshofe, drei Provinzialräthe, fünf sind Priester, fast alle bejahrt und in ihren Aemtern hochgeachtet. Frécot war Maire von Hesloup, Leroux und Asgill Parlamentsmitglieder.

Die mattoiden Theologen Morie, Lebraton, (Joris), Vallé (18 Jahre), Vanini wurden für so bewusst gehalten, dass man

sie leider lebendig verbrannte.¹ Kehler wurde sogar enthauptet, weil er die Korrektur von Joris' Schrift besorgt hatte.

Im folgenden Kapitel werden wir sehen, dass viele andere, Smith, Fourier, Kleinow, Fox, fanatische Anhänger fanden.

Die Ruhe, die sie, trotz ihres zähen Festhaltens an einem Wahne, von den gewöhnlichen Irren unterscheidet, findet man allerdings auch bei Monomanen und zwar als hervorragendstes Kennzeichen derselben. Sogar auch in einigen Stadien der Trunkenheit ist sie nicht selten. Aber diese Ruhe wird doch bisweilen, wie bei jenen, plötzlich unterbrochen und es treten an ihre Stelle Impulse und Delirien, insbesondere dann, wenn stachelnder Hunger und aufregende Leidenschaft ins Spiel kommen, oder wenn verschiedene Neurosen, welche die Krankheit begleiten, resp. erzeugt haben, wiederkehren, wie es bei Cordigliani und Mangione der Fall war. Es darf hierbei bemerkt werden, dass mehrere von ihnen Symptome aufweisen, die für vorausgegangene Störungen im Nervensystem sprechen, Giraud und Spandri hatten Gesichtszuckungen und rechtsseitige Ptosis mit Tiefstand der rechten Augenbraue; bei Lazzaretti, Mangione und de Tommasi wurde Anästhesie festgestellt, bei Cordigliani beobachtete man kurzdauernde Delirien. — P., als Knabe sehr begabt, wurde nach überstandnem Typhus halbirr, Kulmann wurde mit 18 Jahren zum Propheten nach einer Hirnkrankheit. — In Beziehung auf so plötzliche Ausbrüche gewinnen derartige Fälle eine wichtige Bedeutung für die Gerichtsärzte. Weil ähnliche Fälle bei keiner der sonstigen psychopathischen Formen vorkommen, so wird häufig irrigerweise auf Simulation oder Geistesgesundheit erkannt. Noch wichtiger sind derartige Fälle für den Staatsmann, denn wenn man nicht beizeiten für die Internirung der Kranken sorgt, die allerdings im Anfang mehr lächerlich als gefährlich sind, so setzt man sich vielleicht grösseren Gefahren aus, als wenn es sich um ausgemachte Geisteskranke handelt, die sich rasch selbst ver-

¹ Joris' Gebeine wurden in Basel, wo er unter dem Namen Johann v. Brügge 12 Jahre in Frieden gelebt hatte und (1556) gestorben war, 1559 nebst seinen Schriften unter dem Galgen verbrannt. — Joris, Wiedertäufer, Fox, Stifter des Quäkerthums. (Anm. des Uebers.)

rathen und damit Zeit und Mittel an die Hand geben, um sich vor ihnen zu schützen.

Nun giebt es aber noch eine gefährlichere Abart, als diese schreibseligen Narren es sind, das ist die unter dem Namen Querulanten bekannte Klasse.

Leute dieser Art quält beständig der Drang, andere Personen gerichtlich zu belangen, während sie selbst als die Verfolgten sich hinstellen. Sie entwickeln eine seltene Thätigkeit, eine genaue Kenntniß der Gesetze, die sie immer zu ihren Gunsten gedeutet wissen wollen, indem sie alle Instanzen durchgehen und Eingaben auf Eingaben in unglaublicher Menge machen. Viele hängen sich an eine einzelne Person, bieten alles mögliche auf, gehen dann an den König und an das Parlament. Bei letzteren, namentlich bei Parlamentsmitgliedern, finden sie anfangs Glauben oder werden höchstens für übertriebene Bittsteller gehalten, endlich aber, wenn Klienten, Richter und Deputirte der Sache müde geworden, verwandelt sich ihre Prozess- und Schreibewuth in Thätlichkeiten, wofür sie auf Grund ihrer vermeintlich gerechten Sache Verzeihung erhalten zu müssen überzeugt sind. Auch wird ihre Sache bisweilen zu ihren Gunsten entschieden, wozu die alberne Einrichtung der Geschworenengerichte verhilft. So hatte G., nachdem er seinen Prozess verloren, den Grafen Colli mit einem Flintenschuss verwundet und wurde vermöge seiner vor den Geschworenen entwickelten ausgezeichneten Beredtsamkeit freigesprochen. Zehn Jahre später drang er mit bewaffneter Hand in ein Haus ein, das er verkauft hatte, aber wieder in Besitz nehmen wollte, weil er behauptete, es gehöre ihm.

Wie sich der Erotomane in ein Ideal verliebt, das er nie gesehen hat oder von dem er geliebt zu sein wähnt, so machen es diese Leute mit dem Recht, das für sie nicht anders aussieht, als wie es ihnen genehm und vortheilhaft erscheint. Die Advokaten und Richter, die ihnen nicht beipflichten, sind für sie ebenso viele Feinde, die sie mit dem wüthendsten Hasse verfolgen und denen sie all ihr Unglück zuschreiben. Nicht selten machen sie sich in ihrer eigenen Sache zu Richtern, indem sie nach eigenem Belieben ihre Gegner verurtheilen und

dieses Urtheil dann auch wohl selbst ausführen. Ein gewisser B., dem ein Priester vertragsmässig ein Ackerstück entzogen hatte, setzte sich in den Kopf, er habe das Recht, alle Priester seiner Gegend zu schlagen, und begründete diesen Gedanken damit, dass der Katholizismus unserer Regierung feindlich gesinnt sei. Aus demselben Grunde versuchte er eine Kirche anzuzünden — und das Alles in einer Reihe von Erklärungen, die im Grunde ganz sinnig und wenn man will, an sich gerechtfertigt waren, aber nicht in ihrer Anwendung.

Auch diese Kranke haben alle eine ähnliche Schriftform, die aus sehr langgezogenen Buchstaben besteht; auch sie verfahren eigenthümlich mit dem Alphabet.

Ihre Aufgabe bewegt sich in einem engen Kreise persönlicher Erregtheit, und streift nur beiläufig soziale und religiöse Fragen. Gleichwohl mischen sich die persönlichen Interessen dieser Rechthaber nicht selten in die politischen Kämpfe. Und diese Gattung von Leuten ist es, die heutzutage als die gefährlichste auftritt, denn es handelt sich hier im allgemeinen um Individuen, denen eine ungenügende Schulbildung und grosse Noth nicht gestattet, ihren thörichten Phantasien durch die Presse Luft zu machen und die sich dafür durch gewalthätige Handlungen entschädigen. So war es mit Sandou, der Napoleon III. und Billault so vielen Schaden that und der nichts anderes, als ein politisirender Narr war; so auch mit Passanante, Cordigliani, Mangione und Guiteau. KRAFFT-EBING spricht von einem Menschen, der einen Verein der Unterdrückten zum Schutz Derjenigen gegründet hat, die vor Gericht kein Recht erlangen können; auch habe er die bezüglichen Statuten dem König eingesandt.

2. Geistvolle Halbirre (Mattoide). — Abgesehen von den fast unmerklichen Abstufungen zwischen Geisteskranken und Geistesgesunden, zwischen Irren und Halbirren, giebt es noch ein Bindeglied zwischen den letzteren, welche eigentlich die Verneinung des Genius darstellen, und zwischen den wirklich genialen Menschen, — so dass ich in meiner Sammlung Kranke finde, über die ich noch in Zweifel bin, zu

welcher der drei Klassen ich sie zählen soll. Solch Einer ist z. B. Bosizio von Lodi.

Bosizio, 53 Jahre alt, hat einen Kretin zum Vetter; seine Mutter ist gesund und intelligent, sein Vater zwar intelligent, aber ein Trinker; zwei seiner Brüder sind an Meningitis cerebralis gestorben. In seiner Jugend war er Steuerbeamter, wanderte dann 1848 aus, und da er in Turin am Verhungern war, so stürzte er sich zum Fenster hinaus und brach ein Bein. 1859 wurde er als Finanz-Kommissar angestellt und verwaltete sein Amt zur Zufriedenheit bis 1866, wo er, trotz der in seiner amtlichen Thätigkeit bewiesenen Intelligenz und Zuverlässigkeit, ein auffallendes und namentlich für ein Mitglied der stillen Welt der Bureaukratie unerklärliches Benehmen zeigte. Er kaufte nämlich alle Vögel in der Gegend von Buffolengo auf und setzte sie in Freiheit, indem er alle Käfige öffnete; er fing an den ganzen Tag Journale zu lesen und schickte sehr energische Rathschläge an die Regierung ein, wie sie das Abholzen und den Massenmord der Vögel verhindern könne. Aus seiner Stellung mit einem mässigen Ruhegehalt entlassen, musste er plötzlich seine mehr als behäbige Lebensweise aufgeben und beschränkte er sich auf ungesalzene Polenta; allmählich entäusserte er sich aller Kleidungsstücke mit Ausnahme einer kurzen Hose und des Hemdes; sein kärgliches Einkommen verthat er im Ankauf von Journalen und werthlosen Büchern, so wie auf den Druck von kleinen Schriften über die Regeneration der Nachwelt, Schriften, die er überall umsonst vertheilte; so die Kritik meiner Zeit. — Der Schrei der Natur. — Der § 113 des Schreis der Natur.

Wenn man diese Schriften liest und besonders, wenn man Bosizio sprechen hört, so nimmt man wahr, dass er sich in seinem Kopfe ein nicht unlogisches System zurecht gemacht hat. Wir leiden, sagt er, unter den Krankheiten der Trauben, der Seidenwürmer und der Krebse; wir leiden auch an Ueberschwemmungen. Alles das ist die Folge der allgemeinen Verwüstung der Wälder, der Vernichtung der Vögel und der Qualen — hier fängt sein Irrsein an —, die wir ihm dadurch bereiten, dass wir die Eisenbahn über den Erdkreis weg führen.

In Sachen des Staatshaushaltes stehe es schlecht, da wir durch Anleihen die kommenden Geschlechter belasten und schädigen, zu deren Anwalt Bosizio sich macht.

„Die alten Römer,“ sagt er, „haben grosse Anstrengungen auszuhalten vermocht, weil sie sich nicht verwöhnten, wie wir es thun; sie tranken keinen Kaffee. Alles bei uns schädigt die Nachwelt, die im Keime verdorben wird; der Missbrauch der Frauen, die Geldheirathen und eine übelverstandene Barmherzigkeit. Man schützt das Leben von unglücklichen, verkrüppelten, kachektischen Kindern, die sich nicht fortpflanzen würden, wenn man sie bei Zeiten tödtete. Anstatt mit grossen Anstrengungen und Kosten kränkelnde Wesen in Hospitälern zu erhalten, wolle man lieber die kräftigsten und stärksten Individuen unterstützen, wenn sie invalide werden, um dadurch die Rasse zu verbessern. Sind nicht auch die Diebe und Mörder Kranke, die besser aus der Welt geschafft würden zur Behütung der Rasse? — Wie traurig und wie thierisch ist die Habgier der Menschen! Alles gilt ihnen gleich, wenn nur der unersättliche Trieb nach Genuss befriedigt wird; man denkt nicht an die zukünftigen Geschlechter, man bedenkt nicht, dass die Zerstörung oder Verschwendung der Schönheit und der Reichthümer der Natur ein Verbrechen, ein fürchterliches Verbrechen gegen die heiligsten Rechte der Nachwelt ist!

Vielleicht bildet man sich ein, den Massenmord und die Verheerung, die man (unter den Vögeln, Fischen u. s. w.) anrichtet, durch haufenweise Erzeugung von Kindern ersetzen zu können, deren Geist zu überspannen, ihrer Güte und Schönheit zu schmeicheln es nicht weniger als der ganzen Zärtlichkeit eines Mutterherzens, der ganzen Entartung eines zügellosen Schranzen, oder auch der schwach sinnigen sog. öffentlichen Meinung bedarf. Die unselige Zeugungssucht, die alle Völker unerbittlich einem Abgrunde zutreibt, aus dem kein Ausweg ist, erinnert mich an König Midas, der in seiner Liebe zum Golde die Gottheit bat, dass Alles, was er berühre, zu Gold werde; — der Gott willigte ein, aber der ersten Freude über das Gelingen, folgte bald Bestürzung, Traurigkeit, Verzweiflung, denn auch seine Nahrung wurde zu Gold und er

sah sich zum Hungertode verurtheilt. — Malthus hat der Sache wohl nachgedacht.“

Ich glaube nicht, dass es einen zutreffenderen Beweis für ein reges und zugleich krankes psychisches Leben geben kann. — Wer CL. ROYERS und A. COMTES Schriften kennt, der wird unter allen Ideen Bosizios keine wirklich krankhafte erkennen, als die, kein Salz geniessen zu wollen, die er übrigens mit der Beobachtung vertheidigt, dass die Wilden ohne Salzgenuss gesund und kräftig verbleiben, — ferner seinen Hass gegen die Eisenbahnen, welche den Erdkreis verderben und seine Gewohnheit halbnackt umherzugehen. Zudem rechtfertigt er sich wegen dieser Sonderbarkeiten sehr geschickt, indem er an die altrömische Einfachheit und an die zum Theil begründete Beobachtung erinnert, dass die Haare dadurch länger erhalten werden. Ueberdies aber bemerkt er ganz richtig, ohne diese auffällige Kleidertracht würde er die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Person und damit auf die von ihm vertheidigte Idee nicht gelenkt haben. „Würden Sie mich mitten auf der Strasse angehalten und ausgefragt haben,“ sagte dieser neue Alkibiades eines Tages zu mir, „wenn ich nicht so sonderbar gekleidet gewesen wäre? Es ist die Reklame, die ich für mein Apostolat auf eigene Rechnung mache.“

Ein wirkliches Erkennungszeichen der Krankheit kann gleichwohl in dem Gebrauch gefunden werden, den Bosizio von den politischen Journalen macht, — da er kein anderes Mittel habe, aus dem er seine Kenntniss der modernen Gesellschaft schöpfen könne. Er legt nämlich den geringsten Mittheilungen, die er in jenen Senkgruben der Politik findet, die höchste Wichtigkeit bei, — gleichviel ob ein Kind in Lissabon ins Wasser gefallen, eine Frau sich den Unterrock verbrannt hat — sofort sieht er darin den Beweis für die Entartung des Menschengeschlechtes. — Der Arzt wird zwar sich darüber verwundern, dass ein Mann bei dem blossen Genusse ungesalzener Polenta kräftig bleiben kann. Bosizios Gesundheit ist in der That dauerhaft, er macht täglich mehrere Meilen zu Fuss. Der Psychologe kann nicht umhin,

den Fall so zu deuten, dass der Wahnsinn als Sauerteig für die Geisteskräfte dient, die er bis fast zur Höhe des Genies auftreibt, trotz alles dessen aber doch die Trauerfarbe der Krankheit darauf zurücklässt.

Es ist gewiss, dass unser Bosizio unter anderen Verhältnissen, wenn er statt ein armer Steueraufseher zu werden, z. B. die Rechte oder Medizin hätte studiren oder einen Unterricht geniessen können, den ihm erst ein trauriger Zufall unter maniakalischem Einfluss verschaffte, — dass er Clemence Royer, Comte oder wenigstens Fourier ähnlich geworden wäre; denn das System des letzteren ist im Grunde dem seinigen in vielen Punkten ähnlich, mit Ausnahme dessen, was er an Eigenem, oder vielmehr an Ungeeignetem, an Irrsinnigem, hinzuzuthun vermochte.

Denken wir an die Reinheit seiner Sitten, an seine geordneten Verhältnisse — können wir ihn dann einfach mit dem Ausdruck verrückt bezeichnen? Denken wir ferner an die verhältnissmässige Neuheit seiner Ideen, dürfen wir ihn dann mit den vielen oben beschriebenen geschmacklosen Narren zusammenwerfen? Gewiss nicht.

Nehmen wir an, Joseph Ferrari hätte anstatt einer höheren Bildung nur den Unterricht wie Bosizio genossen, so hätten wir sicherlich an Stelle eines von der Welt mit Recht bewunderten Gelehrten etwas Aehnliches wie an Bosizio gehabt, denn zweifellos gehören die Systeme über geschichtliche Arithmetik mit den Königen und Republiken, die regelmässig zu bestimmten Perioden zu Grunde gehen, wie es der Laune des Verfassers beliebt, — ins Bereich der Psychiatrie.

Dasselbe darf man von Michelet sagen, wenn man an seine Phantasie-Naturgeschichte denkt, an seine akademischen Schmutzgeschichten, an seine unglaubliche Eitelkeit¹ und seine letzten Bände der *Histoire de France*, die in eine Pfütze

¹ „Meine Schriften: *Insecte* und *Oiseau* haben eine ganze Litteratur hervorgerufen. — Ich habe die Geschichte eine Auferstehung genannt. — Das ist der geeignetste Titel für meinen vierten Band . . . — 1870, da Alles schwieg, war ich es allein, der sprach. Mein Buch, das in 40 Tagen zu stande kam, war die einzige Vertheidigung des Vaterlandes.“

skandalöser Anekdoten und toller Paradoxen auslaufen;¹ ferner von Fourier und von seinen Anhängern, die mit mathematischer Sicherheit behaupten, in 80 000 Jahren werde der Mensch 144 Jahre alt werden, an Dichtern werde es 37 Millionen und an Geometern von der Grösse Newtons gleichfalls 37 Millionen geben. Auch von Lemer cier, unter dessen sehr schönen Dramen sich welche befinden, wo die Ameisen und die Seekälber des Mittelmeeres Gespräche miteinander führen; — von Burchielli, der die Maler auffordert, ein Erdbeben in der Luft darzustellen und der einen Berg beschreibt, der einem Glockenthurm eine Brille aufsetzt. Dasselbe kann man auch dem Erben des Confucius nachsagen, der als Astronom einen liberalen Gott verschafft; von dem Pseudo-Geologen, der ein geheimes Mittel zum Einbalsamiren besitzt, was jeder unserer Assistenten zu leisten im stande ist, und der die Welt durch die Leichenverbrennung zu reinigen verspricht.

Ein Mann, der viele Jahre lang an einer grossen Universität Italiens Vorträge hielt, macht in seinen Schriften aus den Cagots einen Volksstamm und bringt ein gewisses Instrument zur Rettung Ertrunkener in Vorschlag, womit man einen gesunden Menschen ersticken könnte, — derselbe verordnet kalte Bäder bis zu -20° und spricht vom Nutzen, den das Seewasser infolge der Ausdünstungen der Fische leisten könnte. Daneben enthalten seine Schriften sehr viel Gutes und sind auch in einer zweiten Auflage erschienen. Keiner seiner Kollegen ist jemals darauf gekommen, ihn für irrsinnig zu halten. In welcher Klasse soll man ihn nun unterbringen? Doch wohl in der Zwischenstufe von Geistesstörung, Genie und Schreibewuth (Graphomanie). Mit dem Schreibewüthigen hat er die Zwecklosigkeit, das ruhige und hartnäckige Aufsuchen von Paradoxen gemein.

¹ Das Tagebuch über die Verdauung Ludwigs XIV. dient ihm als geschichtliches Dokument und daraufhin theilt er L.s Regierungszeit in die Zeit vor und in die nach der Fistel. — Ferner: „Von der ganzen alten Monarchie blieb Frankreich nichts als ein Name übrig, der Heinrich IV. und zwei Lieder: Gabrielle und Marlborough.“

Italien hat überdies, wie ich in meinem Buch „*Tre tribuni*“ nachweise, zwei Mattoide gehabt und auf ein Viertelstündchen verehrt, nämlich Coccapieller und Sbarbarò, die unter einem Wust unsittlicher, trivialer, sich widersprechender und paradoxer Gedanken Geistesblitze sehen liessen, die man sich lediglich aus dem mindern Widerwillen und aus der grösseren Empfänglichkeit für neue Ideen erklären kann.¹

2. Die Verkommenen. — Die Kenntniss dieser neuen Klasse von litterarischen Narren erklärt uns die gezierten französischen Schriftsteller aus der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts und die jetzigen Parnassier, Symboliker und die Verkommenen.

„Ich habe ihre Verse gelesen, schreibt LEMAITRE (in *Revue pol. et littéraire*, 1888, n. 1) und nicht einmal so viel daraus entnommen, wie der Truthahn in der Fabel, der doch etwas ersah, wenn auch nicht deutlich: Ich wusste nicht, was ich aus diesen nach den Regeln der Syntax aneinandergeketteten Wörterreihen machen sollte, die einen Sinn zu haben scheinen und doch keinen haben und unsern Verstand boshafterweise im leeren Raume gespannt erhalten, ähnlich wie ein falscher Rebus oder ein Räthsel, für welches das Wort fehlt ...

En ta dentelle où n'est notoire	Mon doux évanouissement,
Taisons pour l'être sans histoire	Tel voeu de lèvres résumant.
Toute ombre hors d'un territoire	Se teinte itérativement
A la lueur exhalatoire	Des pétales de remuement ...

„Einer der Ihrigen, Stephan Mallarmé, hat uns indes über ihre Ziele in einem Büchelchen mit dem bescheidenen Titel *Traité du Verbe* aufgeklärt. Daraus erkennt man, dass sie (wie es scheint) zwei Dinge erfunden haben: das Symbol und die poetische Instrumentation.

Die Erfindung der Symboliker besteht vielleicht darin, nicht zu sagen, welche Gefühle, Gedanken oder Geisteszustände sie durch Bilder ausdrücken. Aber das ist nicht neu. Ein Symbol ist, kurz gesagt, eine langgedehnte Vergleichung, von der man nur den zweiten Theil ausdrückt, ein

¹ Vgl. LOMBROSO, *Tre tribuni*, p. 119—121.

System von zusammenhängenden Gleichnissen. Kürzer, das Symbol ist die alte „Allegorie“ unserer Vorfahren.

Hier nun die zweite Entdeckung der starren Symboliker.

Seit Homers Zeiten meint man schon gewisse Beziehungen, Zusammenhang und Verwandtschaft zwischen Tönen, Formen und Farben mit gewissen Seelenzuständen finden zu können. Man fühlte z. B. heraus, dass das gehäufte A eine Bedeutung für den Ausdruck der Frische und Friedlichkeit in dem Verse VIRGILS habe, wo es heisst: *Pascitur in silva magna formosa juvenca*.

Man wusste wohl, dass die Töne lebhaft oder schwommen sein können, wie die Farben, traurig oder heiter wie die Gefühle. Aber man hielt diese Aehnlichkeiten und Beziehungen für etwas flüchtiger Natur, nicht für konstant und nothwendig, und man meinte zum mindesten, sie würden durch den Sinn der Worte bedingt, aus denen der musikalische Satz bestehe.

Man höre aber. Diesen Herren gilt das A für schwarz, das E für weiss, J für blau, O für roth, U für gelb.

Schwarz ist ihnen die Orgel, weiss die Harfe, blau die Violine, roth die Trompete, gelb die Flöte.

Die Orgel drückt das Eintönige, Zweifelhafte und die Einfalt aus, die Harfe Heiterkeit, die Violine Leidenschaft und Bitte, die Trompete Ruhm und Huldigung, die Flöte das Ungebundene und Lächeln.

Was die heutigen Symboliker nun noch vom Sinn der Worte halten, dahinter ist schwer zu kommen. Es kann indes nicht viel sein; ich wenigstens kann die Stellen, wo sie dunkel sind, nicht wohl von den Stellen unterscheiden, wo sie ganz und gar unverständlich sind.

Kurz, eine Dichtung ohne Gedanken, zumeist primitiv und spitzfindig, die keine fortlaufende Ideenreihe ausdrückt (wie es die klassische Poesie thut), noch auch die physische Welt in scharfen Umrissen wiedergiebt (wie die Poesie derer vom Par-nass), sondern nur Stimmungen, aus denen wir nur Weniges herauslesen, wo die Sinnesempfindung aufs Engste mit dem

Gemüthseindruck verbunden ist und wo der Gemüthseindruck so rasch und natürlich aus der Sinnesempfindung entspringt, dass wir unsere Empfindungen nur auf's Gerathewohl, wie sie gerade kommen, aufzuzeichnen brauchen, um damit die Stimmung auszudrücken, die sie in unserer Seele erregen.

Verstehen Sie das? . . Ich auch nicht. Man muss betrunken sein, um so was zu verstehn. (LEMAITRE.)

Ich begreife bloss, dass die Poesie, die ich zu erklären versuche, nur die eines einsiedlerischen Neuropathen oder fast Irren sein kann — und dass sie sich auf den Grenzen zwischen Vernunft und Blödsinn bewegt. Gleichwohl zählen diese Mattoiden einen Mann von Geist zu den Ihrigen, — Paul Verlain. Hören wir, was LEMAITRE von ihm sagt: „Ich halte ihn für fast ganz unwissend. Sein Kopf ist auffällig, das Profil wie das des Sokrates, eine ungeheure Stirn, ein Schädel wie eine Pfanne aus Kupferblech. Er ist roh, weiss nichts von Gesetz und Sitte. Eines Tages verschwindet er. Was ist aus ihm geworden? Ich meine, man wird ihn aus der Gesellschaft ausgestossen haben; ich meine ihn hinter einem Kerkergitter zu erblicken, wie François Villon, nicht, weil er sich aus Liebe zum Bummelleben zum Genossen von Dieben und Uebelthätern gemacht hätte, sondern weil er aus falscher Empfindlichkeit sich durch einen unwillkürlichen, wie im Traum versetzten Dolchstoss, wegen einer Liebe gerächt hat, die von den Gesetzen und Sitten des modernen Occidentes nicht gebilligt wird.

Aber wenn er auch vor der Welt gesunken ist, so bleibt er doch rein. Er bereut in Einfalt, wie er gesündigt hat — mit einer katholischen Reue, aus Schrecken und Rührung, ohne Beschönigung und ohne geistigen Hochmuth; er bleibt in seiner Bekehrung wie bei seinem Fehl ein rein sensitives Wesen . . .

Vielleicht hat später eine Frau seiner sich mitleidig angenommen und er hat sich wie ein Kind leiten lassen. Er kommt wieder zum Vorschein, hält sich aber wie früher fern. Nie hat man ihn auf dem Boulevard, nie im Theater oder in einem Salon gesehen. Er steckt in irgend einem Winkel von

Paris, wo er im Hinterzimmer eines Weinhändlers seinen Schoppen Landwein trinkt. Er hält sich von uns so abseits wie ein unschuldiger Satyr im Walde. Ist er krank oder ohne Mittel, so sorgt irgend ein Arzt aus alter Bekanntschaft für sein Unterkommen im Spital; da wartet er und schreibt Verse, wunderliche und traurige Lieder umsummen ihn aus den Falten der frostigen weissen Bettvorhänge. Er ist nicht ausrangirt; er rangirt überhaupt nicht. Sein Fall ist ein besonderer und seltener. Er findet das Mittel, in einer civilisirten Gesellschaft zu leben, als ob er in der freien Natur lebte.

Der Einfluss einiger gleichzeitigen Dichter mag wohl auf ihn gewirkt haben, indes nur insofern, als sie in ihm die höchste Schmerzempfindung geweckt und blossgelegt haben. Eigentlich hat er kein Vorbild. Die Sprache macht er sich in seiner Weise zurecht, nicht wie unsere grossen Dichter es thun, weil er sie kennt, sondern wie die Kinder, weil er sie nicht kennt. Er giebt unbekümmert den Worten einen nicht üblichen Sinn.

Was man nicht erwartet, ist, dass dieser Dichter, den seine Schüler für einen vollendeten Künstler halten, zu Zeiten, (wagen wir es auszusprechen) wie der Schüler einer Gewerbeschule, wie ein Militäarchirurg oder ein Pharmazeut zweiter Klasse schreibt, wenn sie lyrische Anwandlungen haben.

Es ist lustig, wenn man dann sieht, dass er den fehlerlosen Künstler spielt, der seine Strophen feilt und meisselt, wenn er nichts von Inspiration wissen will und in seliger Stimmung schreibt:

Wir, die wir die Worte wie Becher meisseln und kaltblütig rührende Verse machen . . . das, was uns fehlt, es ist bei Lampenlicht erworbenes und dem Schlaf abgerungenes Wissen.

Doch hat dieser ungewandte Schriftsteller wieder, ich weiss nicht woher, Verse von höchster Anmuth, von einer Zartheit, die nur ihm eigen ist und die vielleicht aus der Vereinigung dreier Dinge, von dem Schmelz der Töne, von der Reinheit des Gefühls und von dem Halbdunkel der Worte herrührt. Er spricht z. B. von einer ihm unbekannten Frau, von der er träumt, sie liebe, sie verstehe ihn ganz und sie weine mit

ihm, denn, fügt er hinzu: Ihr Name? Ich weiss nur, dass er süß und wohlklingend ist, wie die Namen der Geliebten, die das Leben in Bann that. Ihr Blick gleicht den Blicken der Statuen und ihre ferne, ruhige, ernste Stimme ist weich und biegsam wie die theuern Stimmen der nunmehr Verstummen.

Auch das Herbstlied liebe ich sehr, obgleich gewisse Ausdrücke darin, wie bleich und bekloffen (*blême et suffoquant*) nicht recht zu dem kurz davor erwähnten „Schmachtend Verlangen (*langueur*) passen (?).

Herbstlied.

Der Herbstestöne	<i>Les sanglots longs</i>
Seufzend Gestöhne	<i>Des violons</i>
Verwundet mein Herz.	<i>De l'automne</i>
Eintöniges Bangen,	<i>Blessent mon coeur,</i>
Schmachtend Verlangen	<i>D'une langueur</i>
Machen mir Schmerz.	<i>Monotone.</i>
Bleich und bekloffen,	<i>Tout suffoquant</i>
Wenn die Stunde gekommen,	<i>Et blême, quand</i>
Denk' ich allein	<i>Sonne l'heure,</i>
An der alten Tage	<i>Je me souviens</i>
Freuden und Plage	<i>Des jours anciens</i>
Und weine und wein' —	<i>Et je pleure.</i>
Und fort dann geschwinde	<i>Et je m'en vais</i>
Mit schlimmem Winde!	<i>Au vent mauvais</i>
Doch sterbensmatt	<i>Qui m'emporte</i>
Von Ort zu Ort,	<i>De ça de là</i>
Bald hier, bald dort,	<i>Pareil à la</i>
Wie ein todt's Blatt.	<i>Fueille morte.</i>

Die heilige Jungfrau besingt er in einem sehr schönen Gesange.

Marie nur, meine Mutter, liebe ich fortan. ...

— — — — —
 Ich war noch schwach und arg und wollte
 Die Händ' und Augen still nicht halten;
 Sie lehrte mich das Auge senken, Hände falten
 Und auch die Worte, die ich beten sollte.

Für mein Bemühn um Kreuz und Wunden —
 Wenn ich sie rufe, stärkt sie mir das Herz.

Und wie lieblich sind die Dinge, die ihm die Andacht einflösst!

So hört mein Liedchen anspruchlos,
Von Thränen, euch zu Lieb' erweicht;
Es ist so zart, wohl gar zu leicht, —
Ein Wasserschauer über Moos!

Es spricht die Stimme wohlbekannt:
In Liebe Leben nur besteht,
Und Hass und Neidgefühl vergeht,
Sobald der Tod uns übermannt.

Vernehmt dess Stimme, der erdacht
Den Spruch, den uns sein Grabstein lehrt:
Nichts ist der Seele höher werth,
Als was den Schmerz ihr linder macht.

Ich gedenke nur des Bösen, das ich gethan . .

Von allen meinen Lebenswirren,
Von allem Unglück, das mich umgetrieben,
So mich wie Andr', in mannigfachem Irren,
Ist nichts als Gottes Güte mir geblieben.

Aber schon in den saturnischen Gedichten begegnet man Stücken, die wegen ihrer Wunderlichkeit schwer unterzubringen sind, die entweder von einem etwas närrischen oder von einem Dichter herrühren, der schlecht geschlafen hat, dessen Hirn noch von Traumdünsten oder von den Dünsten der genossenen Getränke benebelt ist, so dass er die äussern Gegenstände wie durch einen Schleier erblickt, und dem die Worte über Gedankenlücken zuzufliessen scheinen.

Man höre z. B. folgendes, im Original und in ungefährer, nothdürftiger Nachbildung:

La lune plaquait ses teintes de zinc
Par angles obtus;
Des bouts de fumée en forme de cinq
Sortaient drus et noirs des hauts tois pointus.

Le ciel était gris. La bise pleurait
Ainsi qu'un basson.
Au loin un matou frileux et discret
Miaulait d'étrange et grêle façon.

Moi, j'allais rêvant du divin Platon
 Et de Phidias,
 Et de Salamine et de Marathon,
 Sous l'oeil clignotant des bleus becs de gaz.

Zinkfarben streut des Mondes Licht,
 Stumpfwinklige umher;
 Vom Spitzdach auf steigt schwärzlich, dicht
 Der Rauch in Ballen schwer.

Griesgram der Himmel. Es weint gar laut
 Der Nord im Bass.
 Von fern ein frostiger Kater miaut
 Sein Lied' ohn' Unterlass.

Ich ging und träumte von Phidias,
 Von Plato, dem Göttersohn,
 Im zwinkernden Auge das Blau des Gas,
 Von Salamis, Marathon.

Und das ist alles. — Was ist es denn aber? — Ein Eindruck; ein Eindruck, den ein bei Nacht durch die Strassen von Paris bummelnder Herr gewonnen hat, der an Plato und Salamis denkt und der es drollig findet, an Salamis und Plato „angesichts der Gasflammen“ zu denken.

Was ist aber Drolliges daran? — Ich weiss es nicht.

Liebt die Vernunft und was ihr schreibt, ganz
 Allein verdanke ihr nur seinen Werth und Glanz.

Man möchte beinahe sagen, P. Verlain sei der einzige Dichter, der nichts anderes als Gefühle und Sinneseindrücke ausgedrückt hat und der sie einzig und allein für seine Person wiedergiebt, was ihn der Mühe enthebt, ihren Zusammenhang nachzuweisen, den er ja kennt. Dieser Dichter hat nie danach gefragt, ob man ihn verstehe und hat niemals etwas zu beweisen getrachtet. Darum ist es fast unmöglich, eine Blumenlese, einen Auszug aus seinen Gedanken herzustellen. Man kann sie nur als einen Abklatsch seines Seelenzustandes bezeichnen, als Halb-Trunkenheit, als Sinnestäuschung, unter der die Gegenstände entstellt und einem unzusammenhängenden Traume ähnlich werden; ein Unbehagen der Seele, die im

Grauen vor dem Geheimnissvollen kindliche Klagen ausstösst, dann ein mystisches Schmachten und Süssthun, Befriedigung in der katholischen Auffassung des Universums in all' ihrer Naivetät.

In Paul Verlains Poesie findet sich etwas von unfreiwilliger und unvernünftiger Vertiefung. Er äussert fast niemals Dinge bei vollem Bewusstsein und bei ungetrübter Vernunft. Aus diesem Grunde ist sein Lied nur ihm (wenn es das ist) verständlich. Auch sein Rhythmus ist manchmal nur ihm begreiflich. Ich spreche nicht von den eingelegten weiblichen Reimen, von den Alliterationen und Assonanzen in der Mitte des Verses, die kein anderer so häufig und mit solcher Wirkung benutzt hat. Es ist vielmehr sein doppeltes Wesen. Von der einen Seite zeigt er eine sehr kunstvolle Art, eine Art von „*Ars poetica*“ spitzfindig und mysteriös, zu der er, meines Erachtens, erst spät gelangt ist.

Vor Allem die Musik! da zieh' ich vor
Das Ungleichmäss'ge, das Verschwommne,
Das Luftige, das Unvollkommne,
Nicht Schwierige, nicht Zierige — für's Ohr.

Nicht achtlos sei das Wort von dir gewählt!
Nichts hübscher, als wenn angesäuselt
Das Lied ist und von Grau durchkräuselt,
Und Ungenau sich mit Genau vermählt.

Denn um Nuance handelt es sich hier.
Oh die Nuance! sie giebt das Gelöthe
Von Traum mit Traum, von Horn mit Flöte.
Nichts da von Farbe! Nuance wollen wir!

De la musique avant toute chose,
Et pour cela préfère l'impair
Plus vague et plus soluble dans l'air,
Sans rien en lui qui pèse ou qui pose.

Il faut aussi que tu n'aïlles point
Choisir tes mots sans quelque méprise:
Rien de plus cher que la chanson grise
Ou l'indécis au précis se joint...

Car nous voulons la nuance encore,
 Pas la couleur, rien que la nuance!
 Oh la nuance seule fiancée
 Le rêve au rêve, et la flute au cor...

Andererseits ist er ganz einfach.

Ich kam zur Stadt, ich arme Waise, —
 Ein ruhig Auge mein einzig Gut, —
 Sie fanden mich nicht übel,
 Die Männer in der grossen Stadt.

Je suis venu, calme orphelin,
 Riche de mes seuls yeux tranquilles,
 Vers les hommes des grandes villes,
 Ils ne m'ont pas trouvé malin.

oder:

Vor Küssen fürcht' ich mich	J'ai peur d'un baiser
Wie vor Bienenstich.	Comme d'une abeille
Vor Weh find' ich nicht Ruh	Je souffre et je veille
Und mache kein Auge zu.	Sans me reposer;
Vor Küssen fürcht' ich mich.	J'ai peur d'un baiser.

Soweit Lemaitre.

Man sieht, dass die Leute des Niederganges, in Uebereinstimmung mit unserer Diagnose, genau den litterarischen Halbirren mit dem Anschein des Neuen in ihrer alten Hohlheit entsprechen; aber auch, dass es unter ihnen wirkliche Genies giebt, die inmitten der oft vorsintfluthlichen Zerrbilder der halben Verrücktheit den neuen Ton treffen.

Alle diese Fälle zeigen uns, dass die Abstufungen, die Uebergänge zwischen Irrsinn und Geistesgesundheit keineswegs hypothetische sind, wie LIVI meinte. Es steht vielmehr vollständig in Uebereinstimmung mit der ewigen Entwicklung, die wir im Reiche der Natur beobachten, einer Entwicklung, die niemals sprungweise, sondern durch allmähliche Umwandlungen und Uebergänge vor sich geht.

Man weiss ja auch, wie zahlreich die Halb-Kretins, die Halb-Rhachitischen und leider auch die Halb-Gebildeten sind!

Nun ist es natürlich, dass ähnliche Abstufungen, wie die bei der seltsamen litterarischen Narrheit, auch unter den

Formen des Verbrecherwahnsinns sich finden und dass folglich viele unter den vermeintlich schuldigen oder irren Personen nur zur Hälfte verantwortlich sind, obgleich trotzdem es keinem menschlichen Wesen gelingt, die Grenze mit unfehlbarer Sicherheit zu ziehen.

Dabei ist die Beobachtung von Interesse, dass der Irrsinn je nach den verschiedenen Zeiten ein verschiedenes Gesicht zeigt.

Im Mittelalter, in Spanien oder auch in Mexiko würde Bosizio z. B., der als Beschützer der Vögel und als Märtyrer der Nachwelt auftritt, sich als hl. Loyola oder Torquemada gezeigt, der entschiedene Gottesleugner, sich in einen Ultra-Katholiken verwandelt haben, der auf Befehl eines grausamen Gottes Menschenopfer bringt; — wir stehen aber im Jahre 1870 und wir sind in Italien.

Dieser Fall macht es uns begreiflich, wie es möglich war, dass in entfernten Zeiten und bei wilden oder wenig civilisirten Völkern so häufig Fälle von epidemischem Wahnsinn aufeinander folgen konnten, und dass so viele geschichtliche Ereignisse aus dem Wahnsinn eines einzigen oder einiger wenigen Individuen hervorgehen konnten; Beispiele sind die Wiedertäufer, Flagellanten, die Hexen, die Revolution der Taipings. Der Wahnsinn erzeugt bei einigen Wenigen wunderliche Vorstellungen, Zerrbilder, bisweilen von riesenhafter Gestalt und wenn eine tiefe Ueberzeugung dieselben in Thaten umgesetzt hat, so schleppen sie die schwachen Massen nach. Die Massen lassen sich um so mehr verführen durch eine auffällige Bekleidung und Haltung, durch die Enthaltung von Speisen (was nur eine solche Krankheit zu stande bringt), je weniger diese Erscheinungen dem rohen Verstande begreiflich sind, der sie daher zum Gegenstande der Verehrung stempelt. Der Unwissende betet ja immer das an, was er nicht begreift.

Unserm Hallucinant stand in der That alles zu Gebot, was die Menge in gutem Glauben erhalten konnte, die Kraft gewisser Grundsätze, die Muskelkraft, die Entbehrungen, die Uneigennützigkeit, das Selbstvertrauen.

Nur Eines fehlte ihm: Die günstigen Zeitläufte. Sonst hätte unser Italien in Bosizio seinen Mohammed gefunden.

4. Die Mattoiden in der Kunst. — Es giebt noch eine besondere Klasse, die sich den schönen Künsten gewidmet hat.

Als es sich um den Preisbewerb in Rom behufs Errichtung eines Denkmals für Victor Emanuel handelte, da kamen sie aus allen Ländern zum Vorschein. In Dossis merkwürdigem Buche finden wir nicht weniger als 39 unter 296, also 13 %, und diese Zahl würde auf 25 % anwachsen, wenn man noch 38 andere hinzuzählte, die nicht bloss mattoid, sondern geradezu dumm waren.

Der allgemeine Charakter dieser Entwürfe ist die Dummheit. Ein Vorschlag ging dahin, einen grossen viereckigen Steinkasten ohne Gesims, eine Art von Seidenraupen- oder Vogelhaus aufzustellen, das der Bewerber einen viereckigen Thurm nannte — worin die Gebeine des Königs aufbewahrt und vor dem zerstörenden Einfluss des Tiberwassers geschützt werden sollten. — T's Monument, „bestimmt, die Jahrhunderte zu überdauern“, besteht aus einer von Obelisk, von 4 Treppen und von 4 Dreiecken, jedes von 12 kleinen Pfeilern, im ganzen von 48, umgebenen Säule. Auf die Pfeiler sollten Büsten, auf die Säulchen die Statuen hervorragender Italiener kommen; 6 Statuen sollten jedoch für immer beim Tode unserer Berühmtheiten Sella, Mamiani u. s. w. gewechselt werden. In diesem Falle darf man sagen: „Es sterbe der Astrolog.“

Ein Anderer, oder vielmehr zwei Andere, bringen rings um die beabsichtigten Säulen Zimmer zur Bequemlichkeit für Personen beiderlei Geschlechts an, die das Denkmal besuchen und zwar, um ihnen die Mühe zu ersparen, zur Befriedigung eines Bedürfnisses den Ort der Erholung verlassen zu müssen und damit sie nicht Schmerzen leiden, bis sie ein ihrem Vorhaben entsprechendes Lokal auffinden.“ Die Idee ist wahrhaft geistreich und anständig! — Merkwürdig ist andererseits die Eifersucht, die Aehnlichkeit im Uebelthun, die bei ihnen Allen herrscht. Fast Alle plündern nämlich die berühmtesten Denkmäler in dem Sinne, dass sie sie abtragen wollen. — Alle ergehen sich zudem in den seltsamsten allegorischen Symbolen, Auf- und Inschriften. Einige Entwürfe sind eigentlich nichts

als umfangreiche Schriftstücke, die von Rassen, Verkuppelungen, Kabalen, kurz von allem, nur nicht von dem armen König handeln; vor allem aber ist die Rede von dem behaupteten Genie des Verfassers.

Darin erscheint nun die bei Allen vorherrschende Charaktereigenthümlichkeit, die bis zu dem Grade angewachsene Eitelkeit, wo Jeder in seinem Machwerk ein erhabenes Meisterwerk erblickt. Einer erklärt, er sei weder Ingenieur noch Baumeister, sondern lediglich von Gott dazu berufen. A. B. schickt seinen Entwurf nicht an die Kommission, weil es ein zu grossartiges Werk sei. Ein Anderer schliesst mit den Worten: „Wie gross ist der Gedanke des Künstlers!“

Fast Alle gehören dem Berufe gar nicht an, in dem sie sich für vollkommene Meister ausgeben. Dossi hat unter den Verfassern der Entwürfe Professoren der Mathematik, Schullehrer, Doktoren der Medizin, Juristen, Militärs, Buchhalter, und endlich solche gefunden, die selbst erklären, nie einen Bleistift oder einen Cirkel gehandhabt zu haben.

Mir dient aber gerade ihre höhere bürgerliche Stellung — und zwar sehr wesentlich — zur Bestätigung des Umstandes, dass es sich hier nicht, wie man vermuthen könnte, um schwachsinnige oder wirklich Geistesranke, sondern um Männer handelt, die man, abgesehen von ihrer Kunstnarrheit, hochachtet. Solcher Art muss der Herr sein, der ein Mitglied der K. Russ. Gesellschaft für Archäologie, der hellenischen Syllaga, ferner Oberbaurath für Rumelien und für die Paläste des Sultans, Ritter u. s. w. und Commandeur ist. Soll man noch höher hinaufsteigen?

Vergleicht man diese dummen Ableger mit den Malereien, die unter dem Einfluss des Irrsinnes entstehen (ich meine nicht die der irrgewordenen Maler, bei denen, wie bei den Dichtern und Musikern, das Talent sich eher abschwächt, als dass es sich erhöht, namentlich in Beziehung auf die fehlerhafte Perspektive, und auf den Mangel an Harmonie der Töne) — welcher Unterschied ist da! Man findet zweifellos sehr oft bei den wirklich Irren Geschmackloses und Missverhältnisse, aber oft auch wahrhafte, grossartige Originalität neben einer eigenartigen

wilden Schönheit, die gewissermassen an die Meisterstücke mittelalterlicher Kunst und namentlich an die der Chinesen und Japaner erinnert, die ausserordentlich reich an Symbolen ist, — kurz man wird sehen, dass hier die Kunst nicht an Mangel an Genie leidet, sondern an Ueberfluss, worunter sie schliesslich selbst erstickt.

Wer sieht endlich nicht ein, dass der Irre, was Kunst betrifft, tausendmal höher steht, als der Mattoide, vielleicht eben so viel höher wie er in Beziehung auf das praktische Leben unter ihm steht, kurz, wer erkennt nicht, dass der Mattoide im Bereich der Kunst dem Schwachsinnigen, und dass ebenso der Irre dem Manne von Geist nahe steht?

Viertes Kapitel.

Politische und religiöse Irre und Mattoide.

Auf Grund vorstehender Erörterungen begreifen wir, wie so die grossen politischen und religiösen Fortschritte der Nationen von Irren oder Halbirren herbeigeführt oder wenigstens eingeleitet werden konnten.¹ — Es kommt daher, weil bei ihnen zu der Originalität, — die den Mann von Geist und die Irren kennzeichnet, namentlich wo die Krankheit zum Genie hinzutritt, — die Schwärmerei sich gesellt, die einen guten Theil Fürsorge für Andere erzeugt, so dass sie ihren eigenen Vortheil hintansetzen und sogar ihr Leben opfern, um die neue Wahrheit zu bezeugen, eine Schwärmerei, die sie oft sogar auf ein Publikum übertragen, das in der Regel jeder Neuerung abhold und sogar geneigt ist, sie mit ihrem Blute dafür büssen zu lassen.

„Bedenken wir,“ sagt MAUDSLEY, „wie oft sie neue Gedankenwege, die gesündern Geistern unbekannt oder unbeachtet

¹ Vgl. LOMBROSO, *Tre tribuni*, p. 1.

geblieben sind, zu entdecken und auf die Dinge ein neues Licht zu werfen geschickt sind. Man begegnet diesem Treiben sogar bei mehreren von ihnen, die weder Geist, noch auch Talent besitzen; sie schlagen bei ihrer Prüfung der Dinge unbetretene Seitenwege ein und nehmen bei ihrem Thun einen dem gewöhnlichen fernliegenden Gang an. Es ist sonderbar, mit welcher Selbständigkeit mancher unter ihnen sich ausspricht sowohl über einfache mechanische Aufgaben, als auch über Fragen und Ereignisse, die das gewöhnliche Denken mit konventioneller Ehrfurcht verschweigt. Darum sind sie in Religions-sachen meist Ketzer, bisweilen reuige, weil sie leicht aus einem Extrem in das andere verfallen, oder sie entwickeln für den Glauben, in den sie sich vertieft haben, einen glühenden Eifer, unbekümmert um jedes Hinderniss, ohne Rücksicht auf den Zweifel, der sich vor den Augen ruhiger Denker erhebt.“

Oft auch sind sie Reformatoren. Selbstverständlich bringen sie nichts fertig, aber sie wecken die durch die Zeitumstände vorbereiteten Dinge aus ihrem Schlummer und bringen sie in Bewegung, ebenso wie sie, zufolge ihrer Neuerungsucht und Originalität, fast immer für die neuesten Entdeckungen und Erfindungen sich begeistern und von da aus zukünftige errathen.

So schrieb Schopenhauer zu einer Zeit, wo der Pessimismus, vermischt mit Mysticismus und Emphase, anfang Mode zu werden, er beschränke sich darauf, alles das in ein philosophisches System zu bringen. Cäsar fand den Boden durch die Tribunen geebnet.

„Wenn eine neue Kultur,“ sagt TAINÉ, „eine neue Kunst ans Licht bringt, so finden sich talentvolle Leute, welche den Gedanken des Publikums ausdrücken und die um einen genialen Menschen sich schaaren, der ihn verwirklicht; so de Castro, Moreto, Lopez de Vega um Calderon, so van Dyck, van Oost um Rubens.

Luther fasste die Ideen vieler seiner Zeitgenossen und Vorgänger zusammen, — man braucht nur an Savonarola zu denken.

Die Kugelgestalt der Erde war schon von St. Thomas und von Dante behauptet, desgleichen Amerika lange vor Columbus entdeckt worden.

Stechen indes die Ideen zu sehr von den herrschenden Vorstellungen der Menge ab, oder sind sie gar zu abgeschmackt, so gehen sie mit ihrem Urheber verloren oder ziehen ihn auch wohl mit ins Verderben.

Arnold von Brescia, Knutzen,¹ Campanella² versuchten es, sich von der Geistlichkeit loszumachen, die weltliche Macht den Päpsten zu entreissen, aber sie mussten dafür büssen und sie erloschen.

Wie der Irre mit den Ansichten der meisten Menschen im Widerspruch steht, so ergeht es anfangs auch dem Reformator, aber er wird schliesslich doch anerkannt, während der Irre allein bleibt im Geleit der Wenigen, mit denen er in Berührung kam. Vor kurzem ist in Indien durch Keshab unter den Brahminen eine neue Religion entstanden, die im Rationalismus und im modernen Skeptizismus wurzelt; offenbar ist aber Keshab mit seinem Wahn einige Jahrhunderte zu früh gekommen, da eine ähnliche Religion sogar bei uns, die wir im Wissen doch etwas weiter fortgeschritten sind, sich keineswegs siegreich behaupten würde, — ebenso hat der Buddhismus auf Indiens Boden, der von den Kasten zu sehr beherrscht wird, nicht Wurzel schlagen können, sondern er hat sich nach China und Tibet flüchten müssen.

Aber Keshab stand unter dem Einfluss eines ähnlichen Irrsinnes, wie wir ihn bei dem obenerwähnten rohen Schwammhändler gefunden haben und bei dem Herrn aus Modena noch

¹ Knutzen, Matthias, aus Schleswig, geb. um 1645, behauptete, es gebe weder Gott noch Hölle — Priester und Obrigkeiten seien überflüssig und gefährlich, die Ehe ein unsittliches Institut, — der Mensch höre mit dem Tode auf. — Es gebe keinen Gott als das eigene Gewissen. — Seine Anhänger nannte er deshalb „Gewissener, conscientarii“ — Alles das ist mit den wunderlichsten Aussprüchen durchmengt.

² Campanella, aus Turin, Dominikaner, von der spanischen Inquisition verfolgt (1610), hält eine 40stündige Tortur standhaft aus; hat Hallucinationen, — stirbt unter dem Schutz des Card. Richelieu 1633.

schildern werden. Obgleich er Rationalist ist, glaubt Keshab doch an Offenbarung und ruft — im Jahre 1879 — aus: „Ich bin der berufene Prophet!“¹

Dasselbe gilt von der Politik. Obgleich die Staatsumwälzungen keinen Bestand haben, wenn sie nicht durch eine lange Reihe von Ereignissen vorbereitet sind, so sind es doch die geisteskranken Genies, die lange vorher, im Vorgefühl der Ereignisse, die Entwicklung beschleunigen, wenn auch die praktische Durchführung für jetzt nicht möglich ist. Sie aber stürzen sich blindlings in die Gefahr, den Insekten gleich, die von Blume zu Blume den Samenstaub tragen, für den es noch vieler Zeit und Stürme bedarf, bevor er befruchtend wirkt.

Kommt zu der unerschütterlichen, fanatischen Ueberzeugung des Irren die berechnende Verschlagenheit des Genies, so sehen wir eine Macht, die jederzeit im stande ist, die von solchen Erscheinungen betäubten und staunenden Massen in Aufruhr zu bringen; eine Macht, die sowohl den Zeitgenossen als auch den fernstehenden Denkern als etwas Seltenes und Ausserordentliches erscheint. Um diese Gewalt unwiderstehlich zu machen, bedarf es nur des Einflusses, den der Irrsinn an sich auf rohe Völker und Zeiten ausübt.

Unter den wilden und halbcivilisirten alten Völkern hat der Irre weniger eine klinische, als eine historische Bedeutung; die Massen fürchten und verehren ihn, oft sogar hat er das Szepter in Händen. — In Indien werden gewisse Irre von den Brahminen gepflegt und um Rath gefragt; zahlreiche Sekten geben das zu erkennen. Im alten Indien trugen die acht Arten der Besessenheit (Dämonomanie) die Namen der acht Hauptgottheiten. Die Jakshia-graha besitzen hohe Intelligenz, die Dewa-graha sind stark, intelligent und werden von den Braminen geliebt und zu Rathe gezogen, die Gandharva-graha dienen den Gottheiten als Sänger. Wie weit die Verehrung der Irren noch heute in Indien geht, erkennt man daraus, dass es 43 Sekten dort giebt, die in ihrem Eifer Gott zu dienen Urin trinken, oder über spitze Kiesel-

¹ Vgl. *Revue des Deux Mondes*, 1880.

steine gehen, oder jahrelang unbeweglich im Sonnenbrande stehen, oder ihrer Gottheit, die sie sich körperlich vorstellen, Gebete, Blumen, Lebensmittel — in Gedanken — darbringen.¹ Für den epidemischen Wahnsinn bei den alten Hebräern und ihren Nachbarn, den Phöniziern, von da bei den Karthagern u. s. w. haben wir die Zeugnisse in der Geschichte und in der Sprache, denn dasselbe Wort bezeichnet den Propheten, den Irren und den Bösen. — Die Bibel erzählt von David, dass er aus Furcht vor Nachstellungen seitens der Philister Wahnsinn simulirt, „seine Geberde verstellte, unter ihren Händen kollerte und sich an die Thür stiess und sein Geifer floss ihm in den Bart, und der König Achis sprach: „Habe ich der Unsinnigen zu wenige, dass ihr diesen herbrachtet?“ (B. SAMUEL. I. Cap. 22, 13). Dieses Beispiel spricht nicht nur für die Menge von Irren, sondern auch für ihre Unverletzlichkeit, die sicherlich auf einem bei den heutigen Arabern noch herrschenden Vorurtheil beruht, weshalb denn auch in der Bibel das Wort *Nevi* für Prophet und Narr beständig gebraucht wird.

Saul, der schon vor seiner Krönung in unerwarteter Weise und zum Staunen aller Anwesenden prophezeit hatte — woher das zum Sprichwort gewordene: „Auch Saul unter den Propheten!“ — fühlte sich als König „von einem bösen Geist des Herrn beunruhigt“ (*ruach elohim rana*) und weissagete, (*vait nava*, d. h. er wurde wüthend, so dass er den Spiess nach David warf). Bei Jeremias heisst es: „Der Herr hat dich zum Priester gesetzt, dass ihr sollt Aufseher sein im Hause des Herrn über alle Wahnsinnigen und Weissager, dass du sie in Kerker und Stock legest“. Jerem. 29. 26. — Im I. Buch der Könige Kap. 18, v. 19 werden 450 Propheten Baals, auch die 400 Propheten des Hains, „die vom Tisch Isebels essen“ erwähnt. Im I. Buch Samuels hören wir von ganzen Haufen Propheten, die nackt umherstreifen, von andern, die ihre Hände verstümmeln und Koth essen. Solcher Art ist noch heute der arabische *Medjdub* und der persische

¹ DUBOIS, *Description of the Caract.*, p. 360.

Devana. „Medjdubin,“ sagt Berbrugger, „nennt man die Leute, die auf besondere Veranlassungen in einen Zustand verfallen, der dem Zustande der Konvulsionäre von St. Medardus ganz ähnlich ist. Sie kommen häufig in Algier vor, wo man sie Haïssauh¹ oder Ammarim nennt.“ Der MULLAH AHMED spricht in seiner Reisebeschreibung (übers. in den *Explorations scientifiques*) von dem Medjdub Sid Abdallah, der unter den Hammis, seinen lasterhaften und diebischen Stammesgenossen, den besten Einfluss übte. „Er blieb 3—4 Tage lang wie ein Stück Holz, ass und trank nicht, betete nicht und verfiel zuletzt in einen heftigen Krampfanfall; er konnte 40 Tage lang ohne Schlaf aushalten.“ Weiterhin spricht er von Sid-Abd-El-Kadr, der sich und die Seinen vergessend umherirrte und diese Eigenschaft wahrscheinlich seiner Heiligkeit verdankte. Man muss DUMMOND-KAY lesen,² wenn man erfahren will, wie gross die Ehrfurcht ist, die man in Marokko und unter den Nomadenstämmen für die Geisteskranken hegt. Die Berber sagen, während der Körper des Irren hier auf Erden weilt, hält Gott seine Seele droben gefangen und giebt sie nicht eher wieder frei, als bis der Irre einige Worte spricht, die man wie eine Offenbarung ansieht.

Der Verfasser selbst so wie der englische Konsul war in Gefahr von einem dieser Heiligen umgebracht zu werden, die nackt und bewaffnet öfter die seltsamsten Streiche ausführen, die ihnen in den Kopf kommen — und dann wehe dem, der sich ihnen widersetzt.

In der Berberei, schreibt PANANTI,³ befragen sich die Karawanen bei den Santons (irren Heiligen) um Rath, denen alles erlaubt ist. Einer der letzteren erwürgte Jeden, der ihren Tempel betrat; ein anderer vergewaltigte im öffentlichen Bade eine verheirathete Frau, und ihre Genossinnen wie auch der glückliche Ehemann freuten sich darüber.

¹ Die Haïssauh liessen sich auf der Pariser Ausstellung 1889 für Geld sehen. (Fr.)

² *Le Maroc et ses tribus*, Bruxelles 1834. Trad. d. l'Angl., p. 31. Voyages, 133.

Die Ottomanen¹ übertragen die Verehrung, die sie für die Derwische hegen, auf die Irren und glauben, dass diese mehr als jeder andere, mit der Gottheit in Verbindung stehe; sogar die Minister empfangen sie in ihren Wohnungen mit Achtung. Man nennt sie Eulya, Uled Eli (Kinder Gottes oder auch Gottes Irre). Uebrigens zeigen die verschiedenen Sekten der Derwische dem Wahnsinn Aehnliches. „Jedes Kloster hat eine besondere Art von Gebet oder Tanz, oder besser von Krampfbewegung. Einige bewegen den Körper nach einer Seite oder von vorn nach hinten und diese Bewegungen werden schneller je nach dem Fortgang des Gebetes. Die Bewegungen heissen Mucabeli (Erhöhung zum Preise Gottes) oder Ovres Tewhhid (Lobpreisung des alleinigen Gottes). Die Kufai zeichnen sich unter allen Orden durch ihre übertriebene Frömmigkeit aus. Sie schlafen nicht, oder schlafen mit den Füßen in Wasser, sie fasten wochenlang. Sie beginnen den Lobgesang auf Allah damit, dass sie den linken Fuss vorsetzen und mit dem rechten Drehbewegungen machen, dann schreiten sie vorwärts mit immer lauterer Stimme und raschem Tanze, wobei sie ihre Arme um die Schultern der anderen schlagen, bis sie erschöpft, in Schweiss gebadet, mit erloschenem Auge und bleichem Gesicht in den heiligen Krampf (Kalerk) verfallen. In diesem Zustande religiöser Raserei lassen sie sich mit glühenden Eisen brennen, haben sie aber kein Feuer zur Hand, so zerfleischen sie sich mit Säbeln und Messern.

Wenn unter den Batacki ein Mensch von einem bösen Geist besessen ist, so hält man ihn hoch in Ehren, alles, was er sagt, gilt für einen Orakelspruch und wird vollzogen.²

In Madagaskar sind die Irren Gegenstand allgemeiner Verehrung. Im Jahre 1863 wurden Viele von Zittern und Impulsen befallen, wobei sie Jeden, der sich ihnen nähete, schlugen, desgleichen von Sinnestäuschungen, worin sie die verstorbene Königin aus dem Grabe steigen sahen. Der König

¹ BECK, Schilderungen des Ottoman. Reiches, S. 177.

² IDA PFEIFFER, Reise, Bd. V.

befahl, man solle sie schonen und es geschah, dass Soldaten ihre Offiziere, Beamte ihre Vorgesetzten schlugen, ein Zustand, der über zwei Monate dauerte.

In China, dem Lande der Zweifelsucht, ist nur bei der einzigen Sekte, die sich durch religiösen Fanatismus hervor-
thut, ein ausgesprochener Zug von Wahnsinn nachzuweisen.
Das sind die Schüler Taos, „die den Besessenen Glauben
schenken und aus dem Munde der Geisteskranken die Zukunft
zu lesen bemüht sind, in der Ueberzeugung, dass der Besessene
mit seinen Worten den Gedanken des Gottes enthülle.“

In Tahiti nannte man eine Art Propheten Eu-toa, d. h.
von göttlichem Geiste besessen. Das Oberhaupt der Insel
meinte, es sei ein böser Mensch (toatoeno).

Omar sagte, diese Propheten seien eine Narrenspezies,
die während ihrer Anfälle alles vergessen und sich nachher
auf nichts besinnen, was sie gethan haben.

In Schoolcrafts konfuser Sammlung, die den Titel trägt:
Statistical and Historical Information of the Indian
Tribes, 1854, lesen wir: „In Amerika ist die Rücksicht
auf die Irren ein charakteristischer Zug der Indianerstämme
des Nordens und sogar derer in Oregon, welche für die
wildesten gelten. Bei den letzteren befand sich eine Frau,
die alle Zeichen des Wahnsinns trug, sang und schrie, alle
die kleinen Sachen, die sie besass, verschenkte und sich die
Haut zerkratzte, wenn man die Annahme verweigerte. Die
Indianer behandelten sie mit grosser Rücksicht. (Bd. IV. 49.)

Die Patagonen³ haben Zauberinnen und Medizinfrauen,
die während krampfartiger Zufälle prophezeien. Auch Männer
können zu Priestern gewählt werden, müssen aber weibliche
Kleidung anlegen und schon als Kinder gewisse Anlagen
zeigen; was das für Männer sind, erhellt daraus, dass Epilep-
tische das Recht haben gewählt zu werden, weil sie göttlichen
Geist besitzen.

¹ MEDHURST, *China State and Prospect*, London 1838, p. 75.

² COOK, Reise um die Welt, II., 19.

³ ORBIGNY, *Homme Américain*, II., p. 92.

In Peru gab es neben den Priestern, Propheten, die unter schrecklichen Gliederverrenkungen weissagten und bei dem Volke in hoher Achtung standen, von der gebildeten Klasse jedoch verachtet wurden.¹

Alle Aufstände in Algier² wurden von Irren und Neurotischen angestiftet, die mit Hülfe ihres eigenen Leidens und der religiösen Genossenschaften, denen sie angehören, ihrem religiösen Fanatismus die Kraft verleihen, dass man sie für von Gott begnadet und gesendet hält. — Derart waren der Mahdi Omar — und auch der Irrsinnige, der sich an die Spitze der Empörung der Taiping's in China stellte.³

Eine so vollständige Uebereinstimmung muss ihre Ursachen und zwar gemeinsame Ursachen haben. Meiner Ansicht nach sind es folgende:

1. Das an eine geringe Menge nicht erheblicher Empfindungen gewöhnte Volk vermag dergleichen neue und ausserordentliche Erscheinungen nicht ohne Bewunderung und Verehrung aufzunehmen. Die Bewunderung, gestehe ich zu, ist die nothwendige Folge der Reflexbewegung, die aus dem Anprall des neuen Eindrucks hervorgeht. In Peru nannte man Huacha (göttlich) sowohl den Tempel, als auch das heilige Opfer, einen hohen Thurm, einen hohen Berg, ein wildes Thier, einen Menschen mit 7 Fingern, einen glänzenden Stein u. a. m.

Das Semitische El, Gott, bedeutet zugleich gross, Licht, Neuigkeit; man braucht es für einen kräftigen Menschen, einen Baum, einen Berg oder ein Thier. Wie sollten sie nicht von dem Anblick eines der Ihrigen betroffen sein, der mit einemmale Stimme und Haltung ändert, der die wunderlichsten Gedanken zusammenwirft, da auch wir trotz unserer Wissenschaft oft in Verlegenheit sind, wie wir uns ihre Handlungsweise deuten sollen?

2. Manche jener Irrsinnigen besitzen eine ausserordentliche Muskelkraft (wie wir das bei den Indern, im Mittelalter be-

¹ MÜLLER, Geschichte der Urreligion, 1853, Basel.

² *Revue scientifique*, 1887.

³ Vgl. LOMBROSO, *Tre Tribuni*, 1887.

merkt haben und es noch täglich sehen); Kraft wird aber beim Volke verehrt.

3. Oft zeigen die Irren ferner eine ungewöhnliche Unempfindlichkeit gegen Kälte, Feuer, Wunden, Hunger, wie die arabischen Santonen und unsere Geisteskranken.

4. Manche, die in wirklichem Grössenwahn sich für Gott hielten, erklärten sich zuerst für inspirirt von göttlichem Geiste, für die Lehrer und Herrscher der Nation u. s. w., und gewannen auf diese Weise später die schon zu ihren Gunsten gestimmte öffentliche Meinung für sich.

5. Das ist ein Hauptgrund. Manche dieser Irrsinnigen müssen eine gewaltige Denk- oder wenigstens Willenskraft entwickelt haben, die den von ihnen erregten Massen um vieles überlegen war. Wenn die Leidenschaft die Kräfte und den Gedankenfluss verdoppelt, so verhundertfacht sie die Geisteskrankheit, wenigstens gewisse Formen derselben, die auf eine krankhafte Erhöhung der Leidenschaften hinauslaufen. Der Glaube an ihre Sinnestäuschungen, die kräftige Ausdrucksweise, in der sie die letztere für Wahrheit ausgeben, die übrigens die Folge ihrer innigen Ueberzeugung ist, ferner der Gegensatz ihrer niedrigen oder unbekannten Vergangenheit zur gegenwärtigen Grösse und Machtvollkommenheit geben dem Irrsinn in den Augen der Menge ein natürliches Uebergewicht über die stille Geistesgesundheit.

Lazzaretti, Briand, Loyola, Molinos, Jeanne d'Arc, die Wiedertäufer u. A. m. legen Zeugniß dafür ab. Es ist Thatsache, dass während der Predigtepidemien in den Cevennen und in neuerer Zeit in Schweden unwissende Personen, Dienstboten und sogar Kinder auftraten, die in der Begeisterung Reden voll Feuer und Ueberzeugungskraft hielten.

Ein Dienstmädchen sagte: „Könnt ihr ein Stück Holz ans Feuer legen, ohne dabei an die Hölle zu denken? Je mehr Holz, desto mehr Flamme.“ Eine andere Küchenprophetin rief: „Gott schüttet seine Flüche über diesen Wein des Zornes (Branntwein), die Trunkenbolde, die Sünder werden mit dem bestraft, womit sie gesündigt haben; in der Hölle werden Ströme des Zornweines fliessen, die sie verbrennen.“

Ein vierjähriges Kind sprach: „Wolle Gott die Sünder in den Himmel rufen zur Reue; geht nach Golgatha, da findet ihr Waffen zum Streit.“¹

6. Oft tritt der Wahnsinn bei rohen Volksstämmen in epidemischer Form auf, so bei den wilden Negern von Juidah, bei den Abiponen, bei den Abyssiniern, Epidemien, die der Tanzwuth ähnlich sind (Tarantel, Tigretier in Abyssinien)

Auch im alten Griechenland kannte man das epidemische Auftreten von Geisteskrankheiten, z. B. bei den Abderiten infolge der Aufführung einer Tragödie; die Thyaden mit ihrem erotisch-religiösen Wahnsinn, Bacchusverehrerinnen, die in Athen und später in Rom auftauchten, die in frommer Wuth Wollust und Blutgier verbanden. Vor allem indes ist das Mittelalter reich an solchen Erscheinungen. Epidemien von Geisteserkrankungen folgten eine der anderen auf dem Fusse.

Die seltsamsten Formen des Wahnsinns verbreiteten sich im Mittelalter wie durch Ansteckung; von ganzen Dörfern wurden sie auf ganze Völker übertragen, von Kindern auf Greise, von Gläubigen auf die hartnäckigsten Zweifler. Die Dämonomanie, mehr oder weniger in Begleitung von Nymphomanie, Konvulsionen u. s. w., schuf bald die Hexen, bald die Besessenen, je nachdem sie wuchs und sich verbreitete, oder je nach dem Schrecken, den sie ihren Opfern einflösste. Sie äusserte sich in den obskönsten Sinnestäuschungen, hauptsächlich in Beziehungen zu den höllischen Geistern oder zu den sie vertretenden Thieren; ferner in furchtbarem Widerwillen gegen heilige oder für solche erachtete Dinge (wie Knochen, die man für Reliquien ausgab); endlich in ungewöhnlicher Entwicklung der Muskel- oder der Geisteskraft. Die Kranken radebrechten Sprachen, von denen sie kaum entfernt etwas wussten, oder vielmehr, es wurden in ihnen die fernliegendsten und wirresten Erinnerungen ausgelöst. Manchmal gesellten sich zur Dämonomanie erotische Extasen und theilweise Anästhesie. Oft erzeugte sich der Trieb zu beissen, Andere oder sich selbst zu

¹ IDELER, Versuch einer Theorie des Wahnsinns, Th. I. 1848, S. 235.

tödteten. Nicht selten zeigte sich ein Schauer, stets aber war der feste Glaube an die Wahrheit der finsternen Sinnestäuschungen vorhanden.

Als das Prophetenwesen in den Cevennen epidemisch wurde, wurden Frauen und Kinder davon angesteckt, sie sahen in der Sonne, in den Wolken Erscheinungen und hörten Stimmen von oben. Tausende von Frauen sangen Psalmen und prophezeiten trotzdem, dass man sie massenhaft henkte. Ganze Städte, sagt VILIANI, schienen vom Teufel besessen zu sein. Im Jahre 1374 zeigte sich die Tanzwuth in Aachen. Epileptiker und Choreakranke pflanzten das Leiden auf die übrige Menge fort, sogar schwangere Weiber und Greise wurden davon ergriffen, tanzten auf den öffentlichen Plätzen und schrien: „Here S. Johan, so so, vrisch und vrot.“ Dazu traten Visionen, in denen sie den Himmel offen sahen und die glänzende Schaar der Seligen darin erblickten. Eigenthümlich war ihr Widerwille gegen die rothe Farbe¹ und gegen die Schuhschnäbel. Sehr bald verbreitete sich die Tanzwuth nach Köln, wo 500 Individuen befallen wurden, nach Metz² u. s. w. — Im Jahre 1418 trat sie in Strassburg auf, von wo an sie im Abnehmen begriffen war und nur zeitweise hie und da erschien: „Die Behörden in Strassburg bestellten den Tanzenden Aufseher, die zu heiligen Orten, namentlich zu den Kapellen des heiligen Veit geleiteten, wo sie bald unter frommen Uebungen genasen. Uebrigens dauerten die Wallfahrten zu den Kapellen noch bis 1623 häufig fort.“³

Sehr merkwürdig sind auch die im Mittelalter sich oft wiederholenden Kinderfahrten. Die erste Kindfahrt wird im Jahre 1212, nach dem Verlust des heiligen Landes erwähnt.⁴ Ein Schäfersohn aus Cloes (Vendome) hielt sich für

¹ Im Gegensatz lieben die vom Tarantismus Befallenen Italiens das Roth bis zum Wahnsinn. Vgl. HAESER, *Gesch. der Medizin*, 184, S. 287.

² Metz zählte über 1100 Tänzer. Anm. d. Uebers.

³ HECKER, *Tanzmanie*, S. 120, Berlin 1834. — Spuren davon bestehen noch heute z. B. in Echternach im Luxemburgischen. (Uebers.)

⁴ Die Anregung zum Aufbruch der Kinder aus (Nord-)Deutschland wird einem gewissen Clas, Niklas, zugeschrieben, l. c.

einen Boten Gottes, der ihm in Gestalt eines Unbekannten erschienen wäre, ihm ein Brot und einen Brief für den König eingehändigt hätte. Alle Kinder der Schäfer aus der Nachbarschaft liefen ihm zu, 30 000 Menschen bewunderten ihn und hingen ihm an. Bald standen andere, 8 Jahre alte Propheten auf, die predigten, Wunder thaten und Heere von Kindern dem neuen Heiligen zuführten. Sie gingen nach Marseille, wo das Meer zurückweichen und sie trockenen Fusses nach Jerusalem gelangen würden. Nichts hinderte sie, nicht das Verbot des Königs, das der Eltern, die Entbehrungen aller Art. Als sie das Meer erreicht hatten, beluden zwei schändliche Kaufleute 7 Schiffe mit den Kindern, um sie nach dem Orient zu verkaufen.

Den ersten Anstoss zur epidemischen Verbreitung des Wahnsinnes gab die Verehrung der von dem Wahn Ergriffenen, die man als Vorbilder ansah, den Hauptgrund giebt aber die Unwissenheit und die Isolirung ab, die Genossen des Barbarenthums. Der Kulturfortschritt, die wachsende Berührung grosser Menschenmengen entfaltet dagegen das Gefühl der Individualität, denn diese wird durch Habsucht, Misstrauen, Ehrgeiz, Eifersucht, Lächerlichkeit, vor allem aber durch den beständigen Wechsel der Gefühle und damit der Ideen gestachelt, die es selten zulassen, dass grosse Massen mit verschiedener Anlage von einem Punkte aus in Bewegung gesetzt werden. Das ist der Grund, warum sogar in unserer Zeit die Epidemien von Geisteskrankheit nur unter den niedrigeren Klassen und in Gegenden sich entwickelt haben, die von den grossen Verbindungsstrassen entfernt sind, immer aber in Gebirgsgegenden, z. B. in Cornwallis, Wales, Norwegen, in der Bretagne (die Bellerinen von Josselin), in den entferntesten Kolonien Amerikas, im Thal von Morzines (Frankreich), auf dem Alpenpass von Verzegnis (vgl. FRANZOLINI, Die Besessenen von V.); namentlich ist das der Fall, wo mit dem Einfluss der Isolirung der meteorische Einfluss Hand in Hand geht.¹

¹ LOMBROSO, *Pensiero e Meteore*, p. 129, 1878.

Auf dem Berge Amiata, wo wir später Lazzaretti treffen, hauste, wie alte Chroniken berichten, ein gewisser Audibert, der in äusserstem Schmutze lebte, aber doch als Heiliger verehrt wurde. In seiner Nähe wurde Bartolomeo Brandano, ein Höriger der Mönche von Oliveto, gegen Ende des Jahres 1500 von religiösem Wahnsinn ergriffen, vielleicht aus Gram über das Elend, von dem das damals von einer spanischen Armee besetzte Land betroffen war. Er bildete sich ein, Johannes der Täufer zu sein, kleidete sich derartig, mit einem bis auf die Knie fallenden Büsserhemd, ging barfuss, ein Kruzifix in der Hand, einen Todtenschädel unter dem Arm und durchwanderte so das Land um Siena, predigte, prophezeiete, that Wunder und fand Anhänger. Er kam nach Rom und predigte auf dem Petersplatze gegen Papst und Kardinäle. P. Clemens VII. liess ihn nicht hängen, sondern schickte ihn in das Gefängniss von Tordinona, wo man damals die Irren unterzubringen pflegte, wenn sie nicht das Unglück hatten, auf der Stelle als Teufelsbesessene verbrannt zu werden. Aus dem Gefängniss entlassen, kehrte er nach Siena zurück und insultirte zu mehreren Malen den Befehlshaber der spanischen Armee Don Diego de Mendoza. Da dieser nicht recht wusste, ob er es mit einem Heiligen, einem Propheten oder mit einem Irren zu thun habe, schickte er ihn nach Talamone auf die Galeere, damit der Intendant darüber entscheide. Auch der Intendant meinte sich nicht darauf zu verstehen und sagte: Ist er ein Heiliger — Heilige kommen nicht auf die Galeere —, ist er ein Prophet — Propheten werden nicht bestraft —, ist er ein Irrer — Irre haben mit dem Gesetz nichts zu schaffen. — So wurde Brandano wieder frei, und nachdem er vor der Gemeinde der Verurtheilten gepredigt hatte, ging er mit Gott und fing seine Tollheiten, seine Prophezeiungen und Teufels-austreibungen wieder an.

In der abgelegenen Gegend von Busca im Piemont lebten zwei Heilige, von denen der eine 20 Jahre lang auf der Galeere thätig gewesen ist, und der andere eine Genossenschaft von 300 Anhängern unter seinem Befehl gebildet hatte. Etwas weiter ab in dem kleinen Alpenland von ~~Montenegro~~ verbreitete

sich im vorigen Jahre der Wahn, Jesus Christus sei erschienen, und 3000 Bergbewohner fanden sich trotz des Schnees dort beisammen. In den Abruzzen, in Vezzolo, hat man einen landstreichenden Messias vor kurzem festgenommen.

Der Rückschritt, den die Geisteskräfte bei dem Ungebildeten machen, hat weniger Stufen zu überwinden als bei dem Gebildeten. Jenem wird es viel schwieriger, Illusionen von der Wirklichkeit, Hallucinationen von Wünschen, Möglichen von Uebernatürlichem zu unterscheiden und zügellose Leidenschaften zu bändigen.

Die Predigtkrankheit in Schweden, entstanden in Smaland, 1841, wurde die Mägedekrankheit genannt, weil vorzugsweise Dienstmädchen, Hysterische und Kinder davon befallen wurden. (S. IDELER, Versuch u. Theorie des relig. Wahnsinns, Th. 1, S. 239.)

Die Epidemie von (Konvulsionen in der Methodistenkapelle zu) Redruth breitete sich vorzugsweise unter Personen von geringster Intelligenz aus (whose intellect is of the very lower class), während in den letzten Jahren das Vorurtheil für Magnetismus und das noch dümmere des Tischrückens unter den Gebildeteren sich Eingang verschafft hat. Gleichwohl hat hier der Wahn die Grenzen des Irrthums nicht weit überschritten, und nur einzelne sporadische Fälle sind ihm zum Opfer verfallen.

Es ist nicht lange her, dass die Neger von Haïti gewisse mit Tuch bekleidete Bäume für Heiligenbilder hielten; die Nubier sehen Felsblöcke für ihre Gottheiten an. Das Unbedeutendste verursacht dem rohen Menschen Schrecken; vom Schrecken zum Aberglauben ist aber nur ein Schritt. Der Aberglaube, der stets am meisten zur Entwicklung des Wahnsinns beigetragen hat, verschwindet vor der Logik und vor dem spöttischen Lächeln in der civilisirten Welt.

Es steht fest, sagt SONDÉN bei IDELER, dass in der Epidemie von Stockholm die Krankheit in denjenigen Ortschaften, wo sie aufgetreten ist, die Gemüther schon lange vorher durch Predigten und Bussübungen aufgeregt waren und die Zahl der Geisteskranken daselbst bedeutend zugenommen hat (IDELER, l. c. S. 225).

Damit erklärt sich sowohl der Einfluss der alten wie der neuen Propheten, als auch einer ungeheuern Gewalt, von dem wir so viele Spuren in der Geschichte der Völker finden.

Viele unglückliche, von Grössenwahn befallene Personen haben für Propheten gegolten und ihre Sinnestäuschungen für Offenbarungen. Dadurch ist die grosse Menge von Sekten entstanden, die die Religions- und Befreiungskämpfe hervorriefen und verbitterten im Mittelalter, wie in der Neuzeit.

Picard z. B. bildet sich ein, er sei Gottes Sohn, auf die Erde gesendet, ein neuer Adam, um das Naturgesetz wieder herzustellen, wonach der Mensch nackt gehe und die Weiber gemeinsam sein müssen. Man glaubt ihm, man macht es ihm nach und die Sekte der Adamiten entsteht, die zwar von den Hussiten im Jahre 1347 vernichtet wird, aber unter dem Namen der Turlupiner sich wieder erhebt, die nackt die Wälder durchschweifen und öffentlich beiwohnen; die Kälte zwingt sie, sich zu bedecken, die Genitalien aber bleiben entblösst.

Die Wiedertäufer in Münster, Appenzell und Polen glauben Engel und feurige Drachen zu sehen, die im Himmel miteinander kämpfen.

Sie glauben zu hören, dass sie ihre Brüder, ihre liebsten Kinder umbringen oder monatelang der Nahrung sich enthalten, dass sie feindliche Heere durch ihren Hauch oder Blick lähmen sollen. Aus ähnlichen Zuständen gingen, wie CALMEIL nachgewiesen hat, später die Sekten der Calvinisten, der Jansenisten hervor, um die so vieles Blut vergossen wurde. So entstanden die Zauberer und Besessenen.

Ueberblickt man bei DE LEPIERRE, bei PHILOMNESTE und bei ADELUNG die Uebersichten der irren Litteraten, der Illuminaten, so möchte man zugleich lachen und weinen über die menschliche Thorheit, wenn man sieht, wie viele unter diesen Kranken so zahlreiche Anhänger hatten. Denken wir z. B. an Kleinow, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts behauptete, er sei der König von Zion, während seine sämtlichen Anhänger die Kinder zu sein glaubten. Joachim von Kalabrien versicherte, die christliche Aera höre mit dem Jahre 1200 auf,

wo ein neuer Messias mit einem neuen Evangelium erscheinen werde. Swedenborg glaubte tagelang mit den Geistern der verschiedenen Planeten gesprochen, die Bewohner des Jupiter, halb auf den Händen, halb auf den Füßen gehen gesehen zu haben; die Bewohner des Mars sprächen mit den Augen, die des Mondes mit dem Bauche. Gleichwohl hat er Gläubige gefunden und giebt es deren noch.¹

Irving, der Stifter einer besonderen Sekte (1792), behauptete, durch göttliche Inspiration die Gabe der Rede in unbekannten Zungen erhalten zu haben. J. Humphrey oder Noyes aus den Vereinigten Staaten von Amerika glaubt, die Gabe der Prophezeiung zu besitzen. Seine Sekte, die Perfektionisten, jetzt in Oneida, verwerfen die Ehe und das Eigenthum, erkennen auch sonst die weltlichen Gesetze nicht an und halten die unbedeutendsten Geschehnisse als von Gott inspirirt.

Frau Julie v. Krüdener, die zu Anfang des Jahrhunderts ihre Rolle als Prophetin der Monarchen spielte und mächtigen Einfluss gewann, war hysterisch und so erotisch, dass sie öffentlich vor einem Sänger das Knie beugte. In ihrem Glaubenseifer hielt sie sich für berufen, die Menschheit zu erlösen und entwickelte eine glühende Beredsamkeit. In Basel brachte sie durch ihre Predigten von der Ankunft eines neuen Messias die ganze Stadt in Aufruhr, 20 000 Pilger strömten auf ihren Ruf herbei. Der Senat geräth in Schrecken und weist sie aus; sie eilt nach Baden, wo 4000 Personen sie auf dem Marktplatze erwarten, um ihr Hände und Füße zu küssen, eine Frau bietet ihr 10 000 Gulden behufs Gründung einer Kirche an, sie vertheilt das Geld unter die Armen, deren Reich gekommen sei. Aus Baden verwiesen, kehrt sie nach der Schweiz zurück, wohin ihr die Menge folgt. Die Polizei stellt ihr nach, sie flüchtet von den Städten in die Dörfer unter dem Beifall und dem Segen der Menge. Sie hört die Engel sagen, was sie thun und schreiben soll.

¹ Vgl. Swedenborg von DE BEAUMONT-VASSY, 1842, MATTER, *Em. de Swedenborg, sa vie*, 1863.

Napoleon, der sie verachtet, ist ihr der schwarze Engel, Alexander von Russland der weisse Engel; auf ihn gewinnt sie einen solchen Einfluss, dass man glaubt, sie habe den Gedanken von der heiligen Allianz ihm eingeflösst.¹

Loyola wird verwundet, verfällt auf religiöse Dinge und, erschrocken über die Wittenberger Bewegung, fasst er den grossen Gedanken zur Stiftung der unheilvollen Gesellschaft Jesu. Die heilige Jungfrau unterstützt persönlich sein Vorhaben, er hört vom Himmel her die ermuthigenden Stimmen.

Der Stifter der Quäker, sagt MACAULAY, war vielleicht im Kopfe zu verschroben, als dass man ihm volle Freiheit hätte lassen dürfen und gleichwohl nicht krank genug, um ihn in ein Irrenhaus einzusperren.² Da die Trennung der Sprachen von Babel herrühre, so durften die Priester sich keiner bedienen. Wenn man vom März spreche, so sei das eine Anbetung des Mars, von Montag eine solche des Mondes; man dürfe nicht Guten Tag oder Guten Abend sagen, weil das voraussetze, es gäbe schlechte Tage und Abende; ein Christ dürfe bei der Begrüssung den Hut nicht abnehmen, denn Shadrah und Abedrugo seien mit dem Hut bedeckt in den Ofen geworfen worden. Die einfachsten Worte der Schrift fasste er buchstäblich auf. Aus dem Worte der Bibel, man müsse Beleidigungen friedlich ertragen, schloss er, man dürfe auch die Seeräuber nicht bekämpfen. Wenn er in Erregung war, so überfiel ihn ein Zittern des ganzen Körpers. Er drang mit Gewalt in die Kirchen ein und beschimpfte die Prediger. Mit Lederhosen bekleidet, rannte er durch die Strassen Londons und schrie: Wehe über die blutdürstige Stadt! In hohlen Bäumen versteckt, hört er Stimmen, die ihm enthüllen, dass alle Christen, ob rechtgläubig oder nicht, Kinder Gottes seien. Niemand traut seinen Worten, da hört er eine Stimme ihm zurufen: „Jesus Christus versteht dich!“

Während 14 Tage befindet er sich in einem lethargischen Zustande, wobei sein Körper todt zu sein scheint, sein Geist

¹ MAYOR, *Madame de Krüdener*, Turin 1884.

² *Règne de Guillaume III.*, vol. II.

aber fortarbeitet. Diese Erscheinung wiederholt sich bei seinen Anhängern, lauter ehrlichen Leuten, die aber Visionen haben und prophezeien. Es folgen ihm indes auch bedeutende Männer, wie Penn, die für ihn schwärmen, was, wie er sagt, leicht begreiflich ist, weil, wenn es sich um Gott handelt, Grosse und Niedrige sich die Hand reichen. In theologischen Dingen ist der Abstand zwischen Aristoteles und einem Kinde nicht so gross wie zwischen Archimedes und einem Wilden; man begegnet da Leuten, die zuvor Gottesleugner waren und am Ende eine Oblate anbeteten.

Franz von Assisi, der Sohn einer frommen Frau,¹ erhielt seine erste Erziehung von Priestern und sollte sich dem Handel widmen, — trieb in Gemeinschaft mit seinen jungen Altersgenossen allerlei ausgelassene Streiche und trat nicht wie der Sohn eines allerdings reichen Kaufmannes, sondern wie der eines Fürsten auf und erwarb sich damit bei den Bewohnern von Assisi den Namen *Flos juvenum*; seine Kameraden sahen ihn wie ihren Gebieter an. Bisweilen, wenn er von einem heitern Gastmahl kam und die Anderen singend vorausgingen, schritt er, quasi dominus, mit einem Stock, wie mit einem Szepter hinter ihnen her. Im Singen kam ihm Keiner gleich; seine Stimme war angenehm, klar und klangreich. Auch im Waffenhandwerk wusste er Bescheid. Bei einem Scharmützel zwischen den Einwohnern von Perugia und Assisi wurde er gefangen und tröstete seine Mitgefangenen durch Wort und Haltung, dass sie ruhig aushalten sollten. Seine von Natur lebenswürdige Seele zeigte sich in seinem Aeussern, in seinem vornehmen Wesen und seiner Freigebigkeit.

In seinem 24. Lebensjahre wurde er durch eine schwere Krankheit ans Bett gefesselt. Als er sich zu bessern anfang, ging er auf einen Stab gestützt ins Freie, um sich der lachenden Umgebung von Assisi zu erfreuen; aber „die Schönheit der Felder und die Anmuth des Thales entzückte ihn nicht mehr wie früher.“ Von diesem Tage an wurde er traurig und nach-

¹ BONGHI, Leben des heiligen Franz von Assisi, 1885.

denklich. Er trennte sich oft von seinen Freunden, verbarg sich in einer Höhle und brachte viele Stunden mit Grübeln zu. Um die innere Angst zu beschwichtigen, betete er fleissig und so eifrig, dass er eines Tages Christus am Kreuze vor sich zu sehen glaubte. „Er fühlte das Leiden Christi ihm durch die Eingeweide bis zum Mark der Knochen dringen, so dass er nicht mehr daran denken konnte, ohne den tiefsten Schmerz zu empfinden.“ Man sah ihn damals durch die Felder schweifen, das Gesicht in Thränen gebadet, und wenn ihn Jemand fragte, was ihm fehle, so erwiderte er: „Ich weine um das Leiden meines Herrn Jesu!“ Die Freunde riethen ihm, eine Frau zu wählen. „Ja, ich denke,“, sagte er dann, „an die edelste, reichste, an die schönste, die man je gesehen hat.“ Wer war die Dame seines Herzens? — Man erfuhr es, als er an Stelle seiner bisherigen standesgemässen Tracht einen Bettlermantel um die Schultern warf und sein erzürnter Vater, der ihn nicht davon abbringen konnte, ihn zu allgemeiner Betrübniß unter Kuratel stellte. „In den Augen Vieler galt er für dumm und unsinnig, wurde verachtet und fortgejagt, mit Schmach von seinen Eltern und von Fremden behandelt, aber er ging, als wenn er taub und stumm sei und trug Schimpf und Schande geduldig.“

Gleichwohl war Franz von Assisi gross und originell, nicht etwa wegen seiner Enthaltbarkeit, Kasteiung, wegen des Betens und der Verzückungen und Visionen, die er wie andere Asketen hatte, sondern darum, weil er etwas besass, ohne es zu wissen, was dem asketischen Wesen widerspricht, das ist die Humanität im Glanz ihrer lebenswürdigsten Eigenschaften. Der Asket hasst, verurtheilt, flieht die Natur, das Leben, alle menschlichen Gefühle, um sich in einsames Grübein zu versenken. Franz predigt mit Worten und Werken die Liebe zur Natur, Eintracht und Anhänglichkeit der Menschen aneinander und zur Arbeit. Der Asket nennt alles, was es Schönes im Weltall giebt, Teufelswerk, Franz erkennt darin das gerade Gegentheil, er nennt es das Werk Gottes, den er dafür preist und ihm dankt. Es war eine Art von leidenschaftlicher Liebe, von Pantheismus, der ihm sein

Canticum Solis eingab, wo alle belebte und unbelebte Kreatur in einem Bruderkuss verschmilzt, wo die schöne strahlende Sonne, der Mond und die prächtigen Sterne, Wind, Wolken, der heitere Himmel, das nützliche, bescheidene, keusche und köstliche Wasser, die mütterliche Erde, die uns trägt und nährt und mit ihr der Mensch, bis dahin gewohnt zu missachten, ja zu hassen, was ihn von dem selbstsüchtigen Denken an sein jenseitiges Schicksal abziehen könnte — sämtlich herbeigerufen werden, dem guten Herrn lobzusingen und ihn zu preisen dafür, dass er die Welt so reich, so vielseitig schön und der Liebe so werth geschaffen hat.

Wenn man an diese kühne und tiefe Veränderung denkt, so lächelt man nicht mehr über das Canticum. Man wird auch darum nicht lächeln, weil es der erste Versuch der Italiener war, in der Sprache des Volkes religiöse Gefühle auszudrücken.

Damit ein solcher Gesang der liebevollen Seele Franziscos entsteige, mussten die Keime der allgemeinen Menschenliebe, die sie nährte, zu voller Entwicklung gekommen sein, musste er selbst, aus sich heraus, den alten Schrecken, welcher, dem verbreiteten Aberglauben nach, Wald und Berg, Wasser und Luft mit feindlichen Gespenstern bevölkerte, vollständig bezwungen haben, um auch die Menschen zu gegenseitiger Liebe anzuleiten. Zu jeder Zeit, wo „alles, was eine Mauer und ein Graben umschloss“ — (DANTE) — sich einander auffrass, musste man infolge der natürlichen Uebertreibung nicht nur dahin kommen, die Sonne Bruder, den Mond Schwester, sondern auch den Wolf Bruder zu nennen.

Nachdem Franzisco sein Canticum verfasst hatte, war er so befriedigt davon, dass er eine musikalische Melodie dazu ersann, die er seine Schüler lehrte, von denen er einige auswählte, die hinaus in die Welt gehen sollten, das Lob Gottes zu singen und dafür von den Zuhörern nichts weiter zu verlangen, als Busse; sie selbst sollten Gottes Spieler, *joculatores Domini*, sich nennen. Auf diese Weise gab er den ersten kräftigen Anstoss zur religiösen Dichtung in der Volkssprache.

Luther¹ schrieb seine Körperschmerzen und seine Träume den Listen des Teufels zu; alle Beschreibungen, die er selbst davon gegeben hat, sprechen jedoch für nervöse Erscheinungen. Er litt z. B. oft „an unbezwinglicher Angst, die, seiner Meinung nach, ihren Grund im Zorn eines strengen Gottes hatte.“ Im Alter von 27 Jahren litt er an Schwindel, Kopfweg, Ohrensausen, aber auch noch im Alter von 32, 38, 40 52 Jahren, besonders auf Reisen (Gehörsschwindel). Im Alter von 38 Jahren hatte er eine richtige Hallucination, vermuthlich infolge der Einsamkeit.“ 1525 schrieb er: „Als ich in meinem Pathmos in meiner Kammer mich befand, zu der nur zwei Pagen Zutritt hatten, die mir die Speisen zutrug, hörte ich eines Abends, da ich im Bett lag, wie die Nüsse im Sack rumorten und von selbst um mein Lager umher und gegen die Zimmerdecke flogen. Kaum war ich entschlafen, da hörte ich wieder ein grosses Lärmen. Ich stand auf und rief: Es tu und empfahl mich in Christi Schutz...

Als er in der Kirche zu Wittenberg den Brief an die Römer erklärte und an die Stelle kam, wo es heisst, der Gerechte lebt im wahren Glauben, wurde er von den Worten so ergriffen, dass er sie zu verschiedenen Malen vor seinen Ohren erklingen hörte. Aehnliches Klingen vernahm er bei seinem Aufenthalte in Rom im Augenblick, als er die Treppe zu St. Peter hinaufstieg. „Oftmals,“ schreibt er, „bin ich mittenachts aufgewacht und habe mit Satan über die Messe u. s. w. gestritten.“ Man bemerke, dass er bei der Aufzählung der vielen Gründe, die der Teufel gegen die Messe vorbringt, dieselben benutzt, um den Gebrauch zu bekämpfen.

Savonarola. — Das zutreffendste Beispiel liefert uns Savonarola. Schon in früher Jugend hielt er sich, infolge einer Vision, für berufen durch Christus, das verderbte Land zum Bessern zu führen. Während der Unterhaltung mit einer Nonne glaubte er plötzlich den Himmel offen, die Schäden der Kirche vor sich zu sehen und eine Stimme zu hören, die ihm befahl dem Volke das Unheil zu verkünden.

¹ Archiv für Psychiatrie, 1881.

Die Gesichte aus der Apokalypse und aus dem A. T. enthüllten sich vor seinen Augen. Im Jahre 1491 wollte er nicht mehr in der Predigt von Politik sprechen. „Ich wachte die ganze Nacht am Sonnabend, gegen Morgen hörte ich, während ich betete, eine Stimme mir zurufen: Thor, siehst du denn nicht, dass Gott will, du sollst den eingeschlagenen Weg weiter verfolgen. 1492 während der Adventspredigt erblickt er in der Vision einen Degen, über dem die Worte geschrieben stehen: *Gladius Domini super terram*. Plötzlich wendet sich das Schwert gegen die Erde, der Himmel verfinstert sich und aus den Wolken fallen Schwerter, Blitze, Feuer, die Erde verfällt dem Hunger, der Pest. Schon damals verkündet er die Pest, die später eintraf.

In einer anderen Vision ist Savonarola der Gesandte des Heilandes, er macht eine lange Reise ins Paradies, unterhält sich dort mit vielen Heiligen, mit der Jungfrau und beschreibt den Thron der letzteren mit allen Einzelheiten an kostbaren Steinen u. dgl. m.¹ — Die Scene ist eine ähnliche, wie sie bei Lazzaretti vorkommt.

Er sann beständig über seine Träume und Visionen nach und bemühte sich, den Unterschied herauszufinden zwischen denen, die von Engeln, und denen, die von Geistern herrührten. Doch ist er fast niemals darüber in Zweifel. In einem seiner Gespräche erklärt er: „Sich für einen Propheten ausgeben, um Andere zu überzeugen, ist dasselbe wie Gott als Lügner hinstellen.“ — Aber, wirft er selbst ein, kannst du dich denn nicht irren? Nein, antwortet er, ich flehe zu Gott, ich folge seinen Schritten, es ist nicht möglich, dass Gott mich täuscht. (*De veritate prophetica*, 1497.)

Gleichwohl hat er, wie dergleichen Widersprüche vorkommen, kurz zuvor geschrieben: „Ich bin weder selbst ein Prophet, noch der Sohn eines Propheten; eure Sünden sind es, die mich mit Gewalt zum Propheten machen.“ Dann auch: „Sein Licht hat nichts mit der Gnade zu thun“ — und auf einer anderen Seite, nicht weit davon, heisst es, beides ist ein und dasselbe.

¹ VILLARI, *Vie de Savonarole*, p. 11 und 304.

VILLARI bemerkt mit Recht, es sei das eine eigenthümliche Charakterschwäche, dass derselbe Mensch, der in Florenz die beste Staatsform eingerichtet hatte, der ein ganzes Volk beherrschte, der in der ganzen Welt durch seine Beredsamkeit und als einer der grössten Philosophen bekannt war, darauf stolz sein konnte, dass er Stimmen in der Luft hörte und das Schwert des Herrn erblickte.

Aber gerade das Kindische dieser Visionen verräth auch, dass er das Opfer von Hallucinationen gewesen ist, noch mehr die Nutzlosigkeit und die daraus oft entspringende Gefahr. Wozu diente es, dass er Abhandlungen über die Visionen schrieb, mit seiner Mutter davon sprach, auf den Rand seiner Bücher darüber Anmerkungen machte, als um die Menge zu täuschen? Diese Dinge, die seine Anhänger gern verhehlt hätten, Dinge, die der gewöhnlichste Verstand nicht veröffentlicht haben würde, machte er immer und immer wieder bekannt. Die Wahrheit ist, dass Savonarola, wie er selbst oft äusserte, sein Inneres von einem Feuer verzehrt fühlte, das ihn zum Sprechen trieb. In der Gewalt der Extase und des Wahnes, unter der er stand, vermochte er seine Zuhörer in dem Grade zu begeistern, dass es uns unerklärlich erscheint, wie der Text seiner Predigten dazu geeignet gewesen ist.

Wir verstehen nun leichter, dass Savonarola — wie später Lazzaletti — im Stande war, seinen religiösen Wahnsinn nicht allein in der Form einer Epidemie auf die Menge zu verpflanzen, sondern auch, dass wirklich Irre daraus hervorgingen, die, zum Theil unwissend und ungelehrt, aber durch die Krankheit exaltirt, als Prediger und Schriftsteller auftraten.

So Domenico Cecchi,¹ der die Riforma santa schrieb und darin vorschlug, den grossen Rath von den niederen Geschäften zu entlasten, die geistlichen Güter zu besteuern, eine einheitliche Steuer, eine Miliz zu errichten und gleichzeitig die Mitgift junger Mädchen festzustellen. In der Vorrede dazu schreibt er: „Ich habe mich auf höhere Eingebung entschlossen, dieses Werk zu schreiben, ein anderes zu schreiben

¹ VILLARI, pag. 406.

ist mir unmöglich. Tag und Nacht, scheint mir, haben dazu beigetragen, dass ich wunderbare Dinge mittheilen konnte, aber es ist geschehen, dass ich selbst darüber verwundert bin.“

Ein Schneider aus Florenz, ein gewisser Giovanni, machte in ähnlicher krankhafter Begeisterung Terzette, in denen er den zukünftigen Ruhm der Stadt pries; seine Verse sind derer Lazzairettis würdig; eine seiner Prophezeiungen ist folgender Art: „Doch muss Pisani fallen — tief in den Schmutz, die Füße gefesselt — er, der so vieler Uebel Ursache ist.“

Wenn man uns fragt, ob in unsern Asylen ähnliche Typen, wie die eben beschriebenen vorkommen, so müssen wir antworten, dass fast in keiner Irrenanstalt Italiens nicht einer oder der andere derartiger Irren sich zeigt.

Cola di Rienzi. — Im Jahre 1330 herrschte in Rom die wildeste Unordnung. „Jeder Tag,“ schreibt der Geschichtsschreiber ZEFFIRINO RE, „brachte Kämpfe; eine Regierung gab es nicht; Jungfrauen wurden beschimpft, kleine Mädchen vergewaltigt. Die Frauen wurden sogar aus dem Bett des Ehemanns entführt, die Arbeiter wurden auf dem Wege zur Arbeit an den Thoren Roms zu Gefangenen gemacht, die Pilger ermordet.“ „Der Friede,“ schreibt PETRARCA,¹ „ist aus dieser Gegend verbannt, um welches Verbrechens willen, weiss ich nicht, oder, weil es der Himmel so will.

Der Hirt fürchtet im Walde die Räuber mehr als die Wölfe, der Arbeiter trägt einen Panzer. Wo man geht und steht, trägt man Waffen. Kein Friede, kein menschliches Empfinden, nichts als Krieg, Hass. Alles, was geschieht, gleicht dem Werk böser Geister.“

Die Denkmäler dienten dem Adel als Festungen gegen das von ihm tyrannisirte, ohnmächtige Volk; die Tyrannei war um so mächtiger, da der Adel auf dem Gebiete sass, welches der Papst für sich in Anspruch nahm. Daher kam es, dass das Volk sich nicht einmal durch Strassenaufstände vom Adel befreien konnte.

Die allgemeinen, politischen Zustände waren später den

¹ PETRARCA, *Rerum famil.*, II., Ep. 9, 1335.

Volksbewegungen günstig. König Robert, der Beschützer der Barone, war gestorben. Todi (1337), Genua mit Adorno (1367), Florenz (1343) hatten ein demokratisches Regiment bei sich eingeführt, das der schrecklichen Bewegung der Wollenweber (1378) vorausging. Durch ganz Europa ging ein Beben im Volke, sogar in dem monarchisch-feudalen Staate Frankreich machte es sich fühlbar. Ein bedeutender Geist, Stephan Marcel, hielt die Sache eine Zeitlang in Paris in der Hand, aber sie fiel bald, da sie nicht reif war und nicht im richtigen Verhältniss, ich will nicht sagen zu den Beweggründen, sondern zu den Kräften des armen, geknechteten Landvolkes und der neu entstandenen, aber halbgefesselten Gemeinden stand.¹

So war die Lage, als Cola, der Sohn eines Gastwirthes und einer Wäscherin oder Wasserträgerin, im Jahre 1313 im Tiberquartier geboren, aus dem Stande eines halben Bauern zum Notar und Alterthumsforscher sich aufgeschwungen hatte und als junger Mensch seinen Bruder durch die elende Bande, die das Heft der römischen Regierung oder vielmehr der Anarchie in Händen hatte, ermorden sah.

Da wurde er, der schon beim Studium der alten Schriften und der *beredten Denkmäler Roms über das gegenwärtige Elend* Thränen vergossen hatte, von einem unwiderstehlichen Drange ergriffen, in Thaten umzusetzen, was er aus den Büchern gelernt hatte. *Als Notar warf er sich zum Beschützer der Witwen und Waisen auf und nahm den merkwürdigen Titel Konsul an, den auch zur selben Zeit die Tischler, die Wollenarbeiter u. a. m. führten.*

Im Jahre 1343 hatte das Volk bei einem der damals häufigen Aufstände versucht, den Senat abzusetzen und die Regierung der Dreizehn unter päpstlichem Schutze einzusetzen. Bei dieser Gelegenheit wurde Cola als Sprecher des Volkes nach Avignon geschickt und dort schilderte er die traurigen Zustände Roms in lebendiger Weise. Seine hinreissende Beredsamkeit bewog die kühlen Prälaten, ihm die Ernennung

¹ PERRENS, E. Marcel 1880. -- *Démocratie en France dans le moyen-âge*, Paris 1875.

zum Notar der Stadtkammer (1344) zu bewilligen. Kaum war er wieder in Rom, als er dieses Amt mit übertriebenem Eifer versah und sich nun nicht mehr Konsul der Witwen, sondern Römischer Konsul nennen liess. Er unterliess nicht, es den Andern zuvorzuthun an Höflichkeit, an Strenge in seiner Amtsführung und hielt lange Reden gegen Die, die er die Hunde vom Kapitol nannte.

Eines Tages rief er in voller Versammlung, in fanatischer Erregung den Baronen zu: „Ihr seid schlechte Bürger, ihr saugt dem Volke das Blut aus.“ Ein Kämmerer des Hauses Colonna versetzte ihm darauf eine gewaltige Ohrfeige. Da mässigte er sich und gab ruhig ein Bild des glorreichen alten Roms und seines gegenwärtigen Elendes zum besten; er schilderte die Mörder, die Ehebrecher und Uebelthäter unter dem Bilde von Affen und Katzen, die ungerechten Richter als Füchse, die Senatoren und Edlen als Wölfe und Bären.

Ein anderes Mal stellte er die berühmte Vespasianische Tafel aus und lud das Volk und die Nobili zu einer dramatischen Vorstellung ein. In seinem altväterischen Mantel mit weisser Kapuze und einem weissen Hute und einer Menge Kronen versehen, von denen eine von einem kurzen silbernen Schwerte durchbohrt war, trat er auf. Niemand verstand diese wunderlichen Symbole, die schon auf Geisteskrankheit hinweisen (denn es ist für die Monomanen charakteristisch, wie wir schon gesehen haben, dass sie der Leidenschaft des Symbolisirens die Deutlichkeit der Sachen, die sie zeigen wollen, opfern).

In diesem Aufzuge, der einigermaassen zu dem Senatsdekret passte, welches Vespasian das Recht der Gesetzgebung nach seinem Belieben verlieh, das Recht die Gärten Roms und Italiens zu mehren oder zu mindern, Könige ein- und abzusetzen — zeigte Cola, in welchem traurigen Zustande sie sich befänden. „Bedenket, das Jubiläum kommt heran und ihr habt weder Lebensmittel, noch Vorräthe; macht ein Ende mit euren Zwisten u. s. w.“

Gleichzeitig hielt er aber noch andere Reden, die mindestens bizarr waren. „Ich weiss, dass man mir aus meinen Reden ein Verbrechen macht und das aus Neid; aber Gott

sei Dank giebt es drei Dinge, die meine Feinde verzehren, d. i. die Wollust, der Neid und das Feuer.“¹

Die zwei letzten Worte wurden rauschend beklatscht, ich muss gestehen, ich weiss nicht warum, besonders das letzte, wenn nicht darum, weil auch das Publikum nicht verstand, wie das so häufig bei Rednern geschieht, wo ein schallender, hohler Ton den Gedanken ersetzt — und doch den Beifall der Menge davon trägt.

Thatsache ist, dass Cola bei der vornehmen Welt für einen der damals sehr beliebten Narren zur Belustigung der Gesellschaft galt.² Die Patrizier, besonders die Colonnas rissen sich um ihn, und er sprach zu ihnen von der Herrlichkeit seines künftigen Regimentes. „Wenn ich König und Kaiser sein werde, so erkläre ich euch Allen den Krieg, den Einen lasse ich henken, dem andern den Kopf abschlagen.“ Er schonte keinen von ihnen und nannte jeden einzeln mit Namen, schleuderte ihnen Schmähungen ins Gesicht und fuhr dann fort von der Republik und von sich zu sprechen, der sie herstellen wolle.

Beiläufig sei bemerkt, dass man, insbesondere PETRARCA, davon gesprochen hat, Rienzi habe Wahnsinn simulirt, wie ehemals Brutus. Sieht man jedoch, wie er bei seinen Fortschritten auf der politischen Bahn immer mehr Pomp, Luxus in der Tracht und in den fremdartigen Symbolen entwickelt und darin noch weiter geht, da er auf der Höhe seiner Macht steht, so kann man nicht daran zweifeln, dass er wirklich irre war.

Er fuhr fort, neue symbolische Gemälde auszustellen. Eins derselben trug die Inschrift: Die Zeit der Gerechtigkeit naht. — Warte einen Augenblick. — Dieses Gemälde stellte eine Taube dar, die einem kleinen Vogel einen

¹ Man hat für fuoco Feuer, juoco Spiel lesen wollen, aber auch das passt nicht, weil das damalige Patriziat an ganz anderen Lastern, als an Spiel und Neid zu Grunde ging.

² Sogar noch nach dem ersten Plebiscit sagte Stephan Colonna, der ihm Opposition machte: „Wenn dieser Narr mich rasend macht, so lasse ich ihn vom Kapitol hinabstürzen.“

Myrthenkranz hinhält. Die Taube bedeutete den heiligen Geist (eine seiner Lieblings-Wahnvorstellungen), der kleine Vogel ihn selbst, der Rom mit Ruhm krönen sollte.

Am ersten Fasttage 1347 befestigte er am St. Georgsthor ein anderes mit den Worten: Bald werden die Römer in gutem Zustande sein!⁴

Da die Barone, die ihn für einen Narren hielten, ihn nicht fürchteten, so konnte er unter der Hand konspiriren oder vielmehr die öffentliche Meinung in Gährung bringen, indem er nach und nach die Leute, die ihm passend schienen, bei Seite nahm und sie zur Zusammenkunft auf den Aventin für Ende April berief, an welchem Tage der Magistrat nicht zu Hause war.

Colas Genie. — Bei dieser Zusammenkunft, übrigens der einzigen, die bis dahin insgeheim stattgefunden hatte, besprach man die Mittel, wie man zum guten Zustande gelangen könne. Rienzi sprach wie Menschen sprechen, die von einer Sache überzeugt sind, besonders wenn die Sache selbst die Seele des Hörers erfüllt. Er schildert die Zwiste der Grossen, die Erniedrigung der Kleinen, er spricht von Bewaffneten, die umherrennen, von Frauen, die aus den Betten gerissen, von Pilgern, die an den Thoren ermordet werden, von Priestern, die in Orgien versumpft sind. Kraft und Klugheit sind nicht zu finden bei Denen, die die Macht in Händen haben. Von den Patriziern sei alles zu fürchten, nichts zu erhoffen.

Wo waren sie während der Unruhen? Sie waren fern von Rom und pflegten der Ruhe auf ihren Landsitzen, während in den Städten alles zu Grunde ging. — Da nun die Leute aus dem Volke zögerten, zum Theil weil ihnen die Gelder abgingen, so hielt er ihnen vor, sie würden sie in den Abgaben an die Apostolische Kammer finden, 10 000 Gulden allein in der Salzsteuer, 100 000 in dem focatico — Zahlen, die SISMONDI für vollständig falsch hält. — Dann gab er zu verstehen, dass er im Einverständniss mit dem Papst handle (was nicht wahr war) und dass er aus diesem Grunde auf dessen Einkünfte die Hand legen dürfe.

Den 18. Mai 1347, wo Colonna abwesend war, liess Cola unter Trompetenschall in den Strassen bekannt machen, Alle sollten sich während der nächsten Nacht in der Engelskirche einfinden, um über den guten Zustand zu berathen.

Eine Verschwörung unter Trompetenruf, wie bei uns im Jahre 1848, dazumal aber ein seltsames Ding! Den 19ten erschien Rienzi bewaffnet, in Begleitung von 100 Bewaffneten und mit dem Vertreter des Papstes, zugleich mit drei von den seltsamsten Symbolen bedeckten Fahnen, von denen das eine die Freiheit, eins die Gerechtigkeit und ein anderes den Frieden u. s. w. bedeutete.

Unter den Maassnahmen, die er in diesen improvisirten Komitien aufstellte, befinden sich einige, die für unsere Zeit recht angemessen sein würden, z. B.

1. Die Prozesse müssen binnen vierzehn Tagen abgefertigt sein.

2. Die apostolische Kammer muss die Witwen und Waisen erhalten.

3. Jedes Viertel in Rom soll einen öffentlichen Kornboden haben.

4. Wenn ein Römer im Dienst des Vaterlandes fällt, so erhalten seine Erben 100 Lire, wenn es ein Fussgänger, 100 Gulden, wenn es ein Reiter war.

5. Städte und Festungen sollen mit römischen Landeskindern besetzt werden.

6. Den Ankläger, der seine Anklage nicht begründen kann, trifft diejenige Strafe, die den Verklagten betroffen haben würde.

7. Die Häuser der Verurtheilten sollen nicht mehr zerstört werden, wie es bis dahin in allen Gemeinden geschah, sondern den Gemeinden zufallen.

Cola erhielt von diesem Volksparlament die Herrschaft der Stadt übertragen; als Gehülfen nahm er den unschuldigen päpstlichen Vikar an, sich gab er den Titel Tribun und er that wirklich Wunder, er stellte Frieden her, wo bis dahin ein Chaos herrschte; die stolzen Barone und sogar der rebellische

mächtige Präfekt von Vico beugten sich vor ihm. Gegen Alle, gegen die Grossen wie gegen die Leute aus dem Volke, übte er strenge Gerechtigkeit. Auf seinen Befehl wurden als Uebertreter der Gesetze gehenkt Orsini, Savelli, Gaetani und sogar Priester, z. B. der Mönch von Anastasio, der mehrerer Morde überführt worden war.

Mit Hülfe eines Tribunals, des Friedens-Tribunals, brachte er 1800 Bürger, die bis dahin sich todtfeind gewesen waren, zur Versöhnung. Er schaffte den servilen Ausdruck „Don“ ab, oder versuchte ihn wenigstens abzuschaffen, denn das Don ist noch heute im Süden in Gebrauch. Er verbot das Würfelspiel, das Konkubinat, die Fälschung von Lebensmitteln und gewann dadurch die Herzen des Volkes. Er errichtete eine Bürgermiliz, eine wahrhafte Nationalgarde!

Alle Wappenschilder wurden von den Palästen, von den Bannern und Wagen der Adligen abgenommen, denn es wurde in Rom keine andere Herrschaft geduldet, als die des Papstes und die Rienzis.

Er legte wieder eine Abgabe von 1 Carlin und 4 Denare auf jede Feuerstätte in den Städten und Flecken des Römischen Kreises, und sogar die Gemeinden von Toskana, die doch Einspruch erheben konnten, weigerten sich nicht. Es waren nicht ausreichend Einnnehmer vorhanden. Alle Gouverneure mit Ausnahme von zwei unterwarfen sich. Endlich führte er auch noch ein Friedensgericht mit Sühneverfahren, sogar für Kriminalfälle ein.

Er that noch mehr. Er versuchte, woran nicht einmal Dante gedacht hatte, ein einiges Italien herzustellen, das weder Guelfisch noch Ghibellinisch sein sollte, mit der römischen Gemeinde an der Spitze und mit einer Nationalversammlung, wie sein Zeitgenosse Marcel in Paris es versucht hatte. Darin sollten nur 35 Gemeinden vertreten sein.¹

Schliesslich führte er noch die kühnste und bewundernswertheste That aus; er begab sich nach Avignon an den päpst-

¹ PAPENCORDT, *Cola di Rienzi*, 1844. — GREGOROVIVS, *Geschichte der Stadt Rom*, Bd. VI., S. 267.

lichen Hof, gegen den er in Worten und Werken so stark gesündigt hatte, und wusste sich Verzeihung auszuwirken bei Denen, die nie verzeihen, bei den Priestern, und zwar bei den Priestern jenes rohen und unversöhnlichen Jahrhunderts, die ihn zurückgehen und allerdings nur auf kurze Zeit und in untergeordneter Stellung auf einem Posten liessen, der für sie der bedrohlichste war.

Irrsinn. — Alle diese Wunder hielten indes leider nur kurze Zeit vor. Er, der in politischer Beziehung Anschauungen hegte, die nicht nur weit über die seiner Zeitgenossen hinausgingen, sondern auch über viele der Neuzeit, er, der bezüglich des Einheitgedankens über Mazzini und Cavour stand, er war doch nichts weiter als ein Wahnsinniger. Grossartig in seinen Entwürfen war er, nach dem Urtheil seiner Geschichtsschreiber, RE und PAPENCORDT, unentschlossen und unfähig in praktischen Dingen. Das zeigte sich z. B., als er seinen grössten Feind, den Präfekten von Vico, aus den Händen liess und dessen Sohn als Geisel zurückbehielt und als er seinen unerwarteten Sieg über die Barone nicht ausnutzte. Immer unschlüssig, wenn es sich nicht um Theorien handelte, glaubte er in allem im Sinne des hl. Geistes zu verfahren, mit dem er seine Unternehmungen begonnen hatte.¹

Er wurde in seinem Wahn mehr und mehr durch den Umstand bestärkt, dass zu jener Zeit der ketzerische Glaube an die Wiedergeburt der Welt durch den hl. Geist entstand und besonders durch den kleinlichen Umstand, dass eine Taube herabflog, als er dem Volke seine allegorischen Bilder zeigte. Dieser Taube schrieb er den glücklichen Anfang seiner Unternehmung und der prophetischen Inspiration den Sieg über Colonna und den Präfekten zu.²

Bei den wichtigsten Geschäften glaubte er in seinem Innern, im Traume, die Stimme Gottes zu vernehmen, mit dem er über alles Rath hielt.

Vom Gedanken der Inspiration getragen, erliess er auch

¹ PAPENCORDT, l. c.

² Leben, I., 32, I., 17.

Religionsvorschriften, z. B. das Gebot, einmal des Jahres zu beichten, bei Verlust eines Drittels vom Vermögen.

Widersprüche. — Er gerieth nun auch in die den Irren eigenthümlichen Widersprüche mit sich selbst. Sehr gottesfürchtig zwar, steht er doch nicht an, mit Jesus Christus sich zu vergleichen, weil er im Alter von 33 Jahren (also in demselben, wo Christus zum Himmel auffuhr) einen Sieg gewonnen hat. Nach seinen Niederlagen vergleicht er sich immer noch mit Christus auf Grund des bei den Irren sehr beliebten Spieles mit Zahlen. Er war nämlich 33 Monate nach der Majella verbannt gewesen, hatte, in einer wilden Einsiedelei, mitten unter Hallucinanten gelebt, die ihm prophezeiten, es werde ihm Genugthuung und sogar die Herrschaft der Welt gegeben werden. — Es ist der Grössenwahn, der diese Widersprüche grossentheils erklärt. Er glaubte in sich alle die Vorzüge eines Erlösers für Italien zu vereinen, dessen Aufgabe keine geringere sei, als die Wiederaufrichtung des Kaiserreiches und die Eroberung der Welt.

Als er dem Tode nahe zu sein glaubte, im Prager Gefängnisse, hielt er sich für das Opfer teuflischer Umdriebe und fügte sich in den göttlichen Willen. „Ich küsse die Riegel meines Kerkers, schreibt er, wie eine Gabe Gottes.“

In Rom erhob er sich eines Tages von seinem Thron, schritt auf seine Getreuen los und sprach mit lauter Stimme: „Wir befehlen dem Papst Klemens, vor unserem Tribunal zu erscheinen, er und das Kardinalskollegium soll in Rom wohnen. Wir laden vor uns die Beiden, die den Titel Römischer Kaiser sich anmaassen, Karl von Böhmen und Ludwig von Bayern. Wir befehlen allen Kurfürsten Deutschlands, uns den Grund mitzutheilen, warum sie sich das unveräusserliche Recht des Römischen Volkes angemaaßt haben, welches von alters her der rechtmässige Herrscher über das Reich ist.“ Darauf zog er sein Schwert, schwang es dreimal nach allen Himmelsrichtungen und wiederholte dreimal: „Alles das ist mein!“

Der ganze Vorgang beruhte darauf, dass er ein Bad in den Thermen Konstantins, zum Verdruss seiner Anhänger, genommen hatte und nun glaubte, Konstantins Macht geerbt zu haben.

Der päpstliche Legat, der gewissermaassen der einzige war, der Rienzis Wunderlichkeiten hätte beschönigen können, protestirte gegen dieses Betragen, so weit ihm seine geringe Macht es gestattete.

Uebrigens war das bei Rienzi nicht etwa eine vorübergehende Verirrung. Wir besitzen noch das diplomatische Aktenstück, das nach dieser theatralischen Vorstellung den Kaisern mitgetheilt werden sollte. Hier einige Stellen daraus.¹

„Auf Grund der Herrlichkeit und Gnade Gottes, des hl. Geistes und des Römischen Volkes sagen und erklären wir, dass das Römische Reich, Wahlrecht, Gerichtsbarkeit und Monarchie des hl. Röm. Reiches zu Recht der Stadt Rom und dem ganzen Italien gehören, aus vielen guten Gründen, die wir seiner Zeit und seines Ortes darlegen werden und nachdem wir den Herzögen, Königen u. s. w. den Befehl eingehändig haben, zwischen heute und dem Pfingstfeste vor uns in St. Lateran zu erscheinen mit ihren Ansprüchen und Forderungen, widrigenfalls nach Ablauf der bestimmten Zeit gegen sie verfahren werden wird nach den Vorschriften des Rechtes und nach der Eingebung des hl. Geistes.“

Als ob damit noch nicht alles gesagt wäre, fügt er hinzu: „Ausser dem, was wir bis dahin gesagt im allgemeinen und im besonderen, laden wir die durchlauchtigen Fürsten Ludwig, Herzog von Bayern, und Karl, Herzog von Böhmen, persönlich, die sich Kaiser nennen und Kurfürsten des Reiches; dazu den Herzog von Sachsen, den Markgrafen von Brandenburg u. s. w., dass sie erscheinen am obengenannten Ort vor uns in Person und vor der anderen Obrigkeit, widrigenfalls wir gegen sie in contumaciam verfahren u. s. w.“

Das war zu viel. Der Hass zwischen den Colonna und Orsini ruhte für einen Augenblick, sie verbündeten sich, Rienzi zu bekämpfen. Einer ihrer Banditen wurde bei dem Versuch ihn zu ermorden, ergriffen und bekannte auf der Folter, von den Baronen angestiftet worden zu sein. Von diesem Augenblicke an wurde Rienzi zum Tyrannen.

¹ OXEMIO, *De actis pontific.*, tom. 2 und 3.

Unter verschiedenen Vorwänden lud er kurz darauf seine hauptsächlichsten Feinde, darunter mehrere Orsini und drei Colonna zu sich, sie kamen in der Ueberzeugung, er lade sie zu einer Berathung oder zu einem Feste, wie letzteres wirklich den Schein hatte, wobei er sie aber festnehmen liess. Unschuldige und Schuldige empfanden dieselbe Furcht.

Auf das Läuten der grossen Glocke drängte das Volk herzu, die Barone wurden einer Verschwörung gegen das Leben des Tribunen angeklagt und weder eine Hand noch eine Stimme erhob sich zur Vertheidigung der Adelshäupter in dieser grossen Gefahr.

Diese verbrachten die Nacht getrennt voneinander, und Stephan Colonna schlug öfter gegen die Thür seines Gefängnisses und flehte, man solle ihn von solcher schmachvollen Sklaverei befreien. Die Ankunft eines Beichtvaters und der Ton der Todtenglocke belehrte ihn, was sie zu erwarten hatten.

Der grosse Saal im Kapitol, wo sie abgeurtheilt werden sollten, war weiss und roth ausgeschlagen, wie gewöhnlich bei Blutgerichten. Alles schien zur Verurtheilung bereit, als der Tribun, entweder weil er eingeschüchtert war oder aus Mitleid, in einer langen Rede an das Volk zu ihren Gunsten sprach, sie freisprechen liess und ihnen sogar Aemter gab (Befehlshaberstellen in der Armee), was zu einer furchtbaren Waffe gegen ihn werden sollte. Das waren Dinge, die in solchen Zeiten nicht angebracht waren. Petrarca sogar fand, dass er zu mild verfahren sei, und das gemeine Volk sprach sich über Rienzis Thorheit zwar in weniger korrekter aber in desto derberer Weise aus mit den Worten: „Emette il flato poi ritira le natiche“ (etwa: „Er spannt den Hahn und schiesst nicht los“).

So gross, sagt der Anonymus, war seine „Tollheit“, dass er sie sich aufs neue gegen ihn befestigen liess. Er schickte ihnen einen Boten, vor ihm zu erscheinen, den verwundeten sie; er lud sie nochmals und liess zwei von ihnen mit abgeschlagenen Köpfen malen. Sie nahmen ihm Nepi weg; er nahm keine andere Rache, als dass er zwei Hunde, die sie vorstellen sollten, ertränken liess. Darauf kehrte er nach Rom

zurück, hüllte sich in den Kaisermantel und liess sich zum drittenmal krönen. Schlimmer als alles war aber, dass er den päpstlichen Legaten Bertrand¹ fortschickte und sich den letzten Rettungsanker entzog, den er gerade jetzt am nöthigsten brauchte.

Ausser der wunderlichen Weihe zum Ritter des heiligen Geistes, nachdem er das Bad im Becken Konstantins genommen hatte (was nach den Begriffen jener Zeit noch entschuldbar war, man ihm aber wegen der Profanation sehr verübelte, besonders seitens der Frommen), beging er den grossen politischen Fehler, auf Grund jener Ceremonie das römische Volk für den Inhaber des Richteramtes über das Weltall zu erklären.

Rom sei das Haupt der Welt, das Kaiserreich und die Kaiserwahl sei Sache der Stadt, des römischen Volkes, Italiens, was soviel war, als Papst und Kaiser befehlen. Später, am 15. August — in seiner Neigung für Symbole, nach Art der Monomanen — wollte er sich mit sechs Diademen aus verschiedenen Pflanzen krönen lassen, aus Epheu, weil er die Religion liebte, aus Myrthe, um die Wissenschaft zu ehren, aus Sellerie, um die Fische abzuwehren; dazu führte er (Gott weiss warum) die Mitra der Troerkönige (!!) und eine silberne Krone (!!!).

GREGOROVIVS meint, alles zeige, dass er die Absicht gehabt habe, sich zum Kaiser krönen zu lassen.

Wie die Römischen Kaiser nach ihrer Krönung Edikte zu erlassen pflegten, so erliess auch Rienzi poetische Verfügungen, worin er allen Bewohnern Italiens das römische Bürgerrecht ertheilte.

ALBERT ARGENTARO sagt ferner,² Rienzi habe dem Papst Klemens gedroht, er würde einen anderen Papst wählen, wenn er nicht nach Rom zurückkehre. Auch VILLANI sagt, er habe ganz Italien umgestalten und Rom, wie im Alterthum, dienstbar machen wollen. Wie thöricht dieser Gedanke war, lässt sich daraus schliessen, dass seine heilige Schaar, die er für durchaus *treu* hielt, nur auf 1600 Mann und sein Heer

¹ MURATORI, *Cronaca Estense*, XVIII., p. 409.

² Chronik. S. 140.

allerhöchstens auf 12000 Mann sich belief, Reiter und Fussgänger zusammen.

Nach dem Siege über die Edelleute, der nicht seine Schuld war, verbot er, der früher so grossmüthig gewesen war, den Witwen ihre Todten zu beweinen. Anstatt seinen Sieg zu verfolgen, that er gleich darauf den nutzlosen und unwürdigen Schritt, der übrigens den Ausschlag zu seinem Verderben gab, dass er seine Freiwilligen mit den Worten aufrief: „Folget, ich will euch doppelten Frieden schaffen.“ Damit liess er die Trompete blasen und ritt mit seinem Sohn Lorenzo zur Seite an den Ort, wo Colonna getödtet worden war, besprengte jenen mit dem Blute der Geopferten und sagte: „Von dieser Stunde an sollst du Siegesritter heissen.“ Dann verlangte er, jeder Hauptmann solle ihm den Ritterschlag geben und beschloss die traurige und zugleich närrische Ceremonie mit einer Anrede. „Erinnert euch, dass das, was ich in dieser Stunde that, uns allein an euch bindet und dass ihr uns angehört.“

Diese Handlungen und Worte erschienen den heiligen Ritttern, wie er sie nannte, schon in dieser wilden Zeit so roh und unsinnig, dass sie nicht mehr für ihn streiten wollten. Seit dieser Zeit zeigte sich einerseits sein Wahnsinn ganz deutlich, andererseits die Verachtung, die ihm von allen anständigen Leuten zu theil wurde, wie auch Petrarca in einem allgemein bekannten Briefe sich sehr derb gegen ihn äusserte.¹

Man versteht nun wohl, warum Rienzi so sehr auf pomp-hafte Titel hielt seit seinen ersten Waffenthaten. Erst nahm er sich der Witwen an und liess sich ihren Konsul nennen, schrieb auch seitdem nur mit einer silbernen Feder. Kaum war der Konsul der Witwen von Avignon zurückgekehrt, so wurde er römischer Konsul, was ein ganz anderes Ding ist; er hielt Reden in einer mit Kronen verzierten Mütze, und da ihm das Volk zujauchzte, so liess er sich anfangs Tribun, dann Tribunus Clemens et Severus nennen, unbekümmert um den Widerspruch in den beiden Worten, nur um an

¹ Siehe oben.

Severinus Boëtius zu erinnern, dessen Wappen er auch annahm; nicht lange darauf, in Anspielung auf seine Ernennung im August, liess er sich sogar *Tribunus Augustus* nennen.¹

Wir begreifen nun auch, wie er, der Macht beraubt und flüchtig, seine Zuflucht zu dem prosaischen Kaiser Karl IV. nehmen konnte, eingewiegt von seinen Träumen, die er für Wirklichkeit hielt.

In Rom war nach seinem ersten Sturze die alte Ordnung wieder eingerissen, was vielleicht den Papst mitbestimmte, Nachsicht gegen ihn zu üben. Vergebens hatte sich ein anderer, unbekannt gebliebener Tribun bemüht, der Unordnung zu steuern. Rienzi erging es nicht besser, als er wieder erschien ohne das frühere Ansehen und ohne die jugendliche Kühnheit, die im Verein mit der Gluth des Irrsinnens die Kräfte des armen Skribenten ver Hundertfacht hatte; das Volk selbst warf ihn nieder. Denn der Naturkraft der Dinge gegenüber sind die Menschen ohnmächtig, gleichviel ob sie Irre mit Geist oder vollkommene Genies sind. — Auch Stephan Marcel unterlag in Paris, obgleich er über weit grössere Kräfte verfügte und im Bunde mit dem Landvolk (*Jacquerie*) war.

Blödsinn. — Rienzi konnte sogar nicht mehr die Wunderkraft eines irren Geistes entfalten, denn er war in wirklichen Blödsinn verfallen. Der nüchterne, mässige Mann, für den man ihn während der ersten Zeit seiner Herrschaft halten konnte, er, der kaum Musse für seine Mahlzeiten fand, war in das Gegentheil umgeschlagen, feierte fortwährend Orgien und trank wie ein richtiger Dipsomane. Letzteren Umstand entschuldigte er als die Folge eines Zaubertrankes, den man ihm im Gefängniss eingeflösst habe, während wir glauben, dass es die fortgeschrittene Krankheit so mit sich brachte. Denn wir finden diese Erscheinung schon in den ersten Monaten seines ersten Tribunates. Ueberdies bringen langsame Gifte wohl *Tabes*, aber nicht *Fettleibigkeit* hervor.

„Er speiste und trank ohne Ordnung zu jeder Tagesstunde, mischte griechischen dunkeln unter hellen italischen

¹ GREGOROVIVS, VI., 294.

Wein; er trank Most; er trank zu viel.¹ Ausserdem war er ausserordentlich fett geworden, er hatte das Aussehen eines Mönches, das Gesicht war rund, glänzend roth, wie das eines asiatischen Abtes, der Bart lang. Er hatte helle Augen und wurde über und über roth und seine Augen entzündeten sich plötzlich," sagt der Anonymus.

Wie es bei Menschen geschieht, die auf dem Wege zum Blödsinn sind, so wurde auch er beleibt, seine Augen waren oft blutrot, sein Gesicht bekam einen brutalen Ausdruck. Das Denkvermögen wurde schlaff, seine Laune mürrisch. Unbeständigkeit, Unruhe und das wunderliche Wesen, das früher Bewunderung beim Volke erregt hatte, schadeten ihm jetzt sehr. Seine Vertrauten sagten, seine Stimmung wie sein Gesicht nehme jeden Augenblick einen anderen Ausdruck an, nicht eine Viertelstunde lang beharre er bei einem Vorsatz. Kaum hatte er die Belagerung von Palestrina angefangen, da brach er sie schon ab; er ernannte einen bewährten Kommandanten, gleich setzte er ihn wieder ab.

In den ersten Zeiten, da er Steuern auf Wein und Salz legen musste, liess er selbst von seinem Luxus ab und wurde scheinbar mässiger; von seinen anderen schlimmen Neigungen ging er aber nicht ab. Auf die Grossmuth, die er in der ersten Periode von Zeit zu Zeit zeigte, folgte eine kalte Selbstsucht, eine Einbusse an sittlichem Gefühl, die sogar in diesen grausamen Zeiten Abscheu erregte, als er z. B. Monreale enthaupten liess, um eine von ihm geborgte Summe Geldes nicht zurückzahlen zu müssen. So wurde Pandolfo Pandolfuccio, sein Freund und ein in ganz Rom als Muster der Rechtchaffenheit verehrter Mann, ohne allen Grund und nur aus Eifersucht auf den Ruhm des Mannes, auf seinen Befehl enthauptet. So opferte er die besten Männer und beraubte sie ihrer Güter. Bald furchtsam, bald wild, schritt er von einer Maasslosigkeit zur anderen.

Man sah ihn fast in einem und demselben Augenblicke lachen und weinen, und zwar ohne triftigen Grund,

¹ ANONYMUS, V. 192.

auf seine Aeussierungen von Freude folgten Seufzer und Thränen.

Er hatte indes schon früher Beweise von Schwachsinn gegeben. Wir brauchen bloss an die oben erzählte Begebenheit mit den Baronen zu erinnern, die er festnimmt, in ihre Burgen entlässt, sie dann durch einen Boten vorfordert, den sie niederstossen, und deren Bilder er mit dem Kopf nach unten, die Beine nach oben im Kapitol aufhängt, während sie eine ihm abgenommene Stadt (Nepi) anzünden. Darauf zieht er gegen sie (Rinaldo und Giovanni) und lässt, nach einigen Plünderungen und Verwüstungen, die allerdings die Farbe der Zeit tragen, zwei Hunde, die jene Beiden vorstellen, ersäufen.

Sein Briefwechsel. — Am deutlichsten giebt sich sein Genie, aber noch mehr sein Wahnsinn, in seinen Briefen kund.

Cola di Rienzis Briefe sind mit grosser Vorliebe gesucht und aufgenommen worden, „als kämen sie von den Antipoden oder aus dem Mond“ (schreibt PETRARCA wiederholt). Man besitzt vier Korrespondenzen¹ von ihm: in Mantua, in Turin (22 enggeschriebene Seiten), in Paris, in Florenz (Autographen).

Schon diese Briefe würden genügen, um Rienzis Geistesstörung festzustellen. Es befindet sich wirklich nicht ein einziger darunter, der nicht den Stempel krankhafter Eitelkeit trägt oder die kleinen Wortspiele und Wiederholungen nicht enthält, an denen die Irren eine besondere Freude haben. Vor allem kommt ihre grosse Menge in Betracht, zu einer Zeit, wo man so wenig schrieb.

Als man nach seiner Flucht das Kapitol plünderte, fiel vor allem der Haufe von entworfenen und noch nicht beförderten Briefen auf, die man in Rienzis Kabinet vorfand. Es ist auch bekannt, dass die vielen bei ihm beschäftigten Schreiber nicht genug waren und dass sie unter seinen Diktaten ermü-

¹ Im Druck öfter erschienen: PAPENCORDT, *Cola di Rienzi*, Hamburg 1847. — GAYE, *Corteggio inedito d'artisti*, Firenze 1839. — HoxEMIO, *Gesta Pontificum Tungritium*. Leodii 1822. — HOBHOUSE, *History illustrated of Child Harold*, 1818. — DE SADE, *Mémoires de Petrarque*, III.

deten. Ebenso weiss man, dass er Couriere auf Couriere nicht bloss an die befreundeten Republiken, sondern auch an Potentaten schickte, die sich nicht um ihn kümmerten oder die ihn verachteten. Der König von Frankreich antwortete ihm, um sich über ihn lustig zu machen, durch einen Bogenschützen, das ist etwa das, was heute ein Polizeidiener ist. Die Herren von Ferrara, von Padua, von Mantua schickten ihm seine Briefe zurück. Dazu sein Stil, die weitschweifige Art, die vielen Postskripte, die meist länger als der Text waren, die sonderbare Unterzeichnung voll prahlender Titel, wie solche bei orientalischen und afrikanischen Fürsten gebräuchlich sind.

Dabei haben diese Briefe einen eigenthümlichen Duft, eine Lebendigkeit des Ausdruckes, der die Klassizität als Muster dient, ein überschäumendes Selbstvertrauen, welches anfänglich Glauben an die vielen Lügen, von denen sie wimmeln, erweckt. Wie es scheint, hat er schliesslich selbst an seine Lügen geglaubt, wie das bei gewissen Irren und unverschämten Lügern nicht selten der Fall ist.

Was mir besonders auffällt, das ist das beständige Spiel mit Gleichklängen oder, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Calembours, was für die grösste Leichtfertigkeit im allgemeinen spricht und jedenfalls nicht zu den Bräuchen der damaligen Diplomatie gehörte. Dabei wollen wir von den vielen Schnitzern in seinem Latein und von der Ueberladung mit Worten absehen, die er mit Rinaldo Orsini, dem päpstlichen Notar, gemein hat, auch von der wenig diplomatischen Rücksichtslosigkeit, in welcher sein krankhafter Charakter sich enthüllt, namentlich bei einem Staatsmann damaliger Zeit, wo das Schweigen noch mehr wie in unserer Zeit Gold und, wegen des Mangels an allgemeiner Bildung, nothwendig war.

Welcher sinnige Mensch würde sogar mitten im Mittelalter an den Papst einen Brief geschrieben haben, wie der ist, den er am 5. August 1347 an Papst Klemens VI. gerichtet hat, worin es heisst: „Nachdem die Gnade des heiligen Geistes die Republik unter meiner Führung befreit hat und meine Wenigkeit in den ersten Tagen des August an die Spitze ge-

stellt worden ist, soll man mir den Titel und den Namen Augustus geben, welchen diese Unterschrift trägt.

Gegeben am 5. August.

Niedrige Kreatur.

Jünger des heiligen Geistes, Nicolaus Severus et Clemens,
Befreier der Stadt, Eiferer für Italien, Freund der
Welt, der die Füße der Glücklichen küsst.“

Nach dieser langen Unterschrift folgen nun noch drei andere Seiten, worin ernstlichere Gründe als die voranstehenden zur Erklärung des Calembours „August“ vorgebracht werden.

Ein weiteres Dokument, aus welchem seine Narrheit erhellt, ist der Brief, den er in der Trunkenheit des Sieges über die Barone schrieb. Wir wollen uns nicht bei seiner komischen Vertraulichkeit aufhalten, mit der er von Gott schreibt, er habe diese für die Feder gebildeten Finger für den Krieg umgeschaffen, obgleich er im Grunde nichts vom Kriege verstand. Bemerkenswerth ist aber, dass er unter den schwersten Anklagen gegen die Colonna besonders die von letzteren veranlasste Plünderung der Kirche hervorhebt, wo er seine goldene Krone niedergelegt hat. Noch seltsamer ist sein Anspruch auf Prophetenthum, den er an die Pfaffen richtet, die in betreff derartiger Albernheiten, wie Alle, die ein Geschäft damit treiben, ungläubig sind.

„Wir dürfen nicht unterlassen, euch zu sagen, dass uns zwei Tage vor diesen Begebenheiten P. Bonifacius erschienen ist und uns den Sieg über die Tyrannen verkündet hat. Wir haben vor versammeltem Parlamente und in Gegenwart gesamter Römer darüber berichtet und sind in die Peterskirche zum Altar des Bonifacius geschritten, dem wir einen Kelch und einen Schleier weihten.

Das Gesicht hat sich, Gott sei Dank! bewahrheitet, mit Hülfe des heiligen Martin, seinem Tribun (dabei vergisst er, dass er zwei Seiten vorher in demselben Briefe seine Siege den Heiligen Laurentius und Stephanus zugeschrieben hatte).

Da die Verräther die Pilger beraubt hatten, nahm der Heilige an seinem Festtage Rache an ihnen durch die Hand

eines Tribunen, drei Tage nachher, am Tage des heiligen Columban, der die Taube (columba) auf unserem Banner verherrlichte.“ Man merke auf die Wortspiele Columba und Columban, Tribun und drei Tage. —

Nun folgen, wie bei allen Monomanen, die ihm geläufigen Postskripte.

„Gegeben im Kapitol am Tage des Sieges, den 3. November, auf den Tag, da sechs Tyrannen vom Hause Colonna umkamen, und wo nur der unglückliche Stephan Colonna übrig blieb, der halbtodt ist. Er ist der siebente. So hat der Himmel die Zahl der getödteten Colonna der der Kronen unserer Krönung gleich gemacht,¹ gleich auch den Zweigen des fruchtbaren Baumes, der an die sieben Gaben des heiligen Geistes erinnert.“

Gedanke und Worte sind vollständig wahnsinnig, mit denen er Gott für den Untergang einer Heldenfamilie verantwortlich macht, um eines elenden Wortspieles willen, nachdem er wenige Zeilen zuvor mit trügerischer Heuchelei, die übrigens durch die That Lügen gestraft wurde, geschrieben hatte:

„Unserem Charakter getreu wollten wir nicht die Strenge des Schwertes walten lassen und so gerecht wie möglich gegen Die verfahren, denen wir ohne Schaden für die Freiheit, für die Gerechtigkeit und für den Frieden Gnade angedeihen lassen können.“

Komisch und toll ist die Art, wie er in einem anderen Briefe (vom 22. September 1347) an Rinaldo Orsini den gewaltigen Fehler beschönigt, den er durch die Freigebung der kurz zuvor mit List gefangenen Nobili begangen hat. „Wir wollen Eurer Herrlichkeit zu wissen thun, dass es Gott gefallen hatte, einige Nobili, die dem Volke und uns gerechten Verdacht gegeben hatten, in unsere Hände zu geben (wissen wir doch, dass er sie selbst eingeladen hatte). Wir hatten sie in den Gefängnissen des Kapitols so lange festgehalten, bis

¹ Er liess sich mit 7 Kronen krönen, hatte 7 Sterne mit 7 Strahlen in seinem Siegel und erst später, nachdem er Tribun geworden, hatte er acht.

unsere Zweifel und unser Verdacht beseitigt waren, dann haben wir eine unschuldige List gebraucht, um sie nicht nur mit uns, sondern auch mit Gott zu versöhnen, indem wir ihnen Gelegenheit gaben, zu beichten. Am 15. September schickten wir jedem von ihnen einen Beichtvater in das Gefängniß und da dieser unsere guten Absichten misskannte und sich einbildete, wir wollten Strenge üben, so sagte er zu den Herren: „Der Herr Tribun will euch zum Tode verurtheilen.“ Während dessen läutete beständig die Glocke des Kapitols und lud zum Parlament. Da erschrakn die Edeln und hielten sich für verloren und beichteten fromm und unter Thränen in Erwartung des Todes. Ich habe es belobt u. s. w.

Ob das eine gute Gelegenheit genannt werden darf, das zu beurtheilen überlasse ich dem Leser, ebenso das Urtheil, ob der für einen Mann von rein sittlichem Empfinden gehalten werden dürfe, der solch eine Sprache führt, sogar als Diplomat, als wenn es eine Posse zu spielen gegolten habe.

Man darf nicht übersehen, dass eine derartige Entschuldigung, diplomatisch genommen, besonders mit Pfaffen, die das Handwerk kennen und wissen, was sie davon halten sollen, nicht nur unnütz war, sondern auch zu einer schweren Anklage wurde. Der Schluss ist nicht weniger seltsam: „Dadurch sind ihre Herzen so innig mit dem unserigen und dem des Volkes verwoben, dass die Einigung zum Wohle des Vaterlandes gereichen wird. Denn sie werden einsehen, dass wir unparteiisch sind und dass wir so wenig wie möglich streng sein wollen.“

Hiermit endete indes die unnütze Heuchelei nicht. Vermuthlich war er durch die Beichte der Patrizier einmal auf die tolle Bahn gerathen; er befahl darum, dass (wie oben erwähnt) die Bürger wenigstens einmal im Jahre beichten und das Abendmahl nehmen sollten, widrigenfalls ein Drittel ihrer Güter verfallen würde, die Hälfte der Busse aber an die Pfarrkirche des Schuldigen und die andere Hälfte dem Stadtsäckel anheimfiele.

Die Notare waren gehalten, von jedem Testament Anzeige zu machen. Dieses neue Gesetz verkündete Rienzi jedoch

in einem Postskriptum zu diesem Briefe (wieder einmal die Sucht der Monomanen, die Hauptsache in einer Nachschrift mitzutheilen), mit folgenden Worten: „Es erschien uns angemessen, wie das zeitliche Wachsthum der Republik als zweiter Augustus auch das Seelenheil zu fördern und zu mehren.“

Das war eigentlich ein Eingriff in die eigensten Rechte und Pflichten des Hohenpriesters, sogar im modernsten Sinne der Sache. Er empfahl der Geistlichkeit besondere Ceremonien und kirchliche Prozessionen von eigener Erfindung und schleuderte Drohungen gegen die Geistlichen, die aus Frankreich nicht zurückkehren wollten. Das gab auch eine der hauptsächlichsten und gerechten Anklagen, die ihm in Prag und Avignon entgegengehalten wurden und von der er sich nur reinigte durch — Lüge. Als es um den Krieg gegen Giovanni di Vico und gegen Ceccano, den Grafen von Fondi schlimm stand, schrieb er (7. Juli 1347) einen Brief, in welchem er zwar den Papst als Herrn anerkannte, und von seinem römischen Volke sprach, nebenbei aber erklärte, dass Rom und das Volk ihm geschworen hätten, die von ihm eingesetzte Regierung aufrecht zu erhalten, nach der Ordnung, die der heilige Geist ihm eingegeben habe. Den Brief datirt er aus dem ersten Jahre der befreiten Republik und er spricht von der Inspiration durch den heiligen Geist mit einer Sicherheit, wie sie nur bei einem Gläubigen, das heisst bei einem Halluzinanten gedacht werden kann.

„Ich habe dafür gesorgt, dass Eure Heiligkeit von der hohen Gnade und der köstlichen Gabe erfahre, die der Vater des Lichtes am Tage des letzten Pfingstfestes auf euer römisches Volk ausgegossen hat, damit es einen Strahl seines Glanzes empfangen und die Freiheit umfassen im Bunde und mit dem heiligen Kusse des Friedens und der Gerechtigkeit.

Durch die Gnade des heiligen Geistes, aus dem meine Verwaltung sicheren Grund und ihre Festigkeit bekommen hat, ist es geschehen, dass die Hand des Königs der Könige alle Grossen, Tyrannen und Fürsten der Stadt mir gehorsam gemacht hat, so wunderbar und in so kurzer Zeit, dass es jedem Andern schwer, ja unmöglich gewesen wäre, das grosse Werk

zu unternehmen, ja auch nur den Gedanken dazu zu fassen. Es ist die Huld, die Kraft, die Tugend, die Hülfe, die Gnade und die Freiheit des heiligen Geistes, die mich in sein Vorhaben einweihten.“

Und gerade in jenen Tagen erlitt er schwere und beständige Einbussen. Wer einen Blick in die weitere Korrespondenz wirft, der versteht, warum das Bad in der Wanne Konstantins eine solche Wichtigkeit für ihn hat, der auf Symbole, wie alle-Irren, hält; es bedeutete ihm eine Art Weihe zum Kaiser!

Er berührt diesen Punkt in einem Briefe an den Papst (4. Oktober 1347), bei Gelegenheit des Sieges über die Fürstlein und über die Räuber der Umgegend mit den Worten: „In Anbetracht ihrer Bosheiten war es ein grosses Glück, dass ein solcher Mann in der Wanne Konstantins gebadet hat.“

In seiner langen Epistel an Karl IV. (Juli 1350) vom Gefängniss aus spricht er über ein gewisses, wenig ehrbares Verhältniss seiner Grossmutter zu Kaiser Heinrich VII.¹

„Sie verrieth einer ihrer Freundinnen das Geheimniss ihrer Schwangerschaft. Die verschwiegene Freundin fand nach Frauenart eine andere Verschwiegene, der sie die Sache gleichsam in Sekret mittheilte, die hielt die Geschichte noch weniger sekret, und so pflanzte sich die Nachricht von Sekret zu Sekret fort.“

Die Spielerei mit dem Wort Sekret in Bezug auf die Liebe seiner Grossmutter in einem nicht konfidentiellen Schreiben an einen Kaiser ist denn doch mehr als geistreich, es ist bare Albernheit. Das ist aber nicht die einzige; weiterhin macht er einen anderen Calembour darauf, dass er, der Tribunus Augustus im Monat August zu dem Caesar Augustus Karl vom Himmel geschickt worden sei, und erzählt ihm, unter verschiedenen noch abgeschmackteren Witzeleien, dass er, in der Meinung, Severus Boëtius Mutter stamme von böhmischen Königen ab, seinen Sohn Boëtius und sich selbst Severus ge-

¹ Vgl. GABRINI, *Observations historico-critiques sur la vie de Rienzi*, 1706, S. 96.

nannt habe; er habe darum das Wappen mit den sieben Sternen angenommen — Dinge, die den König sicher nicht interessiren, noch ihm nützlich sein konnten, die aber sämtlich das Gepräge des Blödsinns tragen.

Dasselbe gilt für das, was er auf Grund der Prophezeiungen der oben erwähnten Eremiten schreibt, er sei überzeugt, seine zweite Erhebung werde viel glänzender werden, als es die erste gewesen sei, gleich wie die von Wolken lange Zeit verhüllte Sonne dem Auge des Menschen lieblicher erscheine.

„Vielleicht habe Gott im gerechten Zorn über den greulichen Tod seines durchlauchtigsten Grossvaters Heinrich VII. und über so vieler Seelen und Leiber Verderben, während der Kaiserstuhl leer stand, Cola zum Heile für Karl der Welt gegeben, um das Reich wieder aufzurichten, und habe ihn im Lateran in der Kirche des Täufers taufen und im Bade Konstantins baden lassen, auf dass er der Vorläufer des Reiches werde, wie Johannes der Vorläufer Jesu gewesen ist. Karl hat gesagt: freilich kann das Reich nur durch ein Wunder wieder erstehen. War es denn nicht ein Wunder, dass ein armer Mensch dem Reiche bei seinem Sturze zu Hülfe kommen konnte, wie der heilige Franziscus der Kirche zu Hülfe kam. Er solle aufstehen und das Schwert umgürten, er solle die Prophezeiungen der Mönche für nichts achten, weil das Alte und das Neue Testament voll von Prophezeiungen seien, nur er allein könne Roms sich bemächtigen. Wenn Karl es nicht sofort thue, so würde er wenigstens 100000 Goldgulden an Abgaben einbüßen — für Salz und sonstige Einkünfte der Stadt, die durch das Jubiläum erwachsen.“

„Im Laufe des Jahres würde der Papst sterben, viele Kardinäle würden umkommen. In fünfzehn Jahren werde es nur einen Hirten und einen Glauben geben, der neue Papst, der Kaiser Karl und Cola werden das Symbol der heiligen Dreieinigkeit auf Erden sein. Karl werde den Occident, der Tribun den Orient beherrschen. Unterdes begnüge er sich, den Kaiser auf seinem Wege nach Rom zu unterstützen, er wolle ihm bei den Römern und den anderen Stämmen

Italiens den Weg bahnen, die sonst dem Reiche feindlich gesinnt seien. Er könne ruhig zu ihnen hinabsteigen, ohne Blutvergiessen und ohne dass sein Kommen der Stadt und der ganzen Nation Trauer erwecke, wie es bei den früheren Kaisern der Fall gewesen sei.“

Er erreichte soviel, dass der Erzbischof ihm als Antwort schrieb, er sehe „mit Erstaunen, dass der Tribun nach so vielen Thaten, die man anfangs als Einwirkung Gottes angesehen habe, doch so wenig Demuth zeige, indem er seine Erhebung als ein Werk des heiligen Geistes hinstelle und sich dessen Bewerber (candidatus) nenne“ — Worte, die man Denjenigen vorhalten muss, die in Colas Wahnsinn die Wirkung des damaligen Aberglaubens erkennen wollen.

Der König selbst antwortete ihm sehr verständig, „Cola möge sich über sein Schicksal mit dem Spruche der Bibel trösten, dass das ganze Gesetz auf zwei Vorschriften beruhe: Gott über alles zu lieben und den Nächsten wie sich selbst. Wenn einer strafbar ist, so überlasse er Gott die Strafe. Christus lehrt, uns vor Denen zu hüten, die wie Lämmer aussehen und Wölfe sind. „Darum haben wir ihn ermahnt, den unwissenden Einsiedlern zu entsagen, die im Geiste der Demuth zu wandeln meinen und nicht einmal ihren Sünden widerstehen und ihre Seele retten können, — die in die Geheimnisse einzudringen und im Geiste alles, was unter dem Himmel ist, zu lenken vermeinen und die mit scheinbarer Demuth auftreten, aber die irdischen Dinge weit mehr im Auge haben, als die himmlischen. Da wir Gott von ganzem Herzen und unseren Nächsten wie uns selbst lieben, so haben wir aus Liebe zu Gott ihn als einen, der Unkraut säet, gefangen setzen lassen, zugleich auch aus Liebe für seine Seele, um die wir Sorge tragen.“

Später rieth er ihm, „seine wunderlichen Einfälle fahren zu lassen und zu bedenken, dass, woher er auch stammen möge, wir alle Geschöpfe Gottes, Söhne Adams und aus Erde geschaffen sind u. s. w.“

Eine merkwürdige demokratische Zurechtweisung, die ein König von Böhmen einem Ex-Tribunen der italienischen

Republik ertheilt! Sie diene ihm jedoch zu nichts. Denn da er nach so viel Missgeschick ein Scheinbild seiner früheren Macht wieder errungen hatte, mit Hülfe von buchstäblich erpressten Geldsummen, so schrieb er pomphaft nach Florenz, „Frauen, Kinder, Männer, Geistliche, Laien seien ihm mit Palmen, Olivenzweigen, Trompeten und Hochrufen entgegengekommen“.

Alle diese Dinge hat sein Geschichtschreiber RE für so bizarr gehalten, dass er — da er nicht im Besitz unserer Dokumente war — den darauf anspielenden Polyhistor der Fälschung zeih, weil Petrarca einen Menschen mit so verrückten und ketzerischen Ansichten zu vertheidigen nicht gewagt haben, weil ferner der Kaiser ihn nicht einen Augenblick unterstützt haben würde und weil Cola beim Kardinal Guido von Bologna nicht seine Unschuld hätte betheuern und verlangt haben können, man solle ihn zum Papste schicken oder in den heiligen Orden von Jerusalem aufnehmen; jedenfalls hätte etwas davon bei Gelegenheit der vier gegen ihn erhobenen Anklagepunkte in Avignon erwähnt sein müssen, die von Oxemio und Petrarca aufbewahrt worden sind. Auch hätte er nicht, wie es später unter Innocenz VI. geschah, für einen guten Christen erklärt werden können.

Dass aber doch alles das wahr ist, wie unwahrscheinlich es auch klingt, erhellt schon von vornherein — auch ohne die Aufklärung, die man aus den seltsamen Briefen und den noch seltsameren Rundschreiben erhält — für Denjenigen, der den fortschreitenden Wahnsinn Colas erkannt hat, dessen Macht gerade auf seiner Verwegenheit beruhte, — wenn man ferner weiss, dass die guten Böhmen nicht so sehr entrüstet wie verduzt (so nennt es der Anonymus) waren über seine Beredsamkeit und nachher wieder erschüttert bei seinem Widerruf.

Die böhmischen Bischöfe hatten — in einem noch vorhandenen Dokument — seine Schriften widerlegt und er selbst hatte sie zurückgenommen. Man hatte sie auch, aus einer von den Geschichtschreibern nicht genug gewürdigten Rücksichtnahme, nicht vollständig an den päpstlichen Hof eingesendet, als man den Tribun zurückschickte, dessen Verurtheilung sicherlich dem Kaiser, den die Politik schon gezwungen hatte, das

in ihn gesetzte Vertrauen zu missachten, weder angenehm noch nützlich war.

Trotz allem ist Rienzi eine merkwürdige Erscheinung, eine Art von Monolith mitten in der Wüste und für die Historiker eine Hieroglyphe. Denn zu einer vollständigen Erklärung dieser Erscheinung konnte es nicht die Geschichtsforschung, sondern nur die Psychiatrie bringen, die bei Cola alle Eigenschaften des Monomanen nachweist. Gesichtsausdruck und Schriftzüge regelmässig, übertriebener Hang zum Symbolisiren und zur Wortspielerei, der gesellschaftlichen Stellung unangemessene aber originelle Beweglichkeit, die an Albernheit grenzt und in Schreibewuth ausläuft; maassloses Selbstgefühl, das ihm bei der Menge Ansehen giebt und den Mangel an Takt und praktischem Geschick ersetzt, ihn aber schliesslich zum Possenreisser macht, Mangel an sittlichem Gefühl; Kälte, die nur durch den Missbrauch alkoholischer Getränke und durch den lebhaften Widerstand, den er in seinen letzten Tagen findet, berührt wird.

Johann von Gott.¹ — Joao Ciudad wurde 8. März 1485 in der Stadt Montemor-o-Novo in Portugal geboren. — Von Kindheit an von einem unruhigen, abenteuerlichen Sinn getrieben, verliess er schon, kaum 8 Jahre alt, sein väterliches Haus. Ein Priester brachte ihn nach Oropesa, wo er bei einem Franzosen als Hirt in Dienste trat. Hier liess es ihm nicht länger als ein Jahr Ruhe; er war gross und stark geworden und wurde Soldat. Das Leben, das er im Heere führte, lässt sich kaum beschreiben. Offiziere wie Soldaten stahlen. Einer der ersteren vertraute Joao einen Theil seines Raubes an, der damit ausriss. Zum Tode verurtheilt, wurde er im Augenblick, wo er gehenkt werden sollte, durch einen vorübergehenden Oberoffizier begnadigt, aber aus der Armee gestossen. Er kehrte nach Oropesa in seinen früheren Dienst zurück. Um 1528 nahm er aufs neue beim Heere Dienste unter dem Befehl des Grafen Oropesa. Nach Ablauf des Krieges kehrte er nach Montemor-o-Novo zurück, um seine

¹ ABBÉ SAGLIER. *Vie de St. Jean de Dieu*. — MAXIME DU CAMP, *La charité à Paris*, 1885.

Eltern zu besuchen, aber plötzlich von Amnesie befallen, hatte er den Namen seines Vaters vergessen. Er verliess das Land und ging nach Ayamonte in Andalusien, wo er wiederum als Schäfer diente. Hier war es, wo er glaubte dazu berufen zu sein, dass er den Armen ein Helfer werde und sich ihnen um Gotteswillen opfern müsse.

Es war das die Zeit, wo die afrikanischen Seeräuber über die unbeschützten Landstriche herfielen, die Bewohner entführten und als Sklaven nach Algier, Tunis und Fez verkauften.

Zwei Mönchsorden befassten sich eigens damit, Almosen zum Loskauf der gefangenen Katholiken zu sammeln. Johannes scheint willens gewesen zu sein, diesem frommen Werke sich zu widmen. Er fuhr nach Ceuta und trat daselbst in den Dienst einer armen, verbannten und mittellosen portugiesischen Familie, die er mit seiner Arbeit ernährte. Er verliess sie aber, dessen müde geworden, und kehrte nach Gibraltar zurück, wo er einen kleinen Handel mit Reliquien u. dergl. m. anfang. Da ihm das wenig einbrachte, ging er nach Granada und eröffnete dort einen Laden. Er war 43 Jahre alt, als ihn die Gemüthserschütterung traf, die seinen Beruf bestimmen sollte.

Am 20. Januar 1539 nach einer Predigt des Paters Johann d'Avila hatte er einen Anfall von frommer Verzückerung. Er beichtete öffentlich, wälzte sich im Staube, rauft sich den Bart aus, zerriss seine Kleider, rannte in den Strassen der Stadt umher, Gottes Barmherzigkeit anflehend und von schreienden Kindern verfolgt — als Verrückter. In seiner Büchersammlung zerriss er alle weltlichen Bücher, die er besass und verschenkte die geistlichen Bücher, seinen Hausrath, seine Kleider, Jedem, der sie nehmen wollte; er ging, nur mit dem Hemde bekleidet, schlug gegen seine Brust und bat die Leute, für ihn zu beten. Halbnackt, von der Menge verfolgt, fing er vor der Kathedrale aufs neue an, Verzweiflungsschreie auszustossen. Da der Prediger Johann d'Avila von der durch seine Predigt bewirkten Bekehrung Ciudads hörte, nahm er ihm die Beichte ab, tröstete ihn und gab ihm guten Rath, der wenig

geholfen zu haben scheint, denn der arme Tolle wälzte sich sofort wieder auf einem Misthaufen und schrie über seine Sünden. — Man warf mit Steinen, mit Koth nach ihm, verlachte und verspottete und misshandelte ihn. Ein Mitleidiger führte ihn endlich in das Königliche Hospiz für die Verrückten.

Johannes wurde da nach der „damaligen Mode“ behandelt; man band ihn, um ihn besser peitschen zu können, womit man den Kranken von dem bösen Geiste zu befreien gedachte, von dem er besessen sei.

Der maniakalische Anfall scheint sehr heftig gewesen zu sein; indes gilt es fast als Regel, je heftiger die Anfälle sind, dass sie um so eher nachlassen.

Wenigstens geschah es bei Johannes, dass er mitten unter den Peitschenhieben „gelobte, für die armen Gestörten zu sorgen und sie zu behandeln, wie es sich gezieme“.

Als die nervöse Aufregung vorüber war, beschäftigte er sich um die Kranken und wurde bald darauf mit dem Zeugniss entlassen, dass er nicht mehr geisteskrank sei. Er hatte das Gelübde gethan, zur heiligen Jungfrau von Guadalupe zu pilgern und reiste barfuss, ohne Geld, im Winter ab.

Auf dem Wege durch Wälder und Heiden machte er Reisigbündel aus trockenem Holze, für die er an den bewohnten Orten, wo er eintraf, etwas Nahrung und Unterkunft für die Nacht erhielt. Man erzählt, er habe bei der Ankunft an dem Bestimmungsorte eine Vision gehabt, die entscheidend für ihn geworden sei. Die Jungfrau sei ihm erschienen und habe ihm das nackte Jesuskind hingereicht, zugleich mit Kleidern. Das sollte ihm zeigen, er solle sich der Schwachen annehmen, die Verlassenen aufsuchen und die Armen kleiden. Wenigstens verstand er es so, denn von diesem Augenblick an begann er mit seiner Mission und erfüllte sie mit um so grösserem Eifer, da er im Auftrage der von ihm verehrten Jungfrau zu handeln glaubte. In einem weissen Rock, den ihm ein Hieronymitenbruder geschenkt hatte, auf der Schulter den Bettelsack, in der Hand den Pilgerstab, kehrte er nach Oropesa zurück und begab sich in das Armenhaus.

Das Elend der Armen rührte ihn so, dass er auf die Dörfer hinausging und das erbettelte Geld unter die Armen vertheilte. Später richtete er auf dem Marktplatz der Stadt einen Handel mit Holzbündeln ein und gab den Erlös den Armen und Kranken; er selbst schlief im Stalle.

Als er eines Tages an einem Hause angeschlagen fand: „Zu vermieten an Arme“, fasste er den Entschluss, ein Asyl daraus zu machen. Er verschaffte sich Geld von reichen Leuten, kaufte dafür Matratzen, Bettdecken, Hausrath, und brachte 46 arme Krüppel und Kranke, die er aufgelesen hatte, daselbst unter. Um sie zu beköstigen, lief er um die Stunden der Mahlzeit vor die Thüren der Reichen, das übriggebliebene Essen in Empfang zu nehmen, mit dem Rufe: „Uebet Wohlthaten, ihr Brüder, denn das gereicht zu eurem eigenen Besten.“

Johannes' Beispiel wirkte ansteckend. Es boten sich Männer zu seiner Unterstützung an, er unterwies sie in dem, was sie zu thun hätten, und er wurde damit zum Leiter einer Gruppe, die mehr und mehr anwuchs, woraus eine grosse Genossenschaft hervorging.

Die ihm zur Verfügung gestellten Mittel gestatteten ihm, die Kranken zu behandeln, „wie es sich geziemt“.

Sehr beachtenswerth ist es, dass Johannes die Krankenbehandlung wesentlich umgestaltete. Er litt z. B. nicht, dass mehr als ein Kranker in einem Bett lag; er war der Erste, der die Kranken nach der Verschiedenheit des Leidens vertheilte, kurz, er wurde der Schöpfer des modernen Krankenhauses. Uebrigens war er auch der erste, der Workhouses gründete, indem er in seinem Hospiz ein Haus einrichtete, wo obdachlose Arme und bedürftige Reisende eine Schlafstätte fanden.

Um diese Zeit nahm er den Namen Johannes von Gott an. So viel wohlthätiges Wirken blieb nicht unbekannt, der Ruf des „Vaters der Armen“ verbreitete sich durch ganz Spanien. Er benutzte das, machte eine Reise nach Granada, von wo er mit grossartigen Geschenken zurückkehrte.

Mehr noch als das Alter hatten ihn seine Anstrengungen erschöpft, denn er führte eine übertrieben strenge Lebensweise,

reiste stets zu Fuss, ohne Schuhe, ohne Hut, nur mit leinenem Zeug bekleidet, dabei fastete er sehr häufig und unterzog sich den grössten Anstrengungen, stürzte sich bei Feuersbrünsten in brennende Häuser, um Kranke herauszuholen, bei Ueberschwemmungen ins Wasser, um Kinder zu retten — und unterlag schliesslich den übermässigen Anstrengungen.

Als er seinen Tod herannahen fühlte, liess er Antonio Martin, seinen ersten Schüler, kommen, und empfahl ihm die Fortsetzung des begonnenen Werkes, dann verliess er das Bett und begann zu beten. So starb er auf den Knien.

Sein Leichenbegängniss war glänzend. Kranke berührten seine Bahre in der Hoffnung zu gesunden, das Leichentuch wurde in Stücke zerrissen und jeder Fetzen davon galt als Reliquie (MAXIME DU CAMP).

Am 21. September 1630 wurde er vom Papst Urban VIII. als Johannes von Gott heilig gesprochen.

Es ist doch merkwürdig, dass alle diese Heiligen (Lazzaretti, Loyola) ihre Laufbahn als Hirnkranken oder Verbrecher begonnen haben.

Prosper Enfantin.¹ — Ingenieur und Eisenbahndirektor, kurz alles, wozu ein vollkommener Kenner der Mathematik gehört, glaubte Enfantin der Stifter einer neuen Religion, die vom St. Simonismus ein wenig verschieden ist, werden zu müssen und war es auch wirklich. Bei einem sehr schönen Aeussern, mit breiter, hoher Stirn, besass er das vortrefflichste Herz, war indes von seiner Unfehlbarkeit in Sachen der Industrie, der Philosophie, der Malerei, wie der Kochkunst aufs tiefste überzeugt. Seine Ideen waren, wie er selbst in der den Monomanen eigenthümlichen Ausdrucksweise nannte „umfänglich“, wo alles Neue seine vorher bestimmte richtige Stellung fand. Seine neue Religion sollte der Frau die Gleichstellung mit dem Manne verschaffen. Der Geldmarkt und der Gewerbebetrieb sollten zur Poesie erhoben werden. Enfantin war der Vater der Familie und wartete beständig darauf, dass auch die Mutter gefunden werde, das freie Weib, die Eva,

¹ Bekannt unter dem Namen Père Enfantin, geb. 1794, gest. 1864.

die ein ebenso vernünftiges Geschöpf wie der Mann sein und bei ihrer Kenntniss der Bedürfnisse und Fähigkeiten der Frauen ohne Rückhalt die Würde ihres Geschlechtes zeigen und dergestalt die Vorbedingungen zu einer Erklärung der Rechte und Pflichten des Weibes abgeben würde. Dieser Phönix fand sich jedoch nicht. Frau von Staël und Frau Sand, an die Infantin und seine Jünger sich wendeten, lachten über sie, so gingen sie in den Orient, sie dort zu suchen und nach Konstantinopel, wo sie . . ein Gefängnis fanden. Das entmuthigte E. nicht, er meinte, nur grosse Männer könnten eine neue Religion stiften.

Von äusserster Herzensgüte, wie er war, opferte er sich für seine Anhänger, seine Kinder, wie er sie nannte, auf. Sie trugen wie gewisse Wahnsinnige eine gleichförmige, symbolische Kleidung. Weisse Beinkleider — das Zeichen für Liebe —, eine rothe Weste, das Zeichen für Arbeit —, einen blauen Ueberwurf als Zeichen für Glauben. Bedeuten sollte es, dass ihre Religion sich stütze auf Liebe, das Herz stärke durch Arbeit und ganz und gar vom Glauben bekleidet sei. Jeder musste auf der Brust ein Blatt mit seinem Namen tragen; ausserdem eine Halskette mit Dreiecken und einem halben Kreis, der mit einem ganzen Kreis vertauscht werden sollte, sobald Mutter Eva gefunden worden wäre.

Also die gewöhnlichen Symbole der Ganz- und Halb-Irren. Der Anflug von Irrsein (Mattoidismus) erhellt am deutlichsten aus den Programmen, auf denen mit verschiedenen Lettern stand: Der Mann gedenkt der Vergangenheit, das Weib stellt die Zukunft dar, das vereinigte Paar sieht die Gegenwart.

Trotzdessen befürwortete er die Durchstechung der Landenge von Suez und versuchte die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Geistreiche Menschen, wie Chevalier, Lambert, Jourdan waren seine Anhänger.¹

Lazzaretti. — Ein noch merkwürdigeres und zuverlässigeres Beispiel, da es unter unser Aller Augen stattfand

¹ MAXIME DU CAMP, *Souvenirs littéraires*, 1887.

und zu einem wirklich geschichtlichen Ereigniss Anlass gab, ist das Auftreten David Lazzairetti.¹ 1834 in Arcidosso als der Sohn eines, wie es scheint, trunksüchtigen, aber äusserst kräftigen Kärners geboren, hatte er Verwandte, die durch Selbstmord oder im Irrsinn ihren Tod fanden; einer derselben hatte religiösen Wahnsinn und hielt sich für Gottvater. Seine sechs Brüder waren sämtlich wahre Hünengestalten von 1,90 bis 1,96 m Körpergrösse, was übrigens in jener Gegend keine Seltenheit ist. Sie waren ausserdem sehr gewandten Geistes und hatten ein zähes Gedächtniss.

David ragte unter seinen Brüdern durch seine hohe Gestalt, durch die Regelmässigkeit und Eleganz seiner Körperformen und durch seine geistige Ueberlegenheit hervor. Sein Kopf war sehr gross, dolichokephal, sein Blick hatte für Manchen etwas Fascinirendes, für viele Andere aber etwas von einem Besessenen oder Irren. Man versichert, er sei Hypospadiäus gewesen; vielleicht war er auch schon in der Jugend impotent, was von Wichtigkeit ist, da MOREL und LEGRAND DU SAULLE² diesen Zustand oft bei erblich Belasteten gefunden haben.

Von Jugend auf äusserte Lazzairetti schon sich widersprechende und unverständige Neigungen, die bei den zu Irrensein beanlagten Personen so häufig vorkommen. Als Kind wollte er Mönch werden. Als er sich entschlossen hatte, das Gewerbe seines Vaters zu ergreifen, führte er ein unregelmässiges Leben und ergab sich dem Trunke. Dazwischen verlegte er sich aufs Lesen von Sachen, die allerdings etwas Ungewöhnliches bei Leuten seines Standes sind, von DANTE und besonders von TASSO. Im Alter von 15 Jahren nannte man ihn den „Tausendkünstler“³ um der vielen Lieder willen, die er erfand; mit der Grammatik wollte es ihm nicht glücken. Er war als Zänker und wegen seiner Schmäh-

¹ LOMBROSO, *Archiv. di Psichiatri.*, 1881, Vol. 1, fasc. 1, 2. — VERGA, *Lazzar.*, 1880, Milano.

² *Signes physiques des folies raisonnantes*, 1876.

³ VERGA, *Lazzaretti*, 1880.

sucht bekannt und allgemein gefürchtet, so dass er einmal gelegentlich eines Festes an der Spitze seiner Brüder und ohne Waffen die ganze Einwohnerschaft von Castel del Piano in die Flucht trieb. Gleichwohl begeisterte er sich leicht für einen Vortrag, ein Gedicht, eine Vorstellung, kurz für alles, was ihm edel und gross vorkam. Er bezeugte eine grosse Verehrung für Christus und Mohammed, die er die beiden grössten Menschen zu nennen pflegte, die es je gegeben habe. Schon in seinem 14. Lebensjahre hatte er, seinem eigenen Geständniss nach, mehrere der Hallucinationen, die ihm später, im Jahre 1866, so verhängnissvoll wurden. Sicher ist, dass er als junger Mann eine Neigung für eine junge Jüdin aus Pigliano gehabt hat infolge der Beredtsamkeit, mit der dieselbe ihre Religion vertheidigte. Indes pflegte er zu äussern, er hasse drei Dinge, die Frauen, die Kirchen und den Tanz.

Im Jahre 1859, mit 25 Jahren, liess er sich als Freiwilliger bei der Kavallerie einreihen und nahm 1860 an Cialdinis Unternehmen theil, aber weniger als Soldat, denn als Diener. Vor dem Abmarsch schrieb er eine patriotische Hymne, die an Brofferio geschickt wurde, der über den originellen Gedankengang und über die Schönheit einiger Verse erstaunte, die von der Schwerfälligkeit des Ausdrucks und von den zahlreichen grammatischen Schnitzern grell abstachen.

Darnach wurde er wieder Kärner und ebenso ausschweifend und schmähstüchtig wie früher. Drei Jahre zuvor hatte er eine Frau geheirathet, für die er in poetischer Stimmung sogar Liebeslieder dichtete. Sein Ehrgeiz verstieg sich sogar so weit, dass er, trotz seiner Unwissenheit, den rauen Musenweg mit wahrhaft possenhaften Versen und Tragödien nochmals zu betreten wagte.

Nachgerade schlugen seine Ideen eine bestimmtere Richtung ein. Im Jahre 1866, da er 33 Jahre alt war, traten seine religiösen Hallucinationen mit noch grösserer Heftigkeit, als im Jahre 1848 wieder auf, vielleicht infolge des Alkoholmissbrauches, vielleicht auch infolge der politischen Erregtheit. Eines Tages verschwand er. Hatte er sich früher auf Befehl der Jungfrau Maria nach Rom begeben, um den

Papst, der ihn anfangs nicht empfing, ihm später aber höflich begegnete und, wie man erzählt, eine Douche zu nehmen empfohlen hat, an seine göttliche Sendung zu erinnern, so begab er sich jetzt in das Sabiner Land zur Einsiedelei von Montorio Romano, die ein preussischer Mönch, Namens Ignaz Micus bewohnte. Dieser behielt ihn drei Monate bei sich in einer Grotte mit Namen Grotte Amadäus des Glücklichen und leitete seine theologischen Studien. Vermuthlich (das Genauere fehlt darüber) half er ihm auch beim Tattowiren seiner Stirn, obgleich Lazzaletti behauptete, der heilige Petrus habe ihm das Zeichen, das er seinen Getreuen zeigte, das er vor Fremden aber mit einer Locke bedeckte, eigenhändig eingegraben.

Dieses Zeichen bestand nach Angabe der Aerzte in einem unregelmässigen Parallelogramm, dessen obere Seite 13 Punkte in Kreuzesform bildeten. Diesem und zwei anderen Zeichen, die er auf der Schulter und an der Innenseite des Beines sich selbst beigebracht hatte, schob er eine sehr mysteriöse Bedeutung zu, etwa als Siegel über einen mit Gott abgeschlossenen Pakt.

Von da ab ging eine vollständige Veränderung mit ihm vor, wie man es beim Wahnsinn gewöhnlich wahrnimmt.¹ Aus dem schmähsüchtigen und unmässigen Zänker war ein bescheidener, genügsamer Mensch geworden, der im Sabinerland nur Brot und Wasser genoss, und während der Fasten im Gebirge nur von Kräutern und Essig lebte, in der übrigen Zeit mit Polenta oder mit einer mageren Suppe, oder mit Brot, Koblauch und Zwiebeln sich begnügte. Auf der Insel Monte-Christo zehrte er (1870) während eines ganzen Monats nur von sechs Broten und einigen Kräutern, in einem französischen Kloster während mehrerer Tage nur von einigen wenigen Kartoffeln. Was aber noch seltsamer erscheinen und

¹ In Pesaro fand ich mehrere Nonnen aus römischen Klöstern, und niemals bin ich schamloseren Gotteslästerinnen begegnet. Auch habe ich sehr fromme Juden behandelt, bei denen das erste Krankheitssymptom in der Neigung, sich taufen zu lassen, bestand. Nach ihrer Heilung wurden sie aber wieder frömmere, als sie es zuvor gewesen waren.

sogar Gebildeteren auffallen musste, das war, dass der bis dahin burleske, verwirrte Schriftsteller nicht selten elegant, stets aber treffend und in einer bilderreichen, kräftigen und frommen Sprache sich ausdrückte, wie sie nur bei den ersten Christen in Gebrauch war.

Die Geistlichen seiner Gegend, die in ihm eine neue Auflage der alten Propheten richtig erkannten, hielten seine Bekehrung für echt, um so mehr, da sie aus ihm Nutzen für Erbauung einer Kirche zu ziehen gedachten, wie dies ihre Gewohnheit ist.

Das Volk, das mit Recht erstaunt war über seinen veränderten Lebenswandel, seine Tättowirung, seine begeisterte Sprache, über seinen langen Bart und sein würdevolles Auftreten, wurde von der Geistlichkeit fanatisirt und lief in Menge hinzu, um ihn zu hören.

Man sah eine Prozession, in welcher Lazzaretti, begleitet von Priestern und von den einflussreichsten Weltlichen, nach Arcidosso, Roccalbegna, Castel del Piano, Pian Castagnajo, Cinigiano und Santa flora sich begab, wo er von der Bevölkerung kniend empfangen wurde, während die Pfarrgeistlichkeit ihm Gesicht, Hände und Füße küsste. Der Kirchenbau begann und die Beiträge regneten dazu in Ueberfluss. Aber da sie trotz ihrer Reichlichkeit doch sehr mager waren, denn die Gebirgsbewohner konnten nicht viel geben, so kam man auf den schlaun Gedanken, die Arbeitskraft auszunutzen.

Der für die Kirche bestimmte Platz lag etwa hundert Schritt von Arcidosso entfernt in Croce dei Canzacchi, dort, wo durch ein seltsames Missgeschick ihn später ein Flintenschuss treffen sollte.

Der Bau begann unter Beihülfe vieler tausend Gläubigen. Männer, Frauen und Kinder schleppten Mörtel, Balken und Steine herbei. Aber unglücklicherweise hat die Baukunst ebensogut wie die Grammatik ihre bestimmten Regeln und die blosse prophetische Begeisterung genügt nicht zu deren Ausführung. Hinkten schon Lazzarettis Verse, so war dies noch mehr der Fall mit dem so mühsam herbeigeschleppten Baumaterial, es blieb eine unbrauchbare Masse, gleich jenem

bekannten Thurme, der bis an den Himmel reichen sollte und am Ende doch nur aus einem Steinhaufen bestand.

Im Januar 1870 begründete er die „Gesellschaft zur heiligen Liga“, als das Symbol der Barmherzigkeit und als eine Gesellschaft zu gegenseitiger Hülfe. Im März 1870 reiste Lazzaretti, nachdem er vorher die Seinigen noch zu einem apostolischen Nachtmahl vereinigt hatte, in Begleitung Raphael Vicchis nach der Insel Monte-Christo ab, woselbst er sich einen Monat lang aufhielt und Episteln, Prophezeiungen und Predigten schrieb. Danach kehrte er wieder nach Montelabro zurück und brachte dort die Gesichte und prophetischen Eingebungen, welche er gehabt hatte, zu Papier. An diesem Orte war es auch, wo er wegen Aufruhrs verhaftet ward (27. April 1870). Nachdem er freigelassen war,¹ gründete er unter dem Namen der „Christlichen Familie“ eine Gesellschaft, in der man sehr mit Unrecht, einen Beweis fortgesetzter Betrügereien erblickte. Er wurde also wieder in Haft genommen, jedoch infolge der Bemühungen seines Advokaten, namens Salvi, nach siebenmonatlicher Untersuchung wieder freigelassen.

Im Jahre 1873 unternahm Lazzaretti, auf Grund göttlichen Geheisses, eine Reise nach Rom, Neapel, Turin und von da nach der Chartreuse von Grenoble. Dasselbst schrieb er die Regeln und Ordnungen des Ordens der büssenden Einsiedler, und erfand eine Geheimsprache mit Zahlenalphabet. Ausserdem verfasste er dort das „Buch der Himmelsblumen, worin folgende Stelle vorkommt: Der grosse Mann wird von den Bergen herabsteigen mit einem kleinen Gefolge von Gebirgsbauern.“ Man verbinde damit die Visionen, die Träume und göttlichen Befehle, welche er an dieser Stelle empfangen zu haben vermeinte.

Bei seiner Rückkehr nach Montelabro fand er die umliegenden Hügel von einer ungeheuren Menge Gläubiger und Neugieriger besetzt, die sich daselbst gelagert hatten, und

¹ Zum ersten Male verhaftet wurde er auf der Insel Monte-Christo, weil er dort die Fischer fanatisirt hatte und nach Orbitello gebracht (VERGA, Ueber Lazzaretti, 1880).

denen er eine Predigt über das Thema: „Gott sieht, richtet und verdammt uns“ hielt. Um dieser Predigt willen erhob die Staatsanwaltschaft gegen ihn Anklage, die bestehende Regierung stürzen und den Bürgerkrieg entfachen zu wollen!!!

Deshalb wurde er in der Nacht des 19. November 1874 zum vierten Male verhaftet und dem Gerichte in Rieti übergeben. Da in diesem Falle die Behörde darauf beharrte, nur die Gutachten solcher Sachverständigen, die nicht Fachmänner waren, einzuholen, und diese ihn, in ihrer erstaunlichen Beschränktheit, für geistesgesund, ja sogar für sehr scharfsinnig erklärten, so wurde er trotz seiner wunderlichen Veröffentlichungen und seltsamen Tättowirung wegen Betruges und Landstreicherei zu 15 Monaten Gefängniß und ausserdem zu einem Jahre Polizeiaufsicht verurtheilt.¹

Das Urtheil wurde jedoch vom Appellhofe in Perugia aufgehoben, und so kehrte er denn am 2. August 1875 nach Montelabro zurück, wo er seine Gesellschaft, der er in dem Priester Imperiuzzi ein Haupt gab, wieder herstellte. Er hatte Gefängnißqualen erduldet, und so begab er sich denn, vielleicht in der Absicht etwaigen Wiederverhaftungen aus dem Wege zu gehen, wie auch um bei den fanatischen französischen Legitimisten sich ein billiges Martyrium zu verschaffen, im Oktober nach Frankreich. In der Umgebung einer burgundischen Stadt, wohin er, wie er sagte, von Gott auf geheimniss volle Weise versetzt worden war, schrieb er ein Buch, welches er mit Recht als unergründlich bezeichnet. Dasselbe führt den Titel: Mein Kampf mit Gott, oder das Buch der sieben Siegel, nebst Beschreibung der Natur der sieben ewigen Städte. Der Inhalt ist ein Gemisch von Citaten aus der Genesis und Apokalypse, wie von Aussprüchen und sinnlosen Worten. Gleichzeitig verfasste er einen Aufruf an alle Fürsten der Christenheit, worin er sich als den grossen

¹ NOCITO und LOMBROSO, David Lazzaretti (*Archivio di Psichiatria*, II., Turin 1880). Man wird dort sehen, welche Gründe die Sachverständigen zu ihrem Irrthum veranlassten, den das Land durch enorme Opfer an Geld, und was noch betrübender ist, an Menschen büssen musste.

Monarchen bezeichnet und alle Fürsten einladet, sich mit ihm zu verbünden, denn er werde sich der lateinischen Nation unerwartet und in einer im Gegensatz zum menschlichen Stolze stehenden Weise offenbaren.“ Weiter schrieb er noch „Das Ende der Welt“ — in dem er sich selber für das Haupt, den Herrn, Richter und Fürsten über alle Mächtigen der Erde erklärte. — Mehreren dieser Schriften widerfuhr nicht nur die unverdiente Ehre der Drucklegung, sondern sie wurden auch, dank den Unterstützungen des Herrn Léon du Vachat und der italienischen wie fremden Legitimisten, welche den armen Wahnsinnigen ernst genommen hatten, in das Französische übersetzt.

Da sich jedoch einige Zeit nachher Lazzaretti vom Delirium dazu fortreißen liess, gegen die Sittenlosigkeit der Priester und die Ohrenbeichte, an deren Stelle er die öffentliche Beichte setzen wollte, zu eifern, so erklärte der Heilige Stuhl seine Lehren für falsch und seine Schriften für umstürzlerisch. Die Folge davon war, dass Lazzaretti, der noch kurz vorher zu Gunsten des Papstes das „Civilstatut des Priesterkönigthums in Italien“ verfasst hatte, am 14. Mai 1878 an seine Eremitenmitbrüder eine Ermahnung richtete und sandte, in der er gegen die „papistische Götzenverehrung“, dieses siebenköpfige Ungeheuer, loszog. Danach zieht er, wie dies die Art der Irren ist, bei denen solche Widersprüche die Regel bilden, nach Rom, legt dort sein symbolisches Siegel samt seinem Stabe nieder und schwört seine Irrthümer beim heiligen Amte ab. — Kaum ist er jedoch wieder in Montelabro angelangt, als er von neuem beginnt, die katholische Kirche anzugreifen, sie als „Krämerkirche“ und die Priester als „gottlose Schacherer, die nicht glauben und die den Glauben der Anderen ausbeuten“, zu bezeichnen. Indem er die heilige Reform predigte und sich für den Mann des Geheimnisses, den neuen Christus, den Heerführer und Rächer ausgab, ermahnte er die Gläubigen, der Welt zu entsagen, wofür er als Beweis ihrerseits Enthaltensamkeit von Nahrung und Liebesgenuss forderte, sogar seitens der Verheiratheten; wenigstens sollten die letzteren vorher mindestens

zwei Stunden nackt ausserhalb des Bettes beten, eine ebenso verrückte, wie malthusianische Idee. Ausserdem verlangte er von ihnen, dass sie ihm die für ihre Verhältnisse sehr hohe Summe von 104 000 Franken in Wechseln überliessen, was darum ein ganz verrückter Einfall war, weil die Papiere in ein Gefäss eingeschlossen werden sollten, also völlig werthlos gewesen wären.

Einen Theil des gesammelten Geldes verwandte er — was er als Wunder pries — dazu, Fahnen und Kleider, auf denen die ihm in seinen Halluzinationen erschienenen seltsamen Thiergestalten abgebildet waren, für seine Ordensbrüder, wie ein noch viel reicheres Gewand für sich selbst, anfertigen zu lassen, während die gemeinen Soldaten ein vorn auf der Brust zu tragendes Schildchen erhielten, auf dem ein an den beiden Seiten mit zwei umgekehrten C versehenes Kreuz — O†C — das gewöhnliche Sinnbild der Bruderschaft, zu sehen war.

Im August 1878 versammelte er noch mehr Leute als sonst um sich und liess, nachdem er ein Fasten und Gebete für drei Tage und drei Nächte angeordnet hatte, öffentliche Predigten und andere für die Gläubigen halten; die letzteren hatte er in verschiedene Ordensklassen, mit den Benennungen: Priestereremiten, Büssereremiten, bussfertige Eremiten und einfache Genossen des heiligen Bundes und der christlichen Bruderschaft, eingetheilt.

Nachdem sie die sogenannte Besserungsbeichte am 14., 15. und 16. August abgelegt hatten, liess er auf dem Thurme das grosse Banner mit der Inschrift: „Die Republik ist das Reich Gottes“ aufziehen. — Als dies geschehen war, liess sich der Prophet zu den Füßen eines eigens zu diesem Zwecke errichteten Kreuzes, in Gegenwart aller seiner Anhänger, feierlich den Eid der Treue und des Gehorsams leisten, — ein Umstand, der einen der Brüder Davids veranlasste, ihn auf das Bedenkliche seines Vorhabens aufmerksam zu machen.

Leider vergebens! Vielmehr lautete seine Antwort, als ihm Jemand die Möglichkeit eines Zusammenstosses andeutete, er werde ihnen am folgenden Tage durch ein Wunder beweisen, dass er von Gott, in der Gestalt des Heilandes, als Feldherr

und Richter gesandt, und infolge dessen unverwundbar sei; jede irdische Macht und Gewalt müsse seinem Willen weichen, ein blosser Wink mit seinem Kommandostab reiche hin, die Anstrengungen Derer zu nichte zu machen, welche so vermessen wären, sich ihm zu widersetzen.“

Ebenso antwortete er einem Genossen, der ihn auf den voraussichtlichen Widerstand seitens der Regierung hinwies: „er werde nicht bloss die Kugeln mit seinen Händen auffangen und die Waffen, welche man gegen ihn und seine getreuen Anhänger richten werde, unschädlich machen, sondern die königlichen Karabinieri selbst würden seine Ehrenwache bilden.“ Immer trunkener vom Wahnsinn, schrieb er mit erstaunlichem Ernste dem Polizeikommissar, dem er vorher die Vorbereitungen für die Feier gezeigt und halb und halb das Versprechen, den Umzug wieder abbestellen zu wollen, gegeben hatte: „Er sei dazu nicht mehr in der Lage, da er von Gott höhere Befehle im entgegengesetzten Sinne erhalten habe.“ Ausserdem bedrohte er die Ungläubigen, welche aus Mangel an Glauben sich gegen ihn empören würden, mit dem Blitzstrahle des Himmels.

Mit solchen Vorsätzen führte er am 18. August den zahlreichen Haufen aus Montelabro, indem er die Richtung auf das tiefer gelegene Arcidosso einschlug. Seine Kleidung bestand aus einem königlichen Purpurmantel mit Goldstickerei und einer dreifachen Krone über einem Helm mit Federbusch; in der Hand trug er den sogenannten Feldherrnstab. Seine vorzüglichsten Anhänger waren, obwohl weniger reich als er selbst, doch nicht minder bunt und, was den Schnitt der Gewänder anbelangt, auffallend gekleidet, je nach dem Grade, den sie im „heiligen Bunde“ einnahmen; die geringen Brüder schritten in ihrem gewöhnlichen Anzuge, ohne ein anderes Abzeichen als die oben beschriebene sinnbildliche Platte, einher. Sieben Graduirte der „Brüderschaft“ trugen ebenso viele Banner mit dem Motto: „Die Republik ist das Reich Gottes.“

Die Vorfälle der letzten Stunden zu erzählen, halte ich für überflüssig.

Er, der sich kurz vorher noch den König der Könige genannt und sich seiner Abstammung aus königlichem Blut und von David gerühmt hatte, der alle irdischen Könige in seiner Hand hielt, und sich unverwundbar wähnte, fiel zu Tode getroffen, wenn nicht durch die Hand, so doch auf Befehl eines Polizeioffiziers, der oftmals sein Gast gewesen. Noch fallend soll er, in einer letzten Selbsttäuschung, ausgerufen haben: „Der Sieg ist unser!“

Das steht fest, der Umzug, den er veranstaltet hatte, war nicht bloss friedlich, sondern auch durchaus harmlos.

„An dem Tage, an dem, wie Nocito¹ sehr richtig bemerkt, der Hammer des Tischlers die Kiste öffnete, welche die Schuldbeweise für Davids Auftreten enthalten sollte und da man statt solcher die „Madonna der Berathungen“, samt einem Bilde Davids, das ihn als einen begeisterten Krieger, der mit dem Heiligen Geist redet, darstellt, daraus hervorzog; an dem Tage wo, wie aus der Arche Noah, alle die seltsamen Thiere zum Vorschein kamen, welche Davids Phantasie geboren hatte, als Adler, Schlangen, Tauben, Flügelrosse, Stiere, Löwen, Hydren; dann Priesterstolen, Krönungsmäntel, Oliven- und Dornenkronen, um damit seine Fahnen zu schmücken; an dem Tage, an welchem alle Welt diese seltsamen Gewänder sehen konnte, wo die Polizei trotz vielen und sorgfältigen Nachforschens in den Häusern und Taschen der Lazzarettisten nichts anderes, als Rosenkränze und Kruzifixe zu entdecken vermochte; an dem Tage hauptsächlich, wo man die seltsamen Schuhe seiner Anhänger, sowie die hohepriesterlichen Holzschuhe, welche der heilige David getragen, die ihm ein Fortbewegen in ihnen nur mühsam gestatteten, bewundern konnte: seit dem Tage zweifelte niemand mehr daran, dass die Regierung einen Monomanen für einen Rebellen angesehen hatte.“

Er hatte sich auf jene Stelle des Nicäaschen Glaubensbekenntnisses gestützt, wo gesagt ist, dass Christus von den Todten auferstanden sei und im Himmel sitze zur Rechten des Vaters, „von wannen er kommen wird zu richten die Leben-

¹ L. c.

digen und die Todten.“ *Inde venturus est judicare vivos et mortuos.*

Da er diesen Christus, den Heerführer und Richter, nach so langer Zeit noch nicht hatte erscheinen sehen, so bildete er sich ein, er selbst sei zu dieser Rolle berufen. Jesus Christus hatte 12 Apostel gehabt, also wollte er auch so viele haben. Wie Jesus Christus den heiligen Petrus unter der Zahl seiner Apostel, so wollte auch er einen St. Peter haben, dem er ein schönes Paar kreuzweise übereinander gelegter Schlüssel aus Pappe auf die Brust hing. Jesus Christus fastete vierzig Tage, und Lazzaretti desgleichen, mitten im Winter, auf der Insel Monte-Christo, wo er sich beim Brausen des Sturmes, bei den Schlägen des Blitzes, und während die ganze Insel erbehte, mit Gott unterhielt. Jesus Christus hatte seine Jünger am Ostertage zum Abendmahl versammelt, und Lazzaretti hielt das Abendmahl mit seinen Jüngern am 15. Januar 1870, wobei er Folgendes sagte: „So hat es Dem gefallen, der mich bei meinem Werke leitet. Wisset, dass dieses Mahl das grösste Geheimniss in sich trägt, gedenket daran, dass ihr an einem Orte euch befindet, den Gott sich als Wohnung, oder, um mich deutlicher auszudrücken, zu seiner Anbetung erwählt hat. Hier, hier, auf diesem Boden, nicht weit von uns, sollen wunderbare Pyramiden, die das Orakel seiner göttlichen Majestät sein werden, zur Ehre seines hochheiligen Namens erstehen.“

Um nun seine tolle Idee der Nachahmung Christi zu vervollständigen, ersann er ein ganz eigenes Sakrament, das Sakrament der Besserungs-Beichte,¹ welches im Grunde nur eine leichte Abänderung der Ohrenbeichte war.

Doch auch damit begnügte sich David Lazzaretti noch nicht, sondern er wollte seine Verklärung und sein Erdbeben, welches er für den 18. August 1878 angekündigt hatte, ebenfalls haben.

Als der Arzt zögerte die Steinoperation an einem seiner Söhne vorzunehmen, entriss er ihm das Messer und operirte eigenhändig; selbstverständlich starb das Kind daran, während

¹ *Confessione d'emenda.*

Lazzaretti ruhig wiederholte: „Der Sohn Davids könne nicht sterben.“

Nach dem ärztlichen Bericht fand man an seinem Leichnam eine zweite Tättowirung, nämlich das gewohnte Kreuz inmitten einer umgekehrten dreifachen Krone. Die deshalb befragten Brüder sagten aus, dass er sich in Frankreich ein goldenes Siegel, welches er das „kaiserliche Siegel“ zu nennen pflegte, habe anfertigen lassen und dass er mit diesem in siedendes Oel getauchten Stempel zuerst sein eigenes Fleisch, und sodann das seiner Söhne und seiner Frau gebrannt habe. Durch dieses Gepräge, das in Wahrheit sowohl für die den Wahnsinnigen eigene Unempfindlichkeit gegen physischen Schmerz, als auch für ihr Bestreben, ihren Verrücktheiten durch Sinnbilder und Abbildungen Ausdruck zu verleihen, einen schlagenden Beweis liefert, behauptete er ein sichtbares Zeichen seiner und seiner Familie Abstammung vom Kaiser Konstantin dem Grossen zu hinterlassen.

Aber bloss aus Königsgeschlecht entsprossen zu sein, genügte ihm nicht; auch nach der Weltherrschaft strebte er, obwohl er bescheiden genug war, einen Fürsten zu schaffen, um ihn damit zu belohnen. Zu diesem Zwecke richtete er an die „christlichen Fürsten“ folgendes Manifest:

„Ich wende mich an alle Fürsten der Christenheit, Katholiken, Schismatiker oder Ketzer, vorausgesetzt, dass sie getauft sind. Ob sie mit der Macht und der Regierung der Völker betraut sind, gilt mir gleich, nur müssen sie aus königlichem Blute stammen. Ich rufe sie alle auf, und den ersten von ihnen, der sich mir vorstellt, setze ich anstatt meiner ein, falls er nicht unter zwanzig und über fünfzig Jahre alt ist, auch kein körperliches Gebrechen hat.“

Das Seltsamste ist, dass ihn der Graf von Chambord beim Worte nahm und ihm zu diesem Zweck eigens eine Gesandtschaft zuschickte. Fürwahr! eine eigenartige Uebereinstimmung zwischen einem Könige des Irrenhauses und einem solchen des Museums!

„Ich bedarf“, heisst es in dem fraglichen Schriftstück weiter, „eines christlichen Bündnisses, und bin von heute ab ent-

schlossen, dieses grosse Unternehmen zu beschleunigen; und wenn sie (die christlichen Fürsten) innerhalb dreier Jahre, vom Tage der Bekanntmachung dieses meines Aufrufes, nicht zu mir kommen, so verlasse ich Europa und gehe zu den Ungläubigen, um mit diesen das zu vollbringen, was mir bei den Gläubigen nicht möglich war.

Aber wehe, wehe dann euch allen, ihr Fürsten der Christenheit! Im Herzen Europas wird der grosse siebenköpfige Antichrist erstehen, um euch zu strafen, und ein junger Mann aus dem Norden wird bis ins Herz Frankreichs vordringen, und das zu sein behaupten, was ich bin.“

Von da an hatte sich bei Lazzaretti die fixe Idee festgesetzt, er sei der König der Könige und der Fürst aller Fürsten. So sagte er zum Bürgermeister von Arcidosso, als dieser seinen Befehlen den Gehorsam verweigerte: „Ich bin der König der Könige und der Alleinherrscher aller Alleinherrscher. Alle Fürsten der Welt trage ich auf meinen Schultern. Alle Karabinieri und Soldaten sind mein und von mir abhängig, und es giebt keine Stricke, um mich zu fesseln.“

Der Zeuge G. B. Rossi, welcher der Predigt am 17. anwohnte, hörte David sagen, er sei der König der Könige, und der richtende Christus; der Papst dürfe nicht länger in Rom residiren, doch wolle er ihm, unter gewissen Bedingungen, eine andere Residenz anweisen; und selbst der König von Italien sei sein Unterthan geworden, er fürchte sich vor keiner Heeresmacht und wären es auch eine Million Soldaten, denn es sei für die Unterthanen unmöglich, ihren Monarchen zu verhaften.

Wie schon weiter oben bemerkt, hatte er als Sinnbild das O†C angenommen, von welchen zwei C, denen er eine solche Wichtigkeit beilegte, sowohl das erste als das zweite, Christus bedeuteten — nämlich Christus, den Sohn des heiligen Joseph aus Nazareth, und Christus, den Sohn des verstorbenen Joseph von Arcidosso. Wie aber Jesus Christus zu Konstantin, dieser zu David, und alle drei zu Lazzaretti kommen, dafür fehlt mir, offen gesagt, jedes Verständniss. Eine Beziehung dafür findet man eben nur in den seltsamen Widersprüchen und Abgeschmacktheiten, welche in dem Beharren auf dem

Gedanken des Princeps, bei den Monomanen beständig zum Vorschein kommen, weshalb man sie Verrückte zu nennen pflegt. Obgleich sie mehr als die Paralytischen ihren Charakter bewahren und bestrebt sind, ihrem Unsinn einen gewissen Anstrich zu geben, so kümmern sie sich doch, sobald es sich für sie darum handelt, der sie beherrschenden fixen Idee freie Bahn zu schaffen, nicht um die Widersprüche, welche ihnen aufstossen.

Dies ist der Fall mit Lazzaretti, der zuerst den Papst aufforderte Italien zu befreien, dann, als der Papst ihn in den Bann gethan und mit Verachtung gestraft hatte, gegen den päpstlichen Götzendienst eiferte; er, der als treuer Sohn der römisch-katholisch-apostolischen Kirche sterben wollte, schrieb gegen die Ohrenbeichte, das A und das O des Katholizismus; er, der Sohn Davids, wollte auch der Konstantins sein u. s. w.

Passanante.¹ — Passanante, der Königsmörder aus Neapel, ist nicht erblich belastet. Im Alter von 29 Jahren war er 1 Meter 63 cm gross und wog 51 kg, d. h. 14 kg weniger, als das Durchschnittsgewicht der Neapolitaner beträgt. Seine Schädelform ist fast die eines Mikrokephalen, der Schädelindex beträgt 82, der wahrscheinliche Rauminhalt 1513; seine Gesichtsbildung ähnelt der des Mongolen und des Kretins zugleich, die kleinen, tiefliegenden Augen stehen übermässig weit auseinander; die Jochbeine sind ausserordentlich entwickelt, der Bartwuchs spärlich. Die Pupille ist fast unbeweglich, die Geschlechtstheile sind atrophisch, was mit einer fast vollständigen Anaphrodisie zusammenhängt, Milz und Leber dagegen hypertrophisch. Die Achselhöhlentemperatur beträgt 37° 8 bis 38°, der Pulsschlag 88; die Kraftentwicklung des rechten Armes, die im Verhältniss zu der des linken äusserst gering ist, ergab 60 kg. Der Grund dieser Schwäche liegt in einer früheren Brandwunde der Hand und hat für uns darum eine hohe Bedeutung, weil dadurch die Vollführung des Verbrechens verhindert wurde, namentlich wenn man das wuchtige Instrument, was ihm als Waffe diente, nebst der

¹ Vgl. LOMBROSO, *Considerazioni sul processo Passanante*, pag. 16, 17. — TAMBURINI, desgl. 1876.

günstigen Stellung, welche er einnahm, in Anschlag bringt. Sein Empfindungsvermögen war pervers, der Tastsinn am Handrücken statt des normalen von 16—20, nur 5 mm, an der Stirn statt 20—22, nur 7 mm. (Die Handfläche wurde nicht gemessen.) Die Empfindlichkeit gegen Stiche war sehr gering. Im Gefängnisse hatte er Hallucinationen mit Tobsuchtsanfällen.

Alle diese Merkmale sind deutliche Anzeichen sowohl einer Erkrankung der Unterleibs-Eingeweide, als auch des Zentralnervensystems. Noch klarer ergibt sich dies aus seinem psychischen Verhalten. Eine oberflächliche Prüfung konnte allerdings zum Glauben verleiten, seine Neigungen und sein sittliches Empfinden seien normal; denn er hegte wirklich Abscheu gegen Verbrechen, lebte sehr mässig und enthaltsam, bald zu fromm, bald übertrieben patriotisch. Stets jedoch geberdete er sich als eine Art Märtyrer für eine seit Jahren herangereifte Idee, was ihm als Politiker wohl Hass, aber als Einzelperson nur Achtung zuziehen kann.

Aber alle diese Dinge (auch wenn man vom Delirium als der möglichen Folge der Gefängnisshaft absieht) sind werthlos in den Augen Dessen, der das oben Gesagte erwägt, dass nämlich: Sparsamkeit und Selbstlosigkeit besondere Kennzeichen Halbverrückter und oft auch vieler Wahnsinnigen sind, welche scheinbar viel mehr am Vaterlande und der Menschheit hängen, als an ihrer Familie und an sich selbst. Zudem erwähnt Passanante in seinen Schriften mit Behagen die Mordthaten, welche seine Landsleute untereinander begingen; — wenn sie unter Todesdrohungen die Fremden ihres Geldes beraubten; und mit besonderem Wohlgefallen erzählt er den boshaften Streich, den man einem armen Mann dadurch spielte, dass man den ihm lieb gewordenen Kirschbaum boshafterweise ausgrub, seiner Früchte beraubte und ihm denselben dann vor der Hausthür niederlegte. Die krankhafte Apathie bekundet sich namentlich in der Gefühllosigkeit, die er nach begangnem Verbrechen der entfesselten Volkswuth gegenüber zeigte; während doch selbst die fanatischsten politischen Mörder, wie Orsini, Sand und Nobiling nach vollbrachter That verstört waren und oftmals Selbstmordversuche begingen.

Noch deutlicher wird dies durch den wahren Beweggrund seiner That bewiesen. Da er, wegen seines politischen Wahnsinnes von allen seinen Arbeitgebern weggejagt, als Landstreicher aufgegriffen und ausserdem von der Polizeiwache misshandelt worden war, da er eine Eitelkeit besass, die nur durch das Unvermögen, sie zu befriedigen übertroffen wurde, — da er nicht den Muth hatte, sich zu tödten, so war all sein Sinnen darauf gerichtet, die Helden nachzuahmen, welche er in den Vereinsversammlungen (gegen die er selber geeifert hatte) hatte preisen hören, um so sein Leben durch Anderer Handenden zu können.

„Da mich meine Herren misshandelten und ich meines Lebens überdrüssig war, so beschloss ich, um mich nicht selbst tödten zu müssen, ein Attentat auf das Leben des Königs zu unternehmen,“ sagte er kurz nach seiner Verhaftung zum Quästor. Und zum Untersuchungsrichter Azzaritti: „Ich habe das Leben des Königs bedroht in der Zuversicht, hingerichtet zu werden.“ Und wirklich war er zwei Tage früher viel mehr mit dem Abschied, welchen ihm sein Herr ertheilte, beschäftigt als mit dem Königsmorde, wie er denn, um seine Lage zu verschlimmern, bei seiner Verhaftung den Polizeibeamten darauf hinwies, er habe sein revolutionäres Notizbuch vergessen, in welches er: „Tod dem König, es lebe die Republik!“ hineingeschrieben hatte. Es war dies ein Fall von indirektem Selbstmord, wie ihrer MAUDSLEY, CRICHTON, ESQUIROL¹ und KRAFFT-EBING so viele angeführt haben. Solcher Selbstmorde haben sich aber stets nur Wahnsinnige und feige unmoralische Menschen schuldig gemacht. Ich betone diesen Beweggrund hier so stark, weil er ihm das Mittel lieferte, der ihn beherrschenden unsinnigen Eitelkeit zu fröhnen, die ihm mehr als das Leben galt. Es gewährt bekanntlich manchen eitlen Selbstmördern einen hohen Genuss, mit Gepränge aus dem Leben zu scheiden, wie z. B. jenem Engländer, der für sich allein eine Messe kom-

¹ ESQUIROL berichtet uns von einer Wahnsinnigen folgenden Ausspruch: „Ich habe nicht Muth genug mich selbst zu tödten, daher werde ich um zu sterben, Jemanden ermorden müssen.“ Und sie trachtete ihrer Tochter in der That nach dem Leben.

ponieren, sie öffentlich aufführen liess und, während das „Requiescat“ gesungen wurde, sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Sein Fanatismus ist also kein politischer, sondern entspringt vielmehr seinen lächerlichen und konfusen Hirngespinnsten. Nicht wenn man seine Partei schmähte, zitterte und weinte er vor Gericht, sondern wenn man ihm verweigerte, seine Briefe vorzulesen; wenn man ihn in seiner Ehre verletzte und ihm vorwarf, er lese immerwährend, anstatt die Teller zu reinigen. Ein Beweis für seine Halbverrücktheit ist, dass er diese zu seinen Gunsten sprechende Thatsache leugnete.

Seinen Verstand konnte man eher abweichend und originell nennen, nicht aber dem gewöhnlichen überlegen. Derselbe äusserte sich viel lebhafter in seinen Worten als in seinen Schriften (ein besonderes Kennzeichen der Mattoiden). Selten begegnet man bei ihm, wie dies in den Werken Wahnsinniger der Fall ist, einem rohen Ausdrucke. Damit ist indes durchaus nicht gesagt, dass sich nicht hier und da beim Durchblättern seiner Papiere eine merkwürdige und originelle Stelle findet.

Trotz aller Seltsamkeiten kann man seinen Vorschlägen eine gewisse Originalität nicht absprechen, wie z. B. „man solle, wie die Abgeordneten, die Beamten, damit sie etwas weniger stolz seien, aus allgemeiner Wahl hervorgehen lassen; die Gefangenen lieber die wüstliegenden Aecker bearbeiten lassen, als zugeben, dass sie in Müssiggang verkommen; man solle die wehrpflichtigen jungen Leute zu den Fahnen einberufen, bevor sie einen Beruf gewählt haben. So eifert er gegen Kaiser Wilhelm, „der Frankreich fünf Milliarden entrissen hat“: „Wer Dornen säet, soll nicht barfuss gehen.“ Ein guter Gedanke ist auch, obgleich er von den Türken entliehen ist, dass in allen Dörfern für die Reisenden eine freie Herberge errichtet werden soll.

Ebenfalls schön ist die Stelle, in der er die vaterländischen Ideen in einer kleinen italienischen Landschaft schildert: „Seit unserer Kindheit zeigt man uns das Vaterland zuerst da, wo sich das einfache Thürmchen erhebt,“ und die folgende:

„Wie oft haben die Unterdrückten Gott angerufen, der aber nie ihres Jammers sich angenommen hat . . ., als Sklave, vor Hunger sterbend, muss der anständige und freie Bürger enden, oder er wird umgebracht, wenn er nicht auf die Galeere geschickt wird.“

Vor allem merkwürdig aber ist nachstehender Ausspruch, von dem man sagen könnte, er habe ihn in „eigener Sache“ gethan, wäre er nicht lange Zeit vorher schon niedergeschrieben worden: „Es ist verwerflich, dass die Regierung strenge Strafen über Denjenigen verhängt, der die blosser Idee hat, die Regierungsform zu ändern und das Staatsoberhaupt anzu-fallen. Das Vaterland ist die gleiche Mutter für Jeden, das Gesetz muss Allen als die Schwester des Todes gelten, die Keinen verschont und die, im gegebenen Augenblick, zu-schlägt.“

Sehr treffend ist sein Vergleich des Menschen, der die Einsamkeit sucht, mit dem, welcher sich in die Gesellschaft stürzt: „Sobald der Mensch allein steht, ist er schwach wie Glas, wie denn zwischen einem Glase und der Kraft eines einzelnen Menschen ein grosser Unterschied nicht vorhanden ist; in der Vereinigung dagegen stählt sich der Mensch und hat die Kraft von tausend Simsons.“

Aber wahrhaft über das Durchschnittsmaass erhebt er sich in seinen mündlichen Entgegnungen. So z. B.: „Die Geschichtskennntniss, welche man durch Erfahrung im Volke sich erwirbt, ist viel lehrreicher, als die aus Büchern erworbene.“ — „Das Volk ist der Herr der Geschichte“ und ähnliche Antworten. Um sich zu rechtfertigen, dass er, der arme Küchenjunge, sich anmasse, ein Schriftsteller zu sein, antwortete er: „Wo der Weise irrt, findet oft der Unwissende den richtigen Pfad.“

Als man ihn darüber befrag, was im Gewissen vorgehe, wenn man auf dem Punkte stehe, etwas Böses zu verüben, antwortete er: „Ein zwiefacher Wille lebt in uns, wovon der eine treibt, während der andere abmahnt; welcher von beiden nun im Streite obsiegt, der bestimmt die Handlung.“

Aber gerade an diesem bei einem gewöhnlichen Koch so auffälligen Aufflackern politischen Genies erkennt man die

Geisteskrankheit. Denn das vergesse man nie, dass diese schönen Dinge mehr Ausnahmen als Regel bilden. Die Regel ist eben das Banale und Absurde. Schlägt er doch in demselben Gesetzbuch, worin er Falschmünzer und Diebe hängen will, vor — die Todesstrafe abzuschaffen. In dem einen Artikel will er den König ermorden und begehrt in einem zweiten für ihn eine Pension von zwei und einer halben Million Lire!!!¹

Guiteau. — Das Gleiche lässt sich von Guiteau sagen. Derselbe war in überaus hohem Grade mit Degenerationsmerkmalen behaftet, seine Handschrift war ganz die der Halbverrückten.

Auch waren viele von seinen Familienangehörigen Irrsinnige und Fanatiker. Er selber hatte sich in allen Berufen, z. B. als Advokat, Geistlicher, Politiker und Betrüger, versucht und gab vor, eine grosse Entdeckung bezüglich der Geburt Jesu gemacht zu haben. Das Wahre daran ist, dass er sehr viel Papier verklebte und Zeitungen, wie einfältige Abhandlungen über das „Dasein der Hölle“ und „die Wahrheit“, die er unter göttlicher Eingebung diktirt haben wollte, veröffentlichte. Obgleich er glaubte, Gott habe, um ihn für seine seltsamen Predigten zu belohnen, seine Schulden bezahlt, wie auch, dass Gott es sei, der ihm befohlen Garfield zu ermorden, so wollte er sich an Letzterem doch nur dafür rächen, dass er ihn weder zum Konsul in Liverpool, noch zum Gesandten für Oesterreich u. s. w. ernannt hatte — zum Dank für die Mühe, die er, Guiteau, sich, wie er meinte gegeben habe, um ihn auf den Präsidentenstuhl zu bringen.

Amerikaner. — Die Zahl der grossen Männer der Argentinischen Republik, welche geisteskrank waren, ist eine so ansehnliche, dass sie MEJIA das Material zu einem der schönsten und merkwürdigsten Werke geliefert hat, die die Neue Welt hervorbrachte.²

¹ Und trotz dessen haben sechs italienische Aerzte Passanante, der auf der Galeere stets überwacht wird, für völlig geistesgesund erklärt.

² *Las Neurosis des los Hombres celebres en la Historia Argentina* par José Maria Ramos Mejia, Buenos-Ayres, 1878.

So z. B. war, nach MEJIA, Rivadura Hypochonder und starb infolge von Gehirnerweichung; Manuel Garcia litt ebenfalls an Hypochondrie und starb wahrscheinlich an einem Gehirnschlag; der Admiral Brown litt an Verfolgungswahn; Varela war epileptisch; Francia litt an melancholischem Wahnsinn, Rosas war moralisch irre; Monteagudo hysterisch (l. c).
